Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

DAS CURATORIUM:

Dr. R. Gneist
Ordentl. Professor an der Kgl. Universität zu Berlin.

Dr. K. Werder
Geh. Rath und Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Graf Usedom
Königl. Preuss. Wirkl. Geh. Rath.

Adolf Hagen
Stadtrath.

STATUT:

§. 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an das Bureau des Vereins für Deutsche Literatur in Berlin direct zu richten.

§. 2. Jedes Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von *Achtzehn Mark* R.-W. (Für die Serie I—IV betrug derselbe 30 Mark pro Serie.)

§. 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie vier Werke aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren. Jedes dieser Werke 20—23 Bogen umfassend, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbande. Nur bei poetischen Werken wird nicht immer der festgesetzte Umfang der Vereins-Publicationen innezuhalten sein, dafür jedoch diesen Werken eine besonders elegante Ausstattung zugewendet werden.

§. 4. Ein etwaiges Austretenwollen ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Serie dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§. 5. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler R. HOFMANN in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

Jeder Band ist eleg. in Halbfranz mit vergoldeter Rückenpressung gebunden.

☞ Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie das Bureau des Vereins in Berlin, Kronenstrasse 17, nehmen Beitritts-Erklärungen entgegen. ☜

In den bisher erschienenen Serien I—VII kamen nachstehende Werke zur Vertheilung:

Serie I

Bodenstedt, Fr., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

Hanslick, Dr. Ed., Die moderne Oper.

* **Löher, Franz v.**, Kampf um Paderborn 1597—1604.

* **Osenbrüggen, E.**, Die Schweizer, Daheim und in der Fremde.

* **Reitlinger, Edm.**, Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.

* **Schmidt, Adolf**, Historische Epochen und Katastrophen.

Sybel, H. v., Vorträge und Aufsätze.

Serie II

* **Auerbach, Berthold**, Tausend Gedanken des Collaborators.

Bodenstedt, Fr., Shakespeare's Frauencharaktere.

* **Frenzel, Karl**, Renaissance- und Rococo-Studien.

* **Gutzkow, Carl**, Rückblicke auf mein Leben.

* **Heyse, Paul**, Giuseppe Giusti, Gedichte.

* **Hoyns, Dr. G.**, Die alte Welt.

* **Richter, H. M.**, Geistesströmungen.

Serie III

Bodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder. carton.

* **Büchner, Louis**, Aus dem Geistesleben der Thiere.

* **Goldbaum, W.**, Entlegene Culturen.

* **Lindau, Paul**, Alfred de Musset.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten. (Vergriffen.)

Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände.

* **Vambéry, H.**, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Serie IV

* **Dingelstedt, Fr.**, Literarisches Bilderbuch.

Büchner, Dr. Louis, Liebesleben in der Thierwelt.

* **Lazarus, Dr. M.**, Prof., Ideale Fragen.

* **Lenz, Dr. Oscar**, Skizzen aus Westafrika.

* **Strodtmann, Ad.**, Lessing, Ein Lebensbild.

* **Vogel, Dr. H. W.**, Professor, Lichtbilder nach der Natur.

* **Woltmann, Dr. A.**, Professor, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

Serie V

Hanslick, Prof. Dr. E., Musikalische Stationen. (Der modernen Oper II. Theil.)

Cassel, Professor Dr. Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

Werner, Contreadmiral a. D., Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben. 3. Auflage.

Lauser, Dr. W., Von der Maladetta bis Malaga.

Serie VI

Lorm, Hieronymus, Der Abend zu Hause.

Schmidt, Max, Der Leonhardsritt, Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

Genée, Dr. Rudolf, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

Kreyssig, Friedrich, Literarische Studien und Characteristiken.

Serie VII

Weber, M. M. Freiherr von, Vom rollenden Flügelrade.

Ompteda, Freiherr von, Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Dr. Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

Das moderne Ungarn. (Eine Sammlung von Essays.) Unter Mitwirkung von Maurus Jókay, Franz von Pulszky, Professor Vámbéry, Karl von Eötvös, Wolfgang von Deak, Eugen Péterfy, Ludwig Hevesi, Koloman Mikszáth und Anderen, herausgegeben von Dr. Ambros Neményí.

In der Folge werden erscheinen:

Ehrlich, Prof. H., Lebenskunst und Kunstleben.

Wittmann, H. und Speidel, L., Aus Schiller's Leben. Unedirte Briefe zwischen Schiller und berühmten Zeitgenossen.

Klein, Dr. H. J., Astronomische Unterhaltungen.

Lotheisen, Prof. Dr. Ferd., Margarethe von Navarra. Ein Cultur- und Literaturbild aus der Zeit der französischen Renaissance.

Bezugs-Erleichterung von Serie I—IV.

Damit den verehrlichen Mitgliedern, welche der V., VI. u. VII. Serie beitreten, Gelegenheit gegeben wird, sich aus den bereits ausgegebenen 4 Serien die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Einkaufspreise von 6 Mark** pro Band anschaffen zu können, haben wir bei den mit * bezeichneten Bänden aus Serie I—IV Bezugs-Erleichterung bei einer **Auswahl** aus den erschienenen 27 Bänden der I—IV Serie eintreten lassen und geben zu einem bedeutend ermässigten Preise ab und zwar:

☞ 7 verschiedene Bände nach freier Auswahl aus den ersten vier Serien anstatt des früheren Subscriptionspreises von 30 Mark zu 25 Mark.

☞ 10 verschiedene Bände nach freier Auswahl aus den ersten vier Serien anstatt des früheren Subscriptionspreises von 45 Mark zu 35 Mark.

☞ 14 verschiedene Bände nach freier Auswahl aus den ersten vier Serien anstatt des früheren Subscriptionspreises von 60 Mark jetzt 50 Mark.

☞ 21 verschiedene Bände nach freier Auswahl aus den ersten vier Serien anstatt des früheren Subscriptionspreises von 90 Mark jetzt 70 Mark.

Sämmtliche 4 Serien = 27 Bände zum ermässigten Preise von 90 Mk.

Den Einzelpreis pro Band — elegant gebunden 6 Mk. — haben wir bei den mit * bezeichneten Werken auf 4 Mark 50 Pf. ermässigt. Der Einzel-Preis der übrigen Bände bleibt wie früher 6 Mark.

Bureau des Vereins für deutsche Literatur.

Geschäftsführende Leitung:

R. Hofmann,

Verlagsbuchhändler in Berlin, Kronenstrasse 17.

Dr. L. Lenz, Schriftführer.

Das moderne Ungarn.

Essays und Skizzen

von:

Johann von Asbóth, Dr. Ágay, Ludwig Aigner, Stefan Barfalus, Alfons Danzer, Wolfgang Deák, Karl von Eötvös, Prof. Dr. G. Heinrich Maurus Jókai, Ludwig Hevesi, Otto Herrmann, Koloman von Mikßáth, Dr. A. Ötvös, Franz von Pulßky, Dr. J. Pasteiner, Eugen Péterfy, Dr. Fr. Riedl, Prof. Dr. Eugen von Rodiczky, Graf Anton Szécsen, Max Schütz, Koloman von Törs und Prof. H. Vámbéry

herausgegeben

von

Dr. Ambros Neményi.

Berlin 1883.
A. Hofmann & Comp.

Vorwort des Herausgebers.

In einer Zeit heller Parteikämpfe entstanden, ist das Buch, welches der Leser hier empfängt, keine Parteischrift. Seine Tendenz ist auf dem Titelblatte klar genug ausgedrückt. Es soll ein Bild gegeben werden von den geistigen Strömungen im neuen Ungarn, von dem Wirken, von der Bildung, von den Aspirationen des Landes, des magyarischen Stammes zumal.

Ist es ein Fehler, daß diese Arbeit einmal durch magyarische Schriftsteller besorgt wird? Wir denken nicht, daß dem so sei.

Denn es ist, wenn man das Wort gestatten will, ein Rechenschaftsbericht, es ist keine Selbstverherrlichung, die hier geboten wird. Und sollten wirklich nur Fremde geeignet sein, das Leben einer Nation zu schildern, wie es in Wahrheit beschaffen ist? Fremde in großer Zahl haben über unser Land geschrieben. Deutsche, Engländer und ach, Herr Tissot gar, dessen Werk — weil man seine Gründlichkeit ja gerade in

Deutschland am besten zu schätzen weiß — sofort nach dem Erscheinen des Originals ins Deutsche übertragen worden ist. Es gab unter diesen Schilderern ungarischen Lebens auch solche, die sich vier Wochen und darüber im Lande aufgehalten hatten, der Sprache des Volkes war freilich keiner von ihnen mächtig. Selten, daß Einer die Gemarkung der ungarischen Hauptstadt verließ, Land und Leute sahen sie auf der Reise von Wien nach Pest aus den Waggonfenstern und Jeder arbeitete auf der Grundlage, die seine Vorgänger geschaffen hatten, die wieder auf Grund von alten Anekdoten, poetischen Erinnerungen, schauerlichen Illustrationen und mangelhaften Reisebüchern längst verschwundener Zeiten ihr souveränes Urtheil aufbauten.

Ein entlegenes Volk, gering an Zahl, hat vielleicht keinen Anspruch darauf, daß Fremde seine Sprache erlernen, daß man aus seiner Kenntniß ein eigenes Studium mache. Allein, ist es da zu vermessen, wenn die Einheimischen selbst das Bedürfniß fühlen, von ihren Angelegenheiten zu sprechen, wie *sie* dieselben verstehen und die Bewegungen zu erklären, die *sie* selbst herbeigeführt haben?

Aus einem solchen Gedanken ist dieses Buch entstanden.

Die gewählte Form ist keineswegs eine ganz ungewohnte. Es gibt, besonders in der französischen Literatur eine ganze Reihe von Werken dieser Art. „Les Anglais — „les Italiens peints par eux-mêmes“ — sind sehr geläufige und beliebte Büchertitel. Herausgeber und Mitarbeiter dieses Buches haben den Versuch unternommen, so gut es anging, diese berühmten Muster zu erreichen.

Der Herausgeber dieses Werkes wird es stets als einen Gegenstand seines höchsten Stolzes ansehen, daß eine Reihe

ausgezeichneter Männer, die zu den besten in der Literaturwelt Ungarns zählen, seiner Anregung folgend, ihn durch ihre Mitarbeit erfreuten. Nur durch ihre Hülfe konnte das Bild zu Stande kommen, welches wir hier bieten und welches — ob es auch nicht vollständig sei — immerhin Manches enthält, was wohl auch der Aufmerksamkeit fremder Leser werth und würdig befunden werden wird.

Wie dieses Buch ohne Parteigeist gedacht ist, so hoffen wir, werde es unbefangen und ohne Parteigeist aufgenommen werden. Das ist die einzige Prätention, mit welcher wir unsere Arbeit dem deutschen Publikum und der deutschen Kritik vorlegen.

A. Neményi.

Inhalt.

Die Epochen der ungarischen Literatur.

Von Professor Dr. Gustav Heinrich.

Kein günstiger Stern hat über der geistigen Entwickelung des ungarischen Volkes gewaltet, und die Nation hat es nur der ihr inwohnenden riesigen Lebenskraft zu danken, daß sie aus dem Kampfe mit den feindlichen Mächten aus Nord und Süd und Ost ihre physische Existenz, aus dem weit gefährlicheren Wettstreit mit der vorgeschrittenen Kultur des Westens ihre nationale Psyche zu retten vermochte.

Fremd und ohne Verwandte in der herrschenden Völkerfamilie des Erdtheils; auf einer Bildungsstufe, welche das Europa des neunten Jahrhunderts längst überwunden hatte; von einem Geiste durchdrungen, der eine Welt gegen sich herausfordern mußte, — sah sich der Magyare sofort bei seinem Erscheinen auf der Geschichtsbühne des Kontinents vor die gefährliche Alternative gestellt: entweder seinen nationalen Genius voll und ganz zu bewahren und dann, im Kampfe gegen den verbündeten Erdtheil, gleich den Hunnen und Awaren, vollständig zu Grunde zu gehen, — oder sich der Kultur des Westens anzuschmiegen, auf die Gefahr hin, seine physische

Existenz wohl zu retten, als Natiou aber in die großen Monarchien des Jahrhunderts aufzugehen. Die Nation war geneigt, den ersteren Weg einzuschlagen; dies beweisen ihre ersten Thaten, dies beweist die immer wieder erneute, von blutigen Kämpfen begleitete Opposition gegen die Politik ihrer ersten Könige. Daß sie von dieser gefährlichen Bahn abgelenkt wurde und dem Völkerbunde Europas erhalten blieb, dankt sie der Weisheit ihres ersten Königs, Stefans des Heiligen, der die Kultur und Religion des Kontinents annahm und das ruhelose Volk unter die Institutionen des Westens beugte. Dieser Kampf zwischen den Tendenzen des unbeugsamen ultranationalen Genius und der ihm fremden Civilisation des Erdtheils dauert seit den Tagen Stefans des Heiligen bis auf die Gegenwart herab; derselbe droht oft zum Untergange der ungarischen Nation zu führen, endigt aber auch in den gefährlichsten Momenten und nach den verhängnißvollsten Irrthümern — ein Beweis mehr für die unverwüstliche Lebenskraft des Volkes — stets mit einem „Ausgleich", der den Forderungen der Weltlage gerecht wird, ohne die vitalen Interessen der Nation aufzuopfern.

Die Literatur, welche auch anderwärts der treue Spiegel des nationalen Lebens und Strebens, das Arsenal der Völker im Kampfe um Freiheit und Recht, zugleich die Schatzkammer ihres besten, unentwendbaren Besitzes ist, — sie hat in Ungarn eine noch weit größere Bedeutung. Die Existenz der Nation ist an den Besitz ihrer Sprache gebunden; der Verlust derselben läßt uns physisch wohl am Leben, psychisch streicht er uns aus der Reihe der Nationen. Daher die zärtliche Anhänglichkeit des Volkes an seine Sprache, daher der wiederholte, oft erbitterte Kampf um die Rechte derselben, — daher aber auch die Bedeutung der Literatur, welche nicht nur die nationale Sprache bewahrt, sondern dieselbe auch fördert, vervollkommnet und in alle Schichten des Volkes trägt. Und

dann ist gerade die ungarische Literatur, seitdem sie zur Selbstständigkeit gelangt ist, national im eminentesten Sinne des Wortes: der klare Spiegel des Volkes und seiner Geschichte, der Inbegriff seiner Ideen und Ideale, sein Trost in Freud und Leid.

Die Verhältnisse von Land und Volk unter den Königen aus dem Hause Árpáds (bis 1301) waren der Entwickelung einer nationalen Kultur und Literatur nicht günstig. Galt es doch, in diesen an traurigen Ereignissen überreichen drei Jahrhunderten, den kaum gegründeten Staat zu einem europäischen umzugestalten und die widerstrebende Nation dem Christenthum zu gewinnen. Lateinisch war daher, wie anderwärts im Mittelalter, die Sprache der Kirche, der Gebildeten und der Wissenschaft; was in der nationalen Sprache niedergeschrieben wurde — nur weniges hat sich erhalten — diente ausnahmslos den Zwecken der religiösen Bekehrung und Belehrung. Die Gebete, Predigten und Legenden aus der Árpádischen (und der folgenden) Epoche sind kulturhistorische Denkmäler von großem Interesse, welche für die Geschichte der ungarischen Sprache hervorragende Bedeutung haben und die Begründung einer historischen Grammatik des Magyarischen durch den genialen Nikolaus Révai schon ein Vierteljahrhundert vor Jakob Grimm ermöglichten; — sie tragen aber nur ausnahmsweise den Stempel nationalen Geistes an sich und sind daher für die Geschichte der Nationalliteratur ohne Belang.

Allerdings hatten sich auch die Magyaren einer Volksdichtung zu rühmen, welche die Gefühlswelt des Einzelnen und die Erinnerungen der Nation zum Ausdruck brachte und auf die späteren Generationen vererbte. Aber diese lyrischen Gesänge und historischen Balladen, in denen unstreitig der trotzige Geist und die fremde Bilderwelt des alten heidnischen Glaubens lebendig blieben, — wer hätte sie in jenen Jahrhunderten des christlichen Glaubenseifers aufzeichnen sollen,

da die Missionäre des Kreuzes meist Fremde waren, welche den alten Traditionen pietätlos gegenüberstanden, und doch diese allein die Feder zu führen wußten? So sind denn diese ältesten Denkmäler der nationalen Dichtkunst verloren gegangen, und nur die Hinweise der lateinischen Chronisten, nicht selten der dichterisch belebte, trotz der unbehülflichen Form vom lebendigen Hauche der Sage berührte und gehobene Inhalt jener Chroniken zeugen noch heute für den Reichthum und die Blüthe besonders des historischen Gesanges. Was der anonyme Notar des Königs Béla, was Simon von Kéza und noch Spätere über die Urgeschichte der Hunnen und Magyaren, über die Eroberung des Landes und die Geschichten der ersten Fürsten und Könige bis auf Ladislaus den Heiligen, also bis auf den Schluß des elften Jahrhunderts berichten, — es ist größtentheils, auch nach dem offenen Geständnisse der Chronisten selbst, epischen Liedern und Volkssagen entnommen, welche im Laufe der Jahrhunderte in Verlust gerathen sind, aber in späteren Epochen, unter veränderten Verhältnissen, in anderer Gestalt, ihre Fortsetzung gefunden haben.

Ungünstig der nationalen Literatur war auch die politisch glänzende Zeit der großen Fürsten und Feldherren aus dem Hause der Anjou's und der Korvinen, das XIV. und XV. Jahrhundert. Es ist die Epoche der Renaissance, aber nicht der Renaissance der nationalen Dichtung, sondern des klassischen Alterthums, welche in Ungarn am Hofe des großen Königs Mathias eine prachtvolle, im ganzen Abendlande hochberühmte Heimstätte gefunden hat. Aber der Geist und die Sprache dieser Literatur, deren reifste Frucht uns in den Dichtungen des Janus Pannonius und in den Briefen des Johann Vitéz erhalten ist, waren fremd und blieben daher auf einen exklusiven kleinen Kreis in der Umgebung des kunstsinnigen Fürsten beschränkt, während das Volk selbst, wie unter den Árpáden, blos seine historische und Legendendichtung besaß und traditionell

erhielt, und die Klöster auch fernerhin nur im Dienste der Kirche wirkten, Predigten und geistliche Lieder verfaßten und schon im XV. Jahrhundert, unter dem Einflusse der hussitischen Bewegung, den kühnen Versuch machten, die heilige Schrift in das Ungarische zu übertragen. Die wichtigsten poetischen Denkmäler dieser Zeit, die beiden historischen Lieder „Von der Eroberung Pannoniens“ und „Von der Einnahme der Veste Szabács,“ beide aus dem XV. Jahrhundert, können nicht einmal als echte Reste der alten Volksdichtung erfreuen, da sie nur zu deutlich die unliebsamen Spuren mönchischer Ueberarbeitung an sich tragen. Aber selbst die Keime eines höheren nationalen Aufschwunges, welche die glanzvolle Epoche des Königs Mathias trotz ihres fremden Kleides ausgestreut hatte, vermochten nicht Wurzel zu fassen und zu gedeihen, da die haltlosen Jagellonen, die ihm auf dem Throne folgten, das Land in endlose Wirren stürzten, die inneren Fehden entfesselten und das zerrüttete Reich dem äußeren Feinde preisgaben. Die entsetzliche Schlacht von Mohács (1526), welche Ungarn zur Beute türkischer Horden und ehrgeiziger Oligarchen machte, bildet nicht nur den Abschluß des ungarischen Mittelalters, der lateinischen Periode der ungarischen Literatur, — sie vernichtete zugleich mit einem Schlage die in Dichtung, Wissenschaft und Kunst bereits dem Niveau des Westens nahe gekommenen Schöpfungen von fünf Jahrhunderten.

Die Nation schien vernichtet und sie wäre es gewesen, hätte ihr nicht die Reformation neue Lebenskraft zugeführt und in der Reformations-Epoche (1526—1711) eine Erneuerung und Wiederbelebung des nationalen Geistes ermöglicht. Wie anderwärts, hat die Reformation auch bei uns eine reiche wissenschaftlich-theologische und praktisch-geistliche Literatur geschaffen, welche durch die Buchdruckerkunst — schon 1473 in Ofen — auf das ganze Volk, bis in die untersten Schichten desselben, von gewaltigster Wirkung wurde. Wohl

waren die unausgesetzten theologischen Streitigkeiten und die aus denselben hervorgegangenen Religionskriege der Entwickelung einer nationalen Dichtung an und für sich wenig günstig; wohl haben die gleichzeitigen endlosen Türkenkriege, in denen das ungarische Volk die Fluth des Islam von den Ländern des Kontinents abhielt, das Land nicht zu materieller Blüthe, den Bürger nicht zu beschaulicher Sammlung gelangen lassen; wohl hat die fortdauernde Herrschaft des anderwärts bereits zurücktretenden Lateins die vielseitigen wissenschaftlichen Bestrebungen dieser Jahrhunderte um einen wesentlichen Theil ihrer nationalen Wirksamkeit und Bedeutung gebracht; trotzdem hat der befruchtende Geist der Reformation in dieser Epoche eine historische Volksdichtung geweckt, welche in Nikolaus Zrinyi und Stefan Gyöngyössy bald zur künstlerischen Gestalt des Epos fortschritt; hat die ersten Anregungen zur Begründung einer von den Mysterien des Mittelalters unabhängigen, auch den Streitfragen des Tages zugewendeten dramatischen Dichtung gegeben; hat die Erscheinung des ersten bedeutenden ungarischen Lyrikers, Valentin Balassa's, eines Dichters von Gottes Gnaden, ermöglicht; hat ungarische Staatsmänner und Historiker zur Aufzeichnung der gewaltigen Zeitereignisse in der Sprache der Nation begeistert und gleichzeitig eine reiche politische Dichtung ins Leben gerufen, welche die Traditionen der Árpádischen Zeit wieder aufnahm und nicht blos poetischen, sondern, als Spiegel der gewaltigen Epoche, zugleich historischen und kulturhistorischen Werth hat.

Es ist, selbst nur bei einem flüchtigen Blick auf das mächtig aufstrebende XVI. und das in inneren Fehden und auswärtigen Kriegen sich aufreibende XVII. Jahrhundert, wahrlich nicht übertrieben, wenn ungarische Literarhistoriker diese durch die Anregungen der Reformation und Gegenreformation, durch die Verwüstungen der Türkenkriege und die Kämpfe um die Freiheit und Selbständigkeit des Landes charakterisirte

Epoche als die erste Blüthenperiode der ungarischen Literatur bezeichnen. Sie dürfen dies um so mehr, wenn wir die Zeitverhältnisse in Betracht ziehen, unter welchen diese Literatur zu Stande kam, — im Süden und Westen die unausgesetzten Kämpfe gegen türkische Horden, welche das einst blühende und volkreiche ungarische Niederland in eine von Ruinen und Morästen erfüllte Wildniß verwandelten, die reichen Literaturschätze — so die Corvina, die weltberühmte Bibliothek des Königs Mathias — und prachtvollen Kunstdenkmäler mit verständnißlosem Vandalismus verschleppten und zerstörten und die Einwohnerzahl des unglücklichen Landes mehr als decimirten; — im Norden die nicht weniger langwierigen und erbitterten Kämpfe gegen das Haus Habsburg, welche die bedeutendsten Talente absorbirten, das Gefühl der Ruhe und Sicherheit in den Gemüthern der Bewohner nicht aufkommen ließen und erst nach den Gräueln und Unmenschlichkeiten der Gegenreformation Ruhe und Frieden über die einst gesegneten und blühenden, nun verwüsteten und entvölkerten Städte des Oberlandes breiteten. Die Königsburg in Ofen, der prachtliebende Fürstenhof in Siebenbürgen waren vernichtet, der Edelmann vollständig zum Haudegen, der Bürger zum Bettler, der Bauer zum Landsknecht geworden. In diesen Zeiten, bedrückt und beraubt, weder seines Besitzes noch seines Daseins sicher, losgerissen von den Traditionen einer schöneren Vergangenheit, verzweifelnd über den trostlosen Jammer der Gegenwart, ohne Hoffnung auf eine bessere Zukunft, — hatte das ungarische Volk doch eine Literatur geschaffen, welche reich ist an bedeutenden Leistungen auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und der Dichtung, eine Literatur, welche, wie sie gewiß der Trost und die Erhebung der Zeitgenossen gewesen, so mit Recht der Stolz und die Freude der glücklicheren Nachgeborenen sein darf.

Aber eine Anspannung aller materiellen und geistigen

Kräfte, wie sie den Magyaren des XVI. und XVII. Jahrhunderts abgerungen wurde, konnte nicht ohne traurige Folgen bleiben. Hat das um so viel mächtigere deutsche Reich die Gräuel des dreißigjährigen Krieges selbst nach einem vollen Jahrhundert nur schwer und allmählig zu verwinden vermocht, wie sollte das ungarische Volk nicht während einer nahezu zweihundertjährigen Epoche des Kampfes um Leben und Dasein bis auf den Tod ermatten, materiell verbluten und psychisch die Spannkraft seines Geistes verlieren?

So folgte denn auch auf den Frieden von Szatmár (1711), der die Verfassung und Selbständigkeit des Staates formell sicherstellte, eine Epoche des geistigen Stillstandes, — das XVIII. Jahrhundert, die traurigste Zeit in der Entwickelung des ungarischen Geistes, eine Periode der Thatlosigkeit in Staat und Gesellschaft, in Literatur und Kunst, und nicht blos der Thatlosigkeit, auch des nationalen Rückganges. Was die Unmenschlichkeiten der Gegenreformation, die Gräuel der Türkenzeit, die selbstmörderischen Bruderkriege nicht vermochten: die Dezennien eines versumpfenden Friedens brachten es zuwege, — der Magyare sagte sich von seinem nationalen Genius los, fremde Sitten, fremde Sprachen, ein fremder Geist wurden herrschend in der erschöpften und eingeschüchterten Nation, und das Latein erscheint wieder als Sprache der Literatur und der Gebildeten. Frieden und Ordnung, — das waren die einzigen Ideale der Generation, welche unter den letzten Stürmen des XVII. Jahrhunderts geboren war und ihre Kinderjahre verlebt hatte, und diese Ideale wiesen das Land an das Haus Oesterreich, welches allein fähig schien, die Hydra des Bürgerkrieges zu bändigen, den Halbmond über die Grenzen zu werfen und der Nation das Gefühl der Sicherheit wieder zu geben.

Und das Haus Oesterreich schaffte Ruhe, aber es war die Ruhe des Kirchhofs. Die Dichtkunst verstummte oder trieb

in einsamen Klöstern, abgeschlossen von der Welt und ohne Einfluß auf die Zeit, idyllische Spiele; die Volksdichtung verklang mit den letzten lebendigen Regungen des Volksgeistes, die Wissenschaft rettete sich vor dem gefährlichen Lichte des Tages in das sichere Dunkel der lateinischen Sprache, denn so wie sie dem Volke verständlich zu werden drohte, entzog ihr eine maß- und rücksichtslose Censur den Lebensathem. Es ist wohl das charakteristischste Moment für diese traurige Zeit, daß der größte Schriftsteller der Epoche, ein Meister der Sprache und des Stils, Clemens von Mikes († 1762), fern vom Vaterlande an der Küste des Pontus, inmitten eines fremden Volkes, bei dem die letzten Kämpfer für altungarische Freiheit und Selbständigkeit gastliche Aufnahme gefunden hatten, seine kleinen Ergebnisse niederschrieb und zugleich die letzten Phasen der Tragödie Franz Rákóczi's II., an dem er mit rührender Treue hing, dem er die müden Augen zuzudrücken erhalten blieb, dem Gedächtnisse der Nachwelt aufbewahrte. Die Zeitgenossen wußten nichts von ihm; sie hätten wohl auch weder seinen Schmerz verstehen, noch die ungesuchte Kunst seines Stils und seiner Darstellung zu würdigen verstanden. Erst am Schlusse des Jahrhunderts erschienen seine Memoiren im Druck, aber selbst jetzt fanden sie nur halbes Verständniß, und erst den Zeitgenossen Széchenyi's war es vorbehalten, in ihm den Klassiker des XVIII. Jahrhunderts zu erkennen.

Sechzig Jahre schlief das Dornröschen der ungarischen Poesie; unerwartet und rasch wurde es zu neuem Leben erweckt.

In demselben Jahre, da Goethe in Deutschland mit seinem „Götz von Berlichingen" eine neue Epoche begründete, im Jahre 1772 erhob Georg von Bessenyei seine Stimme, um die Nation aus ihrer todesähnlichen Lethargie aufzurütteln. Das Vaterland und seine Blüthe war das Ideal seiner Jugend und blieb der Kern seines langen Lebens (er † 1811); aber

erst in der Fremde ist ihm das Ziel und die Richtung seiner Wirksamkeit klar geworden. Er war ein Mitglied jener ungarischen adligen Leibgarde, welche Maria Theresia, halb um ihrem Hof erhöhten Glanz zu verleihen, halb um den ungarischen Adel an sich und die Dynastie zu fesseln, wohl auch um sich ihren Rettern im Kampfe um ihre Krone dankbar zu erweisen, in Wien errichtet hatte. Hier, in der mächtig aufstrebenden Kaiserstadt, in welcher die Schöpfungen der französischen, italienischen und deutschen Literatur ein großes Publikum beschäftigten, — hier wurde es Bessenyei klar, daß die Nationen in ihren Sprachen leben, daß nur eine Literatur in der Volkssprache die ganze Nation zu ergreifen und zu bilden vermöge. Er wurde nicht müde, das neue Evangelium zu verkünden, und sein Wort verhallte nicht. Schon begann sich der nationale Geist aller Orten zu regen, aber allerdings langsam und zaudernd, und leicht hätte das Strohfeuer des nationalen Aufschwunges erlöschen, leicht sogar die Begeisterung der Führer an den kolossalen Schwierigkeiten ihrer Aufgabe und der Lethargie der Menge Schiffbruch leiden können, wenn die Ereignisse nicht gewaltiger zur That gedrängt hätten, als es Worte jemals vermögend gewesen wären.

Diese Ereignisse folgten nur zu bald. Im Jahre 1780 betrat der größte Fürst aus dem Hause Habsburg und einer der edelsten Männer aller Zeiten, Kaiser Josef der Zweite, den Thron seiner Väter, um Ideale zu verwirklichen, welche in dem Adel seines Geistes und Herzens wurzelten, aber in der Wirklichkeit entweder nirgends Verständniß fanden oder an den Interessen der Völker, welche er höheren Interessen opfern zu können glaubte, scheitern mußten. Ungarn verdankt dem großen Sohne der Aufklärung sein erneutes geistiges Leben, seine neue Literatur. Denn was die Mahnungen Bessenyei's und seiner Wiener Freunde nur überaus langsam zu erreichen vermocht hätten, — die Forderung Josefs, die ungarische Nation solle

deutsch werden, erzeugte es sofort, — das helle Aufleuchten des mit dem Untergange bedrohten ungarischen Geistes, der sich mit der ihm drohenden Gefahr zugleich seines Rechtes und seiner Pflicht, seines Berufes und seiner Begabung bewußt wurde. Erst jetzt schlug die Stunde der Wiederbelebung der ungarischen Literatur, welche nun von Stufe zu Stufe zu immer größeren Leistungen fortschritt und nach und nach den Genius der Nation voll zu entfalten und zur Geltung zu bringen lernte, ohne sich von der Entwickelung des europäischen Geistes loszusagen.

Bessenyei maß die ungarische Literatur an den Leistungen der europäischen Literaturen. Was war natürlicher, als daß ihm die fortgeschrittenere Dichtung des Westens als maßgebend und mustergültig zugleich erschien? was war natürlicher, als daß seine Zeitgenossen als bescheidene Schüler jener fremden Meister auftraten, zu deren Höhe sie sich empor zu ringen trachteten? So folgt denn dem Auftreten Bessenyei's eine Periode der Nachahmung, welche etwa ein halbes Jahrhundert (1772—1820) umfaßte und die Lehrjahre der neuen ungarischen Literatur bezeichnet.

Herrscher auf dem Felde des Geschmackes in Literatur und Kunst waren bis in die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts die Franzosen und in Wien auch dann noch die Franzosen, als im deutschen Reiche der gallische Geschmack längst den Keulenschlägen der Lessing'schen Kritik erlegen war. Bessenyei, den auch der von Frankreich ausgehende moderne Geist in seine Kreise zog, huldigte ebenfalls dem französischen Geschmack und ihm schlossen sich seine Freunde, meist Söhne des privilegirten Standes, an. Diese französische Schule wirkte meist formell und zwar mit günstigem Erfolg: die Pflege der Sprache, des Stils und der Form lag diesen Schriftstellern vor Allem am Herzen, — denn die Ideen Voltaire's und Montesquieu's, von denen die begeisterten Jünglinge erfüllt

waren, mußten in Folge der unerbittlichen Censur ihr theures, wohlverwahrtes Geheimniß bleiben. Die französische Dichtung wurde auf diese Weise auch für Ungarn, wie im XVII. Jahrhundert für Deutschland, eine Schule des Geschmackes, der gereinigten Sprache und der geläuterten Form. Neben die französische Schule stellten sich bald, die Nachtheile einer einseitigen Beeinflussung wohlthuend mildernd, eine klassische Schule, welcher die Männer des gelehrten Standes, meist katholische Priester, angehörten, die sich in Form und Inhalt dem klassischen Alterthum, besonders der nun aus tieferen Gesichtspunkten gefaßten und dem ungarischen Geiste vielfach so verwandten Dichtung Roms zuwandten, — und eine deutsche Schule, auf deren Vertreter die gewaltig emporstrebende Dichtung des deutschen Reiches, Klopstock und Wieland, Lessing und Goethe, Bürger und die Stürmer und Dränger, von nachhaltigster Wirkung waren. Sogar der nationale Genius selbst, der todgeglaubte und geknebelte, — er wagte es schon, auf eigenen Füßen zu stehen und seine Inspirationen nicht den Schöpfungen der Fremde, sondern dem Geiste und Gemüthe des eigenen Volkes zu entnehmen: auch eine volksthümliche Schule, welche der alten ungarischen Poesie und dem lebendigen Volksleben des Landes zugewendet war, entfaltete ihr Banner, und erhielt in Michael Csokonai und Alexander Kisfaludy hochbegabte und überaus populäre Vertreter.

So wurde dem nationalen Körper von vier Seiten auf einmal, wohl überwiegend fremdes, aber durchaus frisch pulsirendes Blut zugeführt. Die Ideen der Antike und des regen Jahrhunderts, die Formen des Alterthums und der Neuzeit werden zum Gemeingute der Nation. Alle dichterischen Gattungen, in denen sich das XVIII. Jahrhundert versuchte, finden Nachahmung und Pflege. Das Lehrgedicht erhält in Bessenyei und seinen Freunden, das komische Epos in Michael Csokonai und Jos. Gvadányi, der Roman und die Novelle in

Andreas Dugonics und Josef Kármán, das Lied und die Ode in Alexander Kisfaludy und Daniel Berzsenyi, die Ballade in Franz Kölcsey, dem Meister der Kritik, hervorragende Vertreter. Und zu der Vielheit der Ideen und Gattungen kommt eine Fülle und Manigfaltigkeit der Formen, wie sie vorher nie zu finden gewesen, denn schon erweitert sich der Blick der Zeitgenossen über das ganze Feld der ausländischen Literaturen und jede Eigenart der Fremde reizt zur Nachahmung oder Nacheiferung an. Fast vermag die ungarische Sprache den Anforderungen der hochstrebenden Generation nicht zu genügen und ihre ungelenken Glieder lernen sich nur allmählig dem bunten Faltenwurfe der fremden Formen und der fremden Ideen zu fügen. Da geht im letzten Dezennium des Jahrhunderts aus der deutschen Schule Franz Kazinczy (geb. 1759), der begeisterte Verehrer Goethe's hervor, ein Mann von vielseitiger Bildung und reifem Geschmack, mehr zur Reproduktion als zur Produktion beanlagt, rastlos im Rathen und Schaffen, im Aufmuntern und Anregen, — der wirkliche Vater jener glänzenden Literaturepoche, welche am Beginne der zwanziger Jahre in Ungarn anhebt. Kazinczy's unsterbliche Verdienste liegen einerseits in seinem Talente, jüngere Kräfte zu wecken und zu leiten, andrerseits in seinem erfolgreichen Streben und Wirken zur Reinigung und Regelung der Schriftsprache, deren heutige Correktheit, Eleganz und Fülle zu einem wesentlichen Theil seinen Werken, besonders seinen geschmackvollen Uebersetzungen deutscher Dichtungen, und seinen Anregungen zu verdanken ist.

Nun hemmte nichts mehr den nationalen Genius in seinem Fortschritte. Zeitschriften erscheinen, Vereine bilden sich, Preise wirken anregend und richtunggebend. Im Jahre 1814 hat Siebenbürgen, das stets so lebendigen Antheil an der geistigen Bewegung des Mutterlandes genommen, bereits ein stehendes Theater, — die Hauptstadt erst dreiundzwanzig Jahre später,

— während in den übrigen Städten des Landes herumziehende Wandertruppen als echte Apostel des nationalen Genius für vaterländische Sprache und vaterländische Kunst begeistern. Immer lauter wird auch der Ruf nach einer ungarischen Akademie, welche die Wissenschaften in der Landessprache pflegen und die Nation auch auf dem Felde der Gelehrsamkeit den Fortschritten des Westens zuführen solle. Schon im Jahre 1825 ging dieser Wunsch der Nation in Erfüllung, als Graf Stefan Széchenyi auf demselben Landtage, der die Neugestaltung des ungarischen Staates zuerst energisch in Angriff nahm und die Rechte der nationalen Sprache sicherstellte, mit einer bedeutenden Summe den Grund zu jenem Kapital legte, auf welchem die materielle Existenz der ungarischen Akademie der Wissenschaften beruht, — ihre intellektuelle und moralische Existenz ist das Werk jener Epoche, welche sich eben an den Namen des Stifters der Akademie knüpft.

Denn als Stefan Széchenyi in Preßburg mit seinem Antrage hervortrat, war im literarischen und öffentlichen Leben Ungarns bereits eine gewaltige Wandlung vor sich gegangen. Die Politik des Wiener Hofes, welche dem Ungarthum stets so feindlich gewesen, streckte die Waffen; das System Metternich, das noch immer Europa beherrschte, begann in Ungarn zu wanken; die Nation gewann wieder das Selbstbestimmungsrecht in allen politischen und nationalen Fragen. Ein gewaltiger Aufschwung des nationalen Geistes war die Folge dieser günstigen Wendung der Dinge, — die vollständige Neugestaltung des Staates und der Gesellschaft, der Anschauungen und Bestrebungen der Nation war das Resultat dieser Bewegung, welche durch die Literatur vorbereitet war und in der Literatur, vor Allem auch in den Schöpfungen der Dichtkunst, zum Ausdruck gelangte.

Die Zeit der Nachahmung, die literarischen Lehrjahre der Nation waren zu Ende; — die ungarische Dichtung hatte ge-

lernt auf eigenen Füßen zu stehen und, selbständig im Inhalte wie in der Form, Werke von absolutem Werthe, eine wahrhaft klassische Literatur zu schaffen. Das ist die Signatur der Epoche Széchenyi's (1820—1850), die wir mit Rücksicht auf das XVI. und XVII. Jahrhundert wohl als die zweite Blüthenperiode der ungarischen Literatur bezeichnen dürfen, — die Signatur jener Epoche, in welcher Karl Kisfaludy und Josef Katona im Drama, Michael Vörösmarty und Johann Arany im Epos, Sigmund Kemény, Josef Eötvös und Moriz Jókai im Roman, Michael Tompa und Alexander Petőfi im Liede Dichtungen schufen, welche nicht nur das Höchste bezeichnen, was der ungarische Genius bisher zu schaffen vermochte, sondern auch zugleich werthvolle und allmählig anerkannte Bestandtheile jener Weltliteratur bilden, welche die Grenzen der nationalen Eigenheiten nicht verwischt, noch weniger vernichtet, — wohl aber die großen Schöpfungen des Jahrhunderts als verschiedene Reflexe des Geistes einer Epoche zu einem Gesammtbilde zusammenfaßt. Und an die Häupter der Literatur schließen sich zahlreiche begabte Jünger an; das Publikum umfaßt bereits alle Schichten und Klassen der Nation; der Journalismus ist zu einer Macht, aber zugleich auch zu einem Bildungsmittel ersten Ranges geworden; die Zahl der stehenden Theater mehrt sich von Tag zu Tag; die bildende Kunst tritt in den Kreis der nationalen Interessen ein.

Der unglückliche Freiheitskampf, welchen Ungarn mit seiner Unabhängigkeit und mit dem Leben seines größten Dichters bezahlen mußte, bildet insofern eine Epoche in der Literatur der Gegenwart, als seit 1850 die Dichtkunst zurücktritt und die Wissenschaft die erste Stelle im geistigen Leben und Streben der Nation einnimmt. Nicht als ob die jüngste Epoche arm wäre an hervorragenden dichterischen Leistungen; — Arany's und Jókai's Meisterwerke fallen ja zu einem guten Theile in diese Zeit und der jüngere Nachwuchs ist wohl

nicht überreich an hervorragenden und eigenartigen Talenten, aber verhältnißmäßig auch nicht ärmer an hoffnungsvollen und schaffensfreudigen Kräften, als die Literatur irgend eines europäischen Volkes während desselben epigonenhaften Zeitraums. Gehören doch dieser jüngsten Literaturperiode — um nur die allerbedeutendsten Namen zu nennen — die Lyriker und Epiker Koloman Tóth, Paul Gyulai und Karl Szász, der letztere zugleich ein Uebersetzer ersten Ranges; die Dramatiker Eduard Szigligeti, Emerich Madách („Die Tragödie des Menschen") und Karl Hugo; Novellisten und Romanschriftsteller in großer Zahl an, und auch der allerjüngste Nachwuchs zählt Kräfte, wie Eugen Rákosi und Gregor Csiky im Drama, Johann Vayda und Josef Kiss im Liede und in der Ballade, Karl Vadnai und Koloman Mikszáth im Roman und in der Novelle in seinen Reihen .... Aber heute und seit dreißig Jahren ist die Nation zu der Einsicht gelangt, daß die Dichtkunst wohl der schönste und edelste Schmuck des nationalen Lebens, die Wissenschaft aber eine unentbehrliche Existenzbedingung jedes Volkes ist. Daher die fieberhafte Thätigkeit auf allen Feldern der Wissenschaft, daher die wahrlich erstaunliche Förderung des Volksunterrichts und der gelehrten Studien. Wo es in Europa große Lehrer giebt, erscheinen ungarische Jünglinge in der Zahl ihrer fleißigsten und berufensten Schüler, und was die Wissenschaft in der zivilisirten Welt Großes und Werthvolles leistet, in Ungarn findet es lebhafte Theilnahme und rege Förderung. Wohl sind wir noch auf manchen Feldern die Schüler unserer westlichen Nachbarn; aber schon giebt es Gebiete — so Geschichte und Sprachwissenschaft —, auf denen wir volle Selbstständigkeit errungen haben, und nirgends entsagen wir dem ernsten Streben nach eigenen Forschungen und selbständigen Leistungen.

Die ungarische Nation hat in ihrer jüngsten Epoche die Monarchie neugegründet und ihrem eigenen Staate ein Maß

von Selbständigkeit und Freiheit gesichert, über das keine Zeit jemals straflos hinausgehen wird dürfen. Die Gegenwart hat auf diese Weise, so zu sagen, das Werk Árpáds auf weiterer Grundlage, aus höheren Gesichtspunkten, den Forderungen der Zeit gemäß erneuert, — sie hat einen ungarischen Staat gegründet, der wohl zu Zeiten größer oder mächtiger, aber nie ein wichtigerer Bestandtheil des europäischen Staatensystems und niemals im eigentlicheren Sinne mehr ein ungarischer Staat war, als er dies heute ist. Dieser neue Staat ist zu einem wesentlichen Theile ein Werk der Literatur, — denn die Literatur erhielt im Volke den Glauben an die Zukunft, sie schuf die Ideale des nationalen Lebens, sie ebnete den Staatsmännern die Bahn zu jenen Erfolgen, welche um so mehr die Achtung und Anerkennung der Welt verdienen und auch thatsächlich gefunden haben, da sie nicht Erfolge der rohen Macht und der brutalen Gewalt, sondern ausschließlich Erfolge des gesetzlichen Rechtes und der Lebenskraft des Volkes sind. Heute ist auch die ungarische Literatur ein Schauplatz divergirender Tendenzen, widersprechender Ideen und vielfach entgegengesetzter Richtungen, — ein Tummelplatz zahlreicher rüstiger Arbeiter in allen Zweigen der Dichtkunst und Wissenschaft, wie bei den übrigen Kulturvölkern des Erdtheils. Welche Gestaltungen aus diesem Ringen der Geister hervorgehen mögen, das wird die Zukunft lehren; Eines aber ist gewiß: daß die ungarische Nation die Bahn der modernen Bildung nicht mehr verlassen und ihren Platz unter den Kulturvölkern des Kontinents behaupten wird, so lange sie als Nation in Europa einen Beruf zu erfüllen hat.

Alexander Kisfaludy.

Von Anton Graf Szécsen.

Unter allen Gattungen der Poesie scheint diejenige, welche die instinktiven Empfindungen des menschlichen Herzens zum Ausdruck bringt, in ihrer dauernden Wirkung am wenigsten von der Umgebung des Dichters, von seinen persönlichen Verhältnissen, von der Atmosphäre seiner Zeit bedingt zu sein. Und doch machen wir die Erfahrung, daß Liebeslieder oder von patriotischem Geiste getragene Dichtungen, die in einer gewissen Epoche mit großer Begeisterung aufgenommen wurden, trotz ihrer formalen Vorzüge mit der Zeit ihren Reiz einigermaßen einbüßen, daß sie in den jüngeren Generationen mehr die Gefühle der traditionellen literarischen Verehrung als die der Sympathie oder Vorliebe wachrufen. Wenngleich dies von Alexander Kisfaludy und seinen Hauptwerken nicht unbedingt gesagt werden kann, wird dennoch ein kurzer Rückblick auf seine Individualität, auf seine Familie und seine gesellschaftlichen Verhältnisse, auf die Zeit und die Ereignisse, in welcher und unter welchen er seine Jugend und den besten Theil seines Mannesalters verlebte, — vielleicht geeignet sein, die

Farben seiner Poesie auch vor Jenen aufzufrischen, die sie schon einigermaßen verblaßt sehen, jedoch die Erinnerung an die erwärmenden Strahlen dieser Poesie als eine liebe, kostbare Tradition ihrer Jugend pietätsvoll im Herzensgrunde bewahren.

Der Ehrenplatz, den Alexander Kisfaludy in der ungarischen Literatur einnimmt, ist ihm hauptsächlich als dem Sänger von „Himfy's Liebe" und der ersten Sagen zugewiesen worden. Seine Dramen — wie charakteristisch auch sonst einige Züge in denselben für seine Individualität sein mögen — können auf dauernde literarische Bedeutung kaum Anspruch erheben. Die zauberische Wirkung seiner Liebeslieder und Sagen erklärt sich hauptsächlich aus den naiven Ergüssen überquellender Empfindung, aus jenem Grundton der patriotischen Auffassung und der Lebendigkeit des Gefühls, den er gleich in seinen ersten Gedichten angeschlagen und durch eine wohlklingende, poetische Sprache zur Geltung brachte.

Der ungarisch-nationale, patriotische Sinn, das Selbstbewußtsein des ungarischen Edelmannes hatten seit der frühesten Jugend in dem Herzen des Dichters tiefe Wurzeln geschlagen. Das Eine unterstützte das Andere und indem diese beiden Grundzüge sich mit der Liebes-Sehnsucht eines empfänglichen Gemüths und mit jener Leichtigkeit des Ausdrucks vereinigen, welche selbst den einigermaßen monotonen Gefühlen und Ideen durch die Schönheit der Sprache, durch den Reichthum der Wendungen und die süße Melodik der Versifikation eine zauberische Wirkung zu verleihen vermag: bilden und charakterisiren sie in der ungarischen Literatur die poetische Individualität Alexander Kisfaludy's.

Wie sehr auch die alte gesellschaftliche Ordnung unseres Vaterlandes von vielen Seiten angefochten werden mag; welcher Art immer auch ihre Mängel, Auswüchse und Schattenseiten gewesen sein mögen: eine unbefangene und ernste historische

und politische Kritik, wird zugeben müssen, daß diese Verfassung, die großentheils identisch war mit der Adels-Verfassung — gleichviel, ob man die Breite und Sicherheit ihrer Grundlage, oder die Vielfältigkeit und weise Abstufung ihrer Elemente, oder endlich die fürsichtige Elasticität ihrer Institutionen prüfe — daß diese Verfassung, sagen wir, als Ausdruck des Geistes jener Zeit, in welcher ihre Grundsteine niedergelegt wurden, mit Recht unter die glänzenden staatlichen und legislativen Schöpfungen des christlichen Europa eingereiht werden durfte.

Die in Entwickelung begriffenen Elemente der Gegenwart waren in dieser Verfassung nicht den Faktoren der Vergangenheit und ihren traditionellen Ansprüchen geopfert; aber während diese Faktoren, im Bewußtsein ihrer natürlichen und geschichtlichen Bedeutung, jederzeit bereit waren, Diejenigen in ihren Kreis aufzunehmen, die sich dessen würdig erwiesen, besaßen sie zugleich Kraft und Ansehen genug, um ihren Platz zu behaupten und sich nicht vor einzelnen, plötzlich auftauchenden Günstlingen des Schicksals blindlings zu beugen. Eine gesellschaftliche Ordnung, die sich Jahrhunderte hindurch lebenskräftig aufrechthielt und in deren Rahmen sich fast das gesammte öffentliche Leben einer Nation bewegte, läßt ihre Wirkung auf den nationalen Geist selbst dann noch fühlen, wenn in Folge der Wandlungen der fortschreitenden Zeit die äußeren Formen ihrer leitenden Ideen schon verwittert sind; mit bezwingender Gewalt aber macht sich der Einfluß ihrer Atmosphäre bei der Mehrheit der Individuen geltend, so lange ihre Institutionen noch in ihrer Vollkraft aufrecht stehen.

Alexander Kisfaludy stand vermöge seiner Geburt und Lebensweise, seiner Freunde und Verbindungen vornehmlich unter dem Einflusse dieser Atmosphäre. Als Sprosse einer altadeligen Familie, gehörte er zu jenen Elementen der Gesellschaft, welche die wahre Masse der im Sinne des Gesetzes verstandenen „konstitutionellen Nation“, namentlich aber den

Hauptfaktor des Komitatslebens bildeten. Hier fand der Geist der alten Verfassung den getreuesten Ausdruck, den sichersten Halt, besonders in jenem Theile des Adels, welcher trotz seiner materiellen Unabhängigkeit, durch die Natur und das häufig bescheidene Ausmaß seines Besitzes zur persönlichen Bewirthschaftung desselben und zum ständigen Landleben sich angewiesen sah und so gleichsam mit dem geistigen und materiellen Boden verwachsen war, in dem er wurzelte.

Alexander Kisfaludy hat von den Elementen seiner ursprünglichen Atmosphäre nichts Anders behalten als eine gewisse Naivetät, die seine Privatbriefe sowie seine sporadisch entwickelten Urtheile über Politik, über die kleinen und großen Ereignisse des Tages bis an sein Lebensende in so liebenswürdiger Weise charakterisirt und nicht selten auch in seinen Dichtungen anzutreffen ist. Es liegt darin ein jugendlicher Hauch, der seiner Individualität und Poesie einen eigenartigen Zauber verleiht. Die Erlebnisse und Erfahrungen seiner Jugend übten eine unverkennbare, wenngleich nur oberflächliche Wirkung auf seinen Geist und Charakter, eine Wirkung, welche die Grundzüge seines Wesens kaum zu alteriren vermochte. Die Lebhaftigkeit und Zähigkeit seiner Gefühle, seine einigermaßen idealisirte Sinnlichkeit, sein glühender Patriotismus, der tiefe Sinn für seine Nationalität und die Begeisterung für ihre Interessen, bei all' seiner Bescheidenheit ein gewisses stolzes Selbstbewußtsein des ungarischen Kavaliers, — alle diese Eigenschaften behielt er unverändert sein ganzes Leben lang. Seine nähere Bekanntschaft mit der Kultur und den Literaturen des Westens lieferte ihm neue Gestalten und Wendungen zum Ausdruck seiner angeborenen Empfindungen, ohne indeß seine Ideen allzusehr zu vermehren oder die Grenzen seines ursprünglichen Gesichtskreises zu erweitern. Der junge Wiener Gardist, der tapfere Krieger auf den Schlachtfeldern in Italien und Deutschland, der Kriegsgefangene in Frankreich ist trotz der

wechselnden Ereignisse des Lebens und trotz des reiferen Alters identisch mit dem jugendlichen Studosius zu Raab und Preßburg, mit dem leicht erregbaren Geiste in den Weinlesefesten auf dem Badacsony. Mit der Harmonie seines Wesens und seines Charakters im regen Zusammenhange steht die Subjektivität seiner Poesie, die nicht selten auch in der Schilderung der Außenwelt zur Geltung kommt. Er hat einen lebendigen Sinn für die Schönheiten der Natur; er liebt die tiefe Stille, die zauberische Ruhe der laubreichen Wälder, den plätschernden Bach, das Gesäusel der alten Eichen, das helle Grün der Weinberge.

Daß Gedichte wie „Himfy's Liebe" vornehmlich einen subjektiven und individuellen Charakter haben müssen, ist ebenso natürlich wie daß ihr Werth in großem Maße von der Innigkeit und Aufrichtigkeit der Empfindung bedingt ist. In seiner Studie über Petrarca und Alexander Kisfaludy hat Rényi sehr interessant die Frage erörtert, ob Himfy die Lieder der „trauernden Liebe" wirklich nur seiner ersten Geliebten und späteren Gattin, Rosa Szegedy, gesungen hatte; und trotz einiger neu aufgetauchten Daten glaubt er diesen Zweifel durch ein bestimmtes „Ja" lösen zu sollen. Ohne auf eine Erörterung des phychologischen Räthsels einzugehen, inwieweit eine wahre, tiefe und aufrichtige, aber scheinbar hoffnungslose Liebe intermittirende Herzens-Verirrungen ausschließe, kann kaum in Zweifel gezogen werden, daß die Lieder des Himfy einer und der nämlichen Person, einem und dem nämlichen Gefühl gewidmet waren. Wenn die angedeuteten Herzens-Verirrungen vielleicht wirklich vorkamen, so ist ihre Wirkung nicht etwa darin zn suchen, daß sie Himfy's Poesie seiner Rosa abwendig machten, sondern vielmehr darin, daß sie dem Anbeter zuweilen die Fähigkeit benehmen mochten, mit jener rührenden Innigkeit, jener tiefen Empfindung und jenem melodischen Zauber zu singen, welche zahlreiche Lieder in „Himfy's Liebe" so

populär machten und ihnen in der ungarischen lyrischen Poesie einen so hervorragenden Platz sicherten. Und will man nach den Spuren einer solchen Wirkung forschen, so findet man sie vielleicht in einzelnen Liedern, an einzelnen Stellen, wo klingende Phrasen, erkünstelte Gegensätze, überspannte bis zur Erschöpfung auf einander gehäufte Bilder und Gleichnisse an die Stelle der überzeugenden Wahrheit der Empfindung und der edlen, leichten Spontaneität des Ausdrucks treten. Allein, diese Erklärung kann leicht dahin führen, daß etwas auf Rechnung der angeblichen Herzens-Verirrungen des Dichters gestellt wird, was nur ein zeitweiliges, aber seltenes Schlummern seiner Muse ist, — eine Gefahr, vor der — wie bekannt — selbst Homer, der Altmeister der Poesie nicht immer gesichert war.

Die ersten Sagen vermehrten beträchtlich die Volksthümlichkeit, die sich Alexander Kisfaludy durch seinen „Himfy" erworben hatte. Ihr einfacher und dennoch interessanter Text, der Adel der Empfindung, die gewinnende Einfachheit des Vortrages, die Flüssigkeit und Schönheit der Versification, der volksthümliche Ton, der nationale, patriotische Geist, der alle diese Dichtungen durchweht: sicherten ihnen einen raschen, wohlverdienten, dauernden Erfolg. Die Handlung in denselben zeugt nicht von hervorragender poetischer Konzeption; die Ereignisse sind so dargestellt wie sie in den Traditionen des Volkes lebten; ihre Figuren sind mehr die Verkörperung von abstrakten Ideen, des Guten und Schlechten, edler oder niedriger Gesinnungen und Tendenzen, denn wirklich lebensvolle, künstlerisch hervortretende Individualitäten. In dem Reize seines Grundtones, in der bezaubernden Aufrichtigkeit seines ersten Ausdrucks liegt die Erklärung für seinen literarischen Erfolg und seine Bedeutung. Es liegt in seiner Poesie etwas von der Empfänglichkeit, Lebendigkeit und gewinnenen Aufrichtigkeit der heranwachsenden Jugend. Er besang seine Liebe und sein Vaterland; den Kranz der ungarischen Poesie hat er mit neuen

Blüthen von seltenem Dufte aus reizender Farbenpracht geschmückt; er durfte sich mit stolzem Selbstbewußtsein sagen, daß er mit den innigsten und tiefsten Empfindungen seines Herzens, mit den glänzendsten Gaben seines Geistes Dasjenige verwirklicht hatte, was er für seine erste Pflicht hielt und verkündete — seinem Vaterlande und seiner Nation zu dienen.

Das patriotische und nationale Gefühl, glühende Liebe für die ungarische Sprache und Verfassung bildeten das lebende Element seines Privatlebens ebenso wie seiner schriftstellerischen Laufbahn. Wie weit entfernt auch seine Dichtungen von Alldem sein mögen, was die neuere Zeit „politische Poesie“ nennt: so verschmilzt in denselben dennoch der Dichter völlig mit dem Patrioten; der Eine ergänzt den Andern. Mit lebhafter Vorliebe pflegt er die ruhmvollen Erinnerungen aus der ungarischen Geschichte und insbesondere die Erinnerungen an die Heldenkämpfe gegen die Osmanen. Es sind dies die Nachklänge der politischen und religiösen Gefühle und des Türkenhasses der Zrinyi und des heldenmüthigen Adels, der ihrem Beispiele folgte. Sorgfältig hegte der Dichter in der Tiefe seiner Brust jenen Geist der Ahnen, der sie zwei Jahrhunderte hindurch in den immer wieder sich erneuernden Kämpfen beseelte; er fühlte sich berufen, diesen Geist als kostbare Tradition zu bewahren. Und eben die historische Kontinuität dieser Gefühle und Auffassungen bildet eines jener Elemente seiner Poesie, welche seinen Schöpfungen in hohem Maße das Gepräge der Vitalität und der rührenden Aufrichtigkeit verleihen.

Die Insurrektion des Adels im Jahre 1809 berief Alexander Kisfaludy aus der Ruhe seines glücklichen Familienlebens wieder auf das Schlachtfeld. Tiefbewegt verließ er das geliebte Weib, die traute Heimath, doch fühlte er sich als Patriot, Edelmann und Soldat verpflichtet, die ihm zugewiesene Stellung anzunehmen. In unserem Lande zählt die Legende des ersten

Kaiserreichs, welchem die zeitweilig übereinstimmenden Tendenzen und Interessen sonst sehr divergirender politischer Faktoren als Stütze dienten, noch immer viele Gläubige. Allein, die Zeitgenossen sahen die Ereignisse in einem ganz andern Lichte als jenes ist, in welchem sie, angefangen bei dem Mémorial de St. Hélène durch unzählige Memoiren bis zu dem großen Thiers'schen Geschichtswerke, der Welt gezeigt wurden. Der unglückliche Ausgang mehrerer Feldzüge, die Fruchtlosigkeit der politischen Allianzen, die überraschende Wirkung der französischen Siege — Alldies trug ohne Zweifel wesentlich dazu bei, die erschöpften Völker für den unbedingten Frieden, für die Ergebung günstig zu stimmen. Diese Gesinnungen entwickelten sich besonders dort, wo — wie in Ungarn — zwar die Opfer gebracht wurden, die Unmittelbarkeit der Gefahr jedoch sich wenig fühlbar aufdrängte. Alexander Kisfaludy war nicht der Mann der hohen Politik; allein sein patriotischer Geist ließ ihn erkennen, daß der plötzliche Umsturz alles Bestehenden eine doppelte Gefahr für jene Nationalität wäre, deren Fortbestand und Entwickelung in großem Maße von der alten konstitutionellen und gesellschaftlichen Verfassung abhing. Er begriff, daß jene Einrichtungen eines demokratischen, aufgeklärten Absolutismus, wie sie Napoleon in allen Ländern, wohin sein Einfluß reichte und seine Macht direkt oder indirekt Wurzel faßte, einzuführen oder zu begünstigen gewohnt war, damals in unserem Lande, und besonders vom Gesichtspunkte der ungarischen Nationalität, nicht nur die Traditionen der Vergangenheit und die Institutionen der Gegenwart untergraben, sondern noch in erhöhtem Maße die künftige naturgemäße Entwickelung gefährden müßten.

Der Ausgang des Krieges, und noch manches Andere, trug dazu bei, jene Hoffnungen zu vernichten, welche Alexander Kisfaludy an die Insurrektion des ungarischen Adels geknüpft hatte, allein die Ueberzeugung und Begeisterung, mit der er

an dieser Institution als solcher hing, wurden nicht erschüttert. Tief verletzt fühlte er sich durch jene Angriffe, welche gegen die militärische Haltung der Adels-Insurrektion vom Jahre 1809 — seiner Ansicht nach in ungerechter und unbegründeter Weise, jedenfalls aber übertrieben und in unmotivirter Allgemeinheit — erhoben wurden. Die Verantwortlichkeit für die Mißerfolge — besonders was die Schlacht bei Raab und die damit zusammenhängenden Kriegs-Operationen betraf — suchte er, trotz der allgemein herrschenden Auffassung, von der Adels-Insurrektion abzuwälzen; und insofern er einzelne ungünstige Thatsachen nicht in Zweifel ziehen konnte, schrieb er sie mit der aufrichtigsten Ueberzeugung dem verspäteten Appell an die Adels-Insurrektion, der schlechten Bewaffnung, den administrativen und strategischen Fehlern, kurz der Unfertigkeit zu. Doch fühlte auch er einigermaßen, daß diese Unfertigkeit mit der Institution selbst und den Bedingungen ihrer Geltendmachung in engem Zusammenhang stehe und daß eine auf mittelalterlichen Grundlagen ruhende Insurrektion — aus welchen Elementen immer sie bestand — sich stets in einem gewissen Maße unfertig, ungerüstet erweisen mußte im Vergleich mit den Kräften und Mitteln der modernen Kriegsführung, die schon zur Zeit Napoleons zu hoher Entwickelung gelangten und seither noch weit mehr entwickelt wurden. Erzherzog Johann, von dem Viele meinten, er habe zu seiner eigenen Rechtfertigung die Verantwortlichkeit für die Raaber Ereignisse hauptsächlich der Adels-Insurrektion zugeschrieben, stellt übrigens in seinen handschriftlichen Memoiren die in dieser Hinsicht vorgebrachten Beschuldigungen entschieden als unbegründet, ungerecht hin und schreibt den Zerfall der Insurrektion — ebenso wie Kisfaludy — der mangelhaften Bewaffnung und Ausrüstung, dem Mangel an militärischer Geübtheit der Truppen, kurz jener Unfertigkeit zu, welche auf dem Schlachtfelde oft auch muthige Herzen lähmt oder der persönlichen Tapferkeit jeden

ernstlichen militärischen Erfolg unmöglich macht. Ein solches, über das Grab hinaus tönende Zeugniß einer so sehr interessirten und hochgestellten Persönlichkeit würde unser Dichter gewiß mit Freuden begrüßt haben; eben deshalb möge dort, wo von einer Sache die Rede ist, für welche Kisfaludy mit dem ganzen Eifer seines beleidigten Selbstgefühls als Patriot und Kavalier eingetreten war, dieses Zeugniß zur Versöhnung seines Andenkens angeführt werden. Kehren wir zu Alexander Kisfaludy dem Dichter zurück.

Seit „Himfy's Liebesliedern" und den „Sagen" sind in Ungarn hehrere Schöpfungen entstanden und hat die Phantasie unserer Dichter einen kühneren Flug genommen. Die neuere Poesie trägt den Stempel einer größeren Tiefe, eines größeren Ernstes der Empfindungen an sich; ihr Ausdruck ist kräftiger und mehr charakteristisch, eine Zunahme der künstlerischen Gestaltungskraft ist nicht zu verkennen. Die Entwickelung der Ideen hat die Sprache bereichert, während anderseits die fortschreitende Ausbildung der Sprache der Verkörperung der Ideen neue Mittel geliefert hat. Alldies aber vermag die Bedeutung Alexander Kisfaludy's nicht zu schmälern, die ihm in der ungarischen Literatur dafür zuerkannt werden muß, daß er als einer der Ersten in unserem Jahrhundert den Sinn für die Schönheit nnd den Reichthum der ungarischen Sprache geweckt und genährt und volksthümlich gemacht, daß er ihre Kraft und Elastizität, den dichterischen Vorzug ihres melodischen Klanges durch die seltene Kunst der Flüssigkeit und Leichtigkeit zur Geltung gebracht hat. Und darum bleibt in unserer Literatur seinem Namen ein bleibendes, ehrenvolles Andenken gesichert.

Und so lange es junge Herzen giebt, die sich an einander schmiegen; so lange sie mit zweifacher Sympathie das Echo ihrer Gefühle in den Liedern des Dichters suchen; so lange der heilige Friede des häuslichen Herdes alle Jene beschützt,

die durch die Bande der Zuneigung, durch die edle Innigkeit des Familienslebens an einander geknüpft sind: werden sich trotz der Veränderungen in den Tendenzen der Literatur und trotz des veränderten Geschmacks immer Viele finden, die sich Alexander Kisfaludy gerne und verständnißvoll zuwenden.

Alexander Petöfi.

Von Eugen Péterfy.

Alexander Petöfi ist der originellste unserer Dichter, der größte Lyriker Ungarns. Seine Laufbahn war ebenso außerordentlich, wie kurz. Seinen Ruhm erhöhten auch die Verhältnisse unter welchen sein Leben verlief. Anfangs ein herumirrender, kaum beachteter Schauspieler, wird Petöfi in kurzem ein Führer der Jugend, der gefeierte Sänger der Freiheit; aber kaum aufgetaucht, verschwindet seine Spur — jäh wie der Blitz — im Schlachtengewühl. — In den wenigen Jahren seiner Wirksamkeit entdeckte er neue, für uns noch unbekannte Gebiete der Poesie; seine Leidenschaft macht ihn zum Herold der Revolution, zu einem dichterischen Apostel republikanischer Prinzipien. In zwei Richtungen zumal ist Petöfi auch dem Ausländer eine interessante Erscheinung. Seine Dichtungen wiederspiegeln in genialer Weise den magyarischen Volkscharakter; zugleich ist in ihnen ein Zug, der sich nur aus der allgemeinen Zeitströmung, aus der Einwirkung französischer Freiheitsideen erklären läßt. In diesen beiden Richtungen wollen wir den Dichter mit wenigen Strichen charakterisiren. —

Leider büßt Petőfi in fremder Sprache viel von seiner Kraft und seiner unmittelbaren Wirkung ein. Selbst der glücklichste Uebersetzer wird weit hinter dem Originale bleiben; es besteht hier kaum ein so günstiges Verhältniß, wie zwischen einem Gemälde und seiner Radirung. Auch von Petőfi gilt, und zwar von ihm in erster Linie, das Wort Goethes:

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen." —

I.

Alexander Petőfi wurde 1822, in der letzten Stunde des Jahres in einem Städtchen des Alföld geboren. Wie Burns, war auch er ein Sohn des Volkes. Zwar sind seine Eltern nicht an die Scholle gekettet gewesen und hausten nicht in einer selbsterbauten Lehmhütte, wie jene des schottischen Dichters: Doch auch er erblickte das Licht unter einem „Strohdache" und des Kindes Bibel und Bilderbuch war einzig die freie Natur. Storch und Schwalbe zählten zu seinen ersten Bekannten; der einsam aufragende Ziehbrunnen draußen auf der Heide gehörte zu seinen ersten großen Eindrücken. Der Naturzug in seiner Poesie erklärt sich zum Theil aus dieser Vertraulichkeit von Kindesbeinen auf mit seiner Heimathlandschaft: „Die Natur — so schreibt er später, im Jahre 1847 an einen seiner Bekannten — hat kein Geheimniß vor mir. Wir verstehen uns in wunderbarer Weise, darum sind wir auch so gute Freunde. Ich verstehe das Rauschen des Baches, des Stromes Brausen, den Hauch der Lüfte, das Heulen des Sturmes. Die Poesie hat mich diese geheimnißvolle Grammatik der Natur gelehrt. Besonders liebe ich das Rauschen des Laubes. Oft sitze ich unter einem einsamen Baume und lausche Stunden lang, wie die Blätter mir Feenmärchen ins Ohr raunen, dann erschallt in der träumerischen Seele die Glocke der Phantasie und ruft die Engelein aus dem Himmel in mein Herz, wo es still ist wie in einer

kleinen Kapelle.“ Dem Zauber der Natur vermochte er sich niemals zu entwinden; seine Seele fühlte sich dem Blitze verwandt, seine Fröhlichkeit dem Sonnenstrahl, sein Zorn dem Sturme. Auch in späteren Tagen, mitten im Schlachtgetümmel des Freiheitskampfes wird es ihm plötzlich warm ums Herz, wenn für einen Augenblick wieder einmal „der Lerche Sang“ ihm ans Ohr schlägt. In der Schlacht bei Schäßburg, wo ihn der Tod ereilte, bleibt er eine halbe Stunde an der Brücke des Baches in Träume versunken stehen; und während sein Blick auf der Gegend ruht, seine Seele in Träumen webt, bemerkt er gar nicht, wie der todbringende Kosackenschwarm sich nähert...

Doch bringt die Liebe zur Natur in die Poesie Petöfis keinen sentimentalen Zug. Die Natur ist dem Dichter kein Refugium, wo der civilisationsmüde Geist Zuflucht sucht; er naht ihr nicht blos „zu Besuche“; er treibt keine empfindsame Tändelei mit ihr. Er ist nicht im Gegensatz zur Natur; vielmehr ist er ihr von Hause aus verwandt. Petöfis Naturanschauung ist naiv, wie sein Genie, viel naiver, als es seine obigen, flüchtig hingeworfenen Zeilen errathen lassen. Petöfi ist überhaupt kein „Naturempfindler“, sondern im besten Sinne des Wortes ein „Naturbursche“. Das fühlt sich selbst aus den schwächeren Uebersetzungen heraus.

Den Naturburschen zeigt in gewissem Sinne auch die Entwickelung des jungen Dichters. Sein energisches Talent begann sich frühzeitig zu offenbaren, vorerst nicht in dichterischen Schöpfungen sondern im „Sturm und Drang“ seines Lebenslaufes. Es trieb ihn ein unlöschliches Sehnen, eine verzehrende Unruhe: die Disciplin der Schule, die kurzsichtige Strenge des wohlmeinenden, aber beschränkten Vaters waren ihm unerträglich; er wählte lieber Elend und Noth, ging „halb gerieben, halb gezogen“ unter die Schauspieler, legte für einige Zeit sogar den Soldatenkittel an, „brachte es aber nur zum Gemeinen“;

verlebte dann einen langen Winter in ungeheizter Stube, wo er sich „die erstarrten Finger an der Tabackspfeife wärmt.“ Ohne das unstäte, zwecklose Herumwandern zu lieben, wollte er gleichsam aus Instinct frei bleiben von den conventionellen Verhältnissen des Lebens; seine Energie hielt ihn immer aufrecht und er glaubte an eine schönere Zukunft so fest, wie Calvin an die Prädestination. Etliche Jahre nachher, da Petöfi schon berühmt ist, spricht er selbst in einigen flüchtigen, humoristischen Zeilen von den Träumen seiner dunkleren Jugendzeit. „Schon zur Zeit, da ich meinen Namen noch nicht gedruckt sah und nur so für mich das Papier verdarb: als ich noch Statist am Pester Nationaltheater war und Stühle auf die Bühne trug . . ., als ich noch Schildwache stand oder für meine Kameraden die Menageknödel kochte; in grimmiger Winterkälte das Blechgeschirr scheuerte, daß mir der Waschlappen an die Finger fror, oder als mich das „Vorwärts“ des Korporals in den Kasernenhof zum Schneeschaufeln hinabtrieb, — schon damals fühlte ich es deutlich voraus, was mit mir geschehen würde und auch wirklich geschehen ist. Auf der nackten Holzpritsche der Wachstube, wo ich — wie Baron de Manx — die eine Seite meines Körpers als Unterbett, die andere als Decke gebrauchte, da träumte mir bereits, daß mein Name sich im Vaterlande verbreiten werde . . . Und der Traum ist allmälig zur Wahrheit geworden . . . oder eigentlich weit rascher, als ich es gedacht hätte. Ich aber sage meiner Nation, die mich ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt hat: „Deine Aufmerksamkeit soll nicht verschwendet sein.“

Diese Prüfungsjahre waren übrigens nicht nur für die Poesie Petöfis bestimmend, sie stählten auch seinen Charakter. Des Dichters überschäumender Freiheitsdrang, sein Selbstvertrauen, sein edler Stolz, der nur ab und zu in der Hülle plebejischen Trotzes erschien, seine Neigung für den „armen Mann“ und vor allem seine intime Kenntniß des Volkslebens konnte sich

nur unter solchen Umständen entfalten. Und die Dichtkunst bewährte auch hier ihre erlösende Macht! Die Phantasie sammelte süßen Honigseim aus den Bitternissen des Lebens, und bei ihrem Lichte entdeckte unser Held dort, wo das stumpfe Auge bisher nur das Alltägliche, das Aermliche, Poesielose gesehen hat, — ein ganzes Reich des Schönen. Gleichwie der Rhythmus unserer Volkslieder in seinen Versen erst klangvoller ertönt, gewinnt auch die Zartheit und Kraft, die Freude und Leidenschaft des naiven Volksgemüthes in seinen Dichtungen den ergreifendsten Ausdruck. Petöfi wollte vom Anfange an nicht für Leute von überfeinertem Geschmacke schreiben, er wollte Dichter des ganzen Volkes sein, nicht „die strahlende Leuchte der Paläste" sondern „das Lämpchen in der Hütte." Im Jahre 1847 schreibt Petöfi an einen Freund: „Die Musen sind keine konservativen Fräulein, die schreiten mit dem Zeitgeiste fort und da die Parole des Jahrhunderts „Es lebe das Volk" lautet, so sind auch die Musen vom aristokratischen Helikon herabgestiegen und haben sich in den Hütten angesiedelt. Wohl mir, daß auch ich in einer Hütte geboren bin."

Man sieht: diese Zeilen sind bereits in einem demokratisch anklingenden Tone gehalten: „Hütte" und „Palast" sind mit Absicht einander gegenübergestellt. Im Grunde aber ist bei Petöfi die Liebe zur Hütte eben so naiv, wie seine Liebe zur Natur; der demokratische Beigeschmack drängt sich nur in seinen schwächeren Liedern hervor. Wenn aber der Dichter den Blick über die weite Pußta hinschwärmen läßt, die Ruinen einer vereinsamten Csarda betrachtet, oder im Schooße der Natur von seiner Liebe träumt: da weiß er nichts davon, daß es noch andere Welten giebt, und seine warme, lyrisch gestimmte Seele verwebt sich so innig mit ihrem Gegenstande, wie im guten Volksliede Melodie und Wort in Eins verschmelzen.

II.

Petöfi ist in unserer poetischen Literatur der erste Lyriker, den man — nach dem Ausdrucke der Maler — einen Impressionisten nennen könnte. Aus seinen Gedichten blickt sein Heimathsland in charakteristischen Zügen hervor; wir sehen das Strohdach, unter welchem er geboren ward, athmen die Heideluft, hören das Geläute der heimkehrenden Herde und aus dem fernen Dorfe klingt uns Glockenklang entgegen. Dort flattert, vom Winde getrieben, die Mähne des schnaubenden Rosses, hier glimmt in der dunkeln Nacht das Licht einer einsamen Csarda, unter den Tritten des flüchtigen „szegény legény" raschelt das dürre Laub. Fern erblicken wir die „délibáb," die fata morgana des Alföld und oft ist es uns, als würde der nämliche Sturm durch die Gedichte unseres Dichters wehen, der über die weite Ebene dahinbraust. Und dann tritt der Dichter selber hervor; einmal zur Winterszeit, einsam, auf schneeverwehten Pfaden schreitend, mit dem scharfen Winde kämpfend; ein andermal im Kreise fröhlicher Genossen, bei Becherklang; dann wieder allein um die Wette singend mit der Nachtigall, oder inmitten streitender Heerscharen, das nackte Schwert in der Faust. —

Aus den Gedichten Petöfis quillt das Leben, wie Harz aus der Pflanze. Er ist bei uns in der That der Erste, welcher „Wanderlieder" schreibend, nicht nur in der Einbildung auf Wanderschaft war; der Erste, in dessen Seele die Stimmungen und Eindrücke des Lebens im Momente der Inspiration unmittelbar zum Liede wurden. Keiner unserer Sänger hatte ein so scharfes Auge für das Charakteristische auch in der Natur. Aus seinen Gedichten tritt uns das „vormärzliche Alföld" — soweit es die lyrische Stimmung zuläßt — mit so lebendigen Zügen entgegen, wie etwa aus Bret Harte's Erzählungen der eigenartige Himmel und die Sandfläche Cali-

forniens. Petőfi liebt und versteht die Pußta, wie der Beduine die Wüste. Und während unsere Reformer über die morastigen Wege, die unbebauten, brachliegenden Ländereien, die ungezügelten Flüsse, welche ganze Domänen unter Wasser setzten, schier in Verzweiflung geriethen, war Petőfi einer der Ersten, die mit dichterischem Blicke hier auch Schönheiten fanden. Es gefiel ihm das wogende Schilf am Rande des Morastes, der flüchtige Kiebitz mit dem „beschopften Köpfchen" und der melancholische Storch. Die tiefe Ruhe, die über diesen Gebieten lagert, die Unendlichkeit, die hier ihren Sitz aufgeschlagen hat, beschwichtigen oft sein stürmisches Herz. Ihm ist die Hortobágy „Gottes Stirne" und die Pußta das Bild der Freiheit. Seine Gedichte lesend, möchten wir fast bedauern, daß seither unsere Flüsse regulirt sind, das Alföld von Schienensträngen durchschnitten ist und die Cultur den „szegény legény" und all die poetische Romantik verscheucht hat.

Und gleichwie Petőfi die ärmlichste Hecke am Wegrand zu übergolden weiß, so bietet ihm jeder Augenblick seines Lebens, jede Regung seines Herzens willkommenen Anlaß zu einem Liede. Seine Poesie verwebt sich aufs innigste mit seinem Leben und wie in Goethes biographischem Werke, läßt sich auch hier nur schwer die Grenze zwischen Wahrheit und Dichtung ziehen. Da ist zum Beispiel seine Reise nach Pest. „Von Debreczin wanderte ich 1844 im Februar nach Pest — schreibt er einige Jahre später — in abgetragenem Gewande, zu Fuß, mit ein paar Zwanzigern und einem Band Gedichte in der Tasche. Auf diesen Gedichten beruhte all meine Hoffnung; ich dachte: kannst du sie verwerthen, wohl! wo nicht, auch recht... dann wirst du Hungers sterben oder erfrieren und alles Leiden hat ein Ende. Ich marschirte ganz allein, keine Seele, kein lebendes Wesen begegnete mir. Jedermann scheut sich ein Obdach, denn es war grimmiges Wetter. Der heulende Sturmwind überschüttete mich mit schneegemischtem

Regen. Er kam mir gerade entgegen. Auf meinem Gesichte froren die Thränen, die mir das Unwetter und das Elend erpreßten."

Der Eindruck dieser nothgedrungenen Wanderung zitterte noch lange in Petöfis Seele nach und in vielen seiner Gedichte finden wir noch Spuren dieses Eindruckes. Im Helden des „Bolond Istók" z. B. ist der wandernde Dichter unschwer zu erkennen. Nur daß hier sein Gemüth sonnenhell, seine Stimmung von Humor durchweht ist, und der Sturm, der über die Ebene dahinbraust, zugleich zum Symbol des feindlichen Schicksals wird. In der That, „Bolond Istók" ist der Dichter selbst, der mit dem Leben rang, wie sein poetisches Ebenbild mit dem Ungewitter und der das Schicksal bezwang, wie sein Genosse den unholden Sturm. Man kann sich nun vorstellen, wie Petöfi „die Pußta im Winter" besingen mag; er hat dazu an Ort und Stelle gehörige Vorstudien gemacht. Er hört sozusagen das Knirschen des Schnees und die einzelnen Erscheinungen der Pußta tauchen mit der Gewalt der Hallucination vor seinen Blicken auf.

Die Stürme herrschen jetzt und Ungewitter . . . .

Zur Dämmerzeit da kehren müde sie zur Ruh
Und fahle Nebel decken rings die Fläche zu;
Verschwommen nur und unklar
Erscheint der flücht'ge Betyár,
Den schnaubend zum verborgnen Lager trägt das Roß,
Sein Haupt umkreist der Rabe, die Spur der Wölfe Troß.

Ein König auf der Flucht, wirft einen letzten Blick
Die Sonne scheidend noch vom Erdenrand zurück,
Vom fernen Erdenrand,
Das Aug' im Grimm entbrannt —
Und bis der Scheideblick am anderen Ende loht,
Ist ihr vom Haupt gesunken die Krone blutigroth.

Doch nicht nur die Eindrücke der Natur spiegeln sich in der Poesie Petöfis, auch das Leben des Dichters. Einige seiner Gedichte sind Anspielungen auf seine Schauspieler- und Soldatenzeit; sie sind eine Art poetischer Biographie. Man könnte in dieser Hinsicht Petöfi mit Heine vergleichen, der gleichfalls das Publikum oft ins Vertrauen zog. Nur ist Heine voll Ironie, Kokettarie und Raffinement, während Petöfi auch hier naiv bleibt, so ganz ein Kind der Natur; er spricht frisch von der Leber weg und krankhafte Selbstbespiegelung ist ihm durchaus fremd. Das Symbol seiner Poesie ist der wehende Marienflachs oder die rothglühende Erdbeere, nicht die undefinirbare, schon welkende „blaue Blume." — Aber selbst das unschuldige Hinausstellen der Persönlichkeit war eine neue Erscheinung in unserer Poesie. Wir waren bisher in der Lyrik mehr Redner, bisweilen schwungvolle Redner gewesen, das rhetorische Pathos bildete die Seele auch unserer patriotischen Gesänge, in unsern zärtlicheren Liedern aber verbarg sich die Persönlichkeit des Dichters, wie hinter einem Schleier. Petöfi nun riß den Schleier entzwei und die hervortretende Persönlichkeit war so eigenartig, daß sie sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte. Petöfi wurde vor allem der Abgott der Jugend, die in seinen Gedichten den Hauch einer neuen Zeit, des politischen und dichterischen „Sturmes und Dranges" spürte. Dazu kam noch, daß die geniale Individualität des Dichters manche hervorstehende Eigenschaft des nationalen Charakters in sich vereinigte, Stolz und Zartheit des Gemüthes, Leidenschaftlichkeit, zähes Festhalten der Eigenart. Petöfi's Poesie war überdies ein Zauberspiegel, welcher zeigte, daß alle diese Eigenschaften auch im Sohne des Volkes leben, daß auch die Bauernhütte ein dichterisches Objekt sei — eine Vorstellungsart, die bei unseren Kunstdichtern, die sich den fremden Formen noch nicht völlig entwanden, kaum ihr volles poetisches Recht besaß. Dies hing zum Theile auch mit einem gesellschaftlichen Moment zusammen.

Die politischen Lateiner Ungarns suchten die „Nation" noch immer ausschließlich im Adel; Petöfi vor allen andern Dichtern wies darauf hin, daß die Wurzeln der Nation tiefer hinabreichen, bis in die Schichten des Volkes, und eroberte in der Poesie dem Volke seine ihm gebührende Stellung, noch bevor in unserer politischen Welt das Princip der Rechtsgleichheit zur Geltung gekommen war. Was Széchenyi mit seinem Reformwerke behutsam, im Namen der Wenigen, „von oben herab" begonnen, was Kossuth, in feuriger Rede die Massen entflammend, agitatorisch forderte — in der Poesie Petöfis wurde es im dichterischen Sinne Wirklichkeit. Vorerst nur ganz instinktiv, ohne jede außerhalb der Poesie gelegene Tendenz. Das Volksthümliche war bei Petöfi überhaupt keine Tendenz, sondern Natur. Es lebte und webte in ihm der Geist unseres Volksliedes; selbst seine kunstvollsten Gedichte, seine Liebes-Oden, haben Etwas von der Einfachheit und Lebendigkeit, von dem malerischen und dramatischen Charakter unserer Volkspoesie. Anfangs war es also nur eine gleichsam unbewußte Reform, wenn Petöfi, an die Stelle des heroisch-rhetorischen, sich in eine glänzendere Vergangenheit flüchtenden Ungarthums, das Volksthümliche setzte; nur eine „dichterische Revolution", wenn in der epischen Poesie „Arpád", den Ungarfürsten mit dem Pantherfelle, Petöfis „János vitéz" ablöste. Und doch, welch' bedeutsame Veränderung! Vörösmarty's „Arpád" ist gewissermaßen ein Ritter aus westlichen Landen, der seinen Virgil gelesen hat und in Hexametern spricht: das romantische Phantasiebild eines der Gegenwart abgewendeten Träumers. Und der Held der Petöfischen Dichtung!? „Held János" ist aus dem frisch quellenden Volksleben geholt. Vom Waffengeklirr und Siegesruhm der Ahnen ist nun keine Rede. Der neue Dichter erwählt sich als neuen Helden einen armen Schafhirten und erhebt ihn zum Fürsten seines Märchenreichs. Das ist allerdings nur eine dichterische Gloriole, mit welcher Petöfi

hier „das Volk“ umgiebt; aber nur zu bald entpuppt sich der naive Dichter auch als naiver Politiker, der für seinen „Helden János“ in seinen Gedichten nun auch auf den politischen Kampfplatz offen hinaustritt. Glücklicher Weise hat der Agitator dem Dichter nicht geschadet. Als Petöfi nach dem Ruhme eines Volkstribuns strebte, sang er seine schönsten Liebeslieder und in seinen rein patriotischen Dichtungen lodert ein Feuer, daran sich ein ganzes Dutzend „politischer“ Dichter erwärmen könnte.

III.

In seinen letzten Jahren litt Petöfi nicht mehr unter dem Drucke der Armuth. Seit dem Jahre 1844 wuchs sein Ruhm Tag für Tag und seine Gedichte trugen ihm so viel ein, als er für des Lebens Anforderungen gebrauchte. Bedürfnisse hatte er eigentlich nur wenige; an Entbehrungen gewöhnt, war er bis an sein Ende von spartanischer Einfachheit. Wenn ihm etwa Geld übrig blieb, tilgte er damit gewissenhaft seine kleinen Schulden oder schickte es seinen Eltern. Im Jahre 1844 lebte er noch ungekannt, frierend und krank in einem ärmlichen Stübchen in Debrezin. „Ich war ein von aller Welt verlassener, unbedeutender, fahrender Komödiant, um den sich kein Mensch und kein Herrgott bekümmerte.“ Aber dritthalb Jahre später, als er wieder nach Debrezin kommt und als Zuschauer in das Theater tritt, begrüßt man ihn schon mit Begeisterung. Vom Ruhme getragen, von den drückendsten Sorgen befreit, konnte seine Seele nun ganz in ihren Idealen leben. Seine letzten Jahre sind ganz der Verherrlichung der Liebe und der Freiheit gewidmet. Folgende Verse stehen als Motto vor seinen Gedichten:

Freiheit und Liebe!
Ihr beide thut mir noth!
Für meine Liebe geh' ich
Mit Freuden in den Tod,
Und für die Freiheit geb' ich
Selbst meine Liebe hin!

Was er hier sagt, das waren keine leeren Worte; er gab für die Freiheit wirklich Liebe und Leben hin. Eben darin liegt die Schönheit seines Lebens und der Zauber, den Petőfi's Persönlichkeit selbst auf den kalten Beobachter übt. Denn wir, die heute Lebenden, schwärmen weder für seine politischen Gedichte noch für sein republikanisches Glaubensbekenntniß. Sie bleiben uns werth, als Zeichen fieberhaft erregter Tage, als Aeußerungen eines genialen Dichters, in dem der Paroxysmus der Zeit seinen Höhepunkt erreicht hatte. Was aber selbst derartigen Gedichten Petőfi's ihre Schönheit verleiht, das ist das Gepräge des bewegten Augenblicks, welches sie an sich tragen; ihre Schönheit besteht darin, daß wir den Stolz und das Bangen, die Entschlossenheit und den Zorn, die hohe Leidenschaft einer um ihren Bestand ringenden Nation aus ihnen herausfühlen.

Als Politiker war Petőfi nur in Einem, in einem einzigen Punkte praktisch. Unsere Doktrinäre glaubten noch immer an die Möglichkeit einer ruhigen Reform, als unser Dichter schon das unaufhaltsame Herannahen der Revolution vorausfühlte. Und noch ein einziger Mann: der verzweifelnde Begründer des neuen Ungarns, Stephan Széchenyi. Schon im Jahre 1847 schrieb Petőfi mit homerischer Naivetät an den Redakteur eines angesehenen politischen Blattes: „Ich fühle sie (die Revolution) wie der Hund das Erdbeben.“ Und nun erzitterte seine Seele ganz von diesem Gefühl, seine Poesie wird das Signalhorn, der Schlachtengesang der Revolution. Der Dichter „träumt von blutigen Tagen“ und erwartet mit unzähmbarer Ungeduld „den Schlachtenruf, die Losung zum Kampfe.“ O! Wenn wir diese Gedichte Petőfi's lesen, fühlen wir sogleich, daß hier von etwas Tiefergehendem die Rede ist, als von abstrakten Ideen — von dem Leben und Sein einer ganzen Nation. In der That, auch unsere culturellen Bestrebungen wird nur Derjenige gehörig würdigen können, der es erwägt,

daß bei uns der Kampf um die nationale Existenz noch bis tief in das laufende Jahrhundert heranreicht. Diesem Kampfe geben denn auch die Revolutionslieder Petöfi's Ausdruck und daher die elementare Wirkung, welche die schönsten derselben auch heute noch, selbst auf den Fremden, ausüben. In solchen Momenten läßt sich auf Petöfi's Gesänge das Göthe'sche Wort: „ein politisch Lied, ein garstig Lied“ nicht anwenden. In ihnen wird der Geist der Puszta lebendig, wir hören das ferne Grollen des Sturmwindes. . . .

Endlich ist der Sturm wirklich gekommen. — Die Kunde von der Februarrevolution und der Erhebung Wiens war auch nach dem gährenden Pest gedrungen. Petöfi eilt sogleich nach der Hauptstadt und geht in aufrichtigstem gutem Glauben daran, nunmehr „Weltgeschichte zu machen,“ eine Aufgabe, die einem sechsundzwanzigjährigen Feuergeist gar nicht so unmöglich erscheint. Petöfi war jeden Augenblick bereit, für „seine Politik“ in den Tod zu gehen. Sein äußeres Gebahren glich dem eines französischen Vollblut-Republikaners. Zuweilen mag er für Momente geglaubt haben, daß die Veranstaltung einer Straßendemonstration an Werth seine ganze Dichtkunst aufwiege. Schon ein Jahr vorher sang er: „Unsterblich ist die Seele, so sei es . . . . . doch geht sie nicht in andre Welten über . . . sie bleibt auf Erden und wandert fort und fort . . . Unter anderem erinnere ich mich . . . als Cassius ging ich in Rom umher . . . in der Schweiz war ich Wilhelm Tell, in Paris Desmoulins . . . Hier will ich auch nicht ohne Namen bleiben.“ So mischt sich unter der Einwirkung der Verhältnisse, der europäischen demokratischen Strömung, in die Seele und Poesie des nationalsten Dichters ein Element, welches weder im Charakter noch in der Geschichte des ungarischen Volkes begründet ist. Diese Erscheinung ist bei Petöfi unter Anderm auf zwei Quellen zurückzuführen: auf das kritiklose Studium der großen französischen Revolution und auf seine Vorliebe

für Béranger. Im Jahre 1847 hatte er noch die Absicht, „das ruhmvolle Frankreich zu besuchen und Béranger zu sehen, diesen größten Apostel des neuen Heilands, der Freiheit.“ „Die Julirevolution — schreibt er ferner — war das Echo der Gesänge Bérangers. Mit Ehrfurcht nenne Jeder den Namen des ersten Dichters der Welt.“ Der Sänger der „Lisettes“, der über sein Gebet zum „Gotte der Armen“ auch der „Gaudriole“ nimmer vergaß, würde dem überschwänglichen Lob lächelnd zugehört haben. Gewiß ist, daß Béranger auf Petöfi großen Eindruck übte; die Liebenswürdigkeit, der Philanthropismus, das zündende Feuer des Refrain-Künstlers wirkte kräftig auf das Wahlverwandte in seinem Wesen. Und vollends stand Petöfi unter dem Banne der französischen Revolutionsideen. Auf die Nachricht von dem Aufstande in Wien besetzt er an der Spitze der Jugend eine Druckerei, erringt die Preßfreiheit und zieht dann nach Ofen zur Erstürmung der Bastille. Da es aber in Ofen keine Bastille gab, befreite man einen armen Volksschriftsteller, der wegen eines Preßvergehens brummen mußte, aus seiner „tyrannischen“ Haft. Und nun schreibt Petöfi folgende Verse:

Du Muse der Geschichte Ungarns,
Nun laß der Ruh genug es sein
Und grab auf deine ewige Tafel
Uns dieses Tags Gedächtniß ein.

. . . .

An solchem Tage Führer sein,
Das wiegt ein ganzes Leben auf!
Napoleons Ruhm und Glorienschein —
Ich nähm' sie nicht für diesen Tag.

Damit ist aber Petöfis politische Aktion noch nicht zu Ende. Schon früher hatte er die Politiker der Tribüne, die „Táblabiró's“, den Landtag abgekanzelt und verspottet, nun

möchte er auch als Deputirter den Zunftpolitikern reinen Wein einschenken. Seine Absicht schlug aber fehl — zum Glück für seinen Ruhm! Petöfi taugte nicht zum Politiker, in jenen schweren Tagen war sein einziger Platz auf dem Schlachtfelde. Im Parlamentssaale winkten ihm keine Lorbeeren, auf der Wahlstatt wurde er ein Tyrtäos. Aber von seinen ultraradikalen, weltbeglückenden Ideen kann er nicht lassen, noch einmal begeistern sie ihn zu einem längeren erzählenden Gedichte. So schreibt er im Jahre 1848 auf dem Ofener Schwabenberge in voller Zurückgezogenheit seinen „Apostel" — natürlich den „Apostel" der Weltfreiheit. Wir lesen von einem Kinde, das in die Welt hinausgestoßen wird, unter Dieben heranwächst, die Noth und alles Elend der Welt durchzukosten hat, unter der Hoffarth und Tyrannei der Reichen, der Mächtigen leidet, zum Verkündiger des neuen Evangeliums wird, ein republikanisches Werk schreibt, dafür im Kerker schmachtet, dort byronisirt, endlich wieder der Freiheit zurückgegeben — als Königsmörder endet. Ein wildes, fanatisches Gedicht, nur durch die Erregtheit der Zeit entschuldigt. Petöfi wird übrigens im „Apostel" der Vertreter völlig fremder Ideen. Die poetische Kraft abgerechnet, macht das Gedicht den Eindruck eines Pamphlets aus der Zeit der französischen Revolution. Doch können wir nicht umhin, zu bewundern, wie Petöfi's leidenschaftliche Kraft selbst diesem, zur Hälfte abstoßenden, zur Hälfte unpoetischen Stoffe düstere Schönheiten abzugewinnen weiß. Es sind Stellen im Gedichte, die an Byron erinnern, das Ganze indessen ist doch nur die Ausgeburt eines Deliriums. Petöfi hört hier auf, mit dem ungarischen Volke zu fühlen, er vergißt seinen wirklichen Helden „János vitéz" und stellt einen in Lumpen geborenen, gegen Tyrannei und Königthum wetternden Gamin als Repräsentanten des „Volkes" hin.

Indeß, trösten wir uns über diese Verirrung. Petöfi's Republikanismus hat eine viel gesundere Grundlage, als seine

politischen Ideen. Petöfi ist Republikaner aus Charakter, aus Selbstgefühl; nur hat er es vergessen, daß diese Menschenart von keiner Staatsverfassung abhängt. Kurz gesagt: er verwechselte die ethische Frage mit der politischen. Als sein Vater ihn einst — noch als Schulknaben — in die Stube einsperrte, damit er nicht zu einer fahrenden Schauspielertruppe entfliehe, die eben durch das Städtchen zog, schwur er, wie es in einem seiner späteren Gedichte heißt, einen hohen, theuren Eid: „Den Hauptzweck meines Lebens bilde der Kampf gegen die Tyrannei.“ Auch später faßte Petöfi die Politik in dieser Weise auf. Er folgte nicht dem „Contrat social“ Rousseau's, sondern dem Zuge seiner unbändigen, freien Seele.

IV.

Sonderbar! Eben zu der Zeit, als die Hochfluth der politischen Verhältnisse den Dichter mit sich riß und sein Wort einem Wettersturme gleich im ganzen Lande wiederhallte, schrieb Petöfi auch seine schmelzendsten, individuellsten Liebeslieder. Wenn sich die Wolken des Schlachtengetümmels für Augenblicke verziehen, da versenkt er sich immer wieder in die Ruhe der Natur, eilt im Geiste an die Ufer der Theiß und strömt die ganze Frische und Liebenswürdigkeit seines Wesens in idyllischen Gefühlen aus. Gleich „Rossen mit glühendem Hufe“ stürmen die Ereignisse durch sein Herz, wo ihm aber gleichzeitig auch „der Liebe Rosenstrauch“ erblüht. — Auch die Lebensschicksale weihen Petöfi nicht nur zum Dichter der Freiheit, sondern auch der Liebe. Die innigste Neigung seines Herzens fällt der Zeit nach mit seinem Auftreten in der Revolution zusammen, und nun scheint es, als wären zwei Seelen in demselben Mann. Die schäumende Kraft, das wilde Ungestüm seiner Leidenschaft entladet sich in seinen politischen und patriotischen Gesängen; was noch in seinem Gemüthe verschlossen ist, der Reichthum

an Zärtlichkeit, Liebenswürdigkeit, neckischem Frohsinn und frühlingsduftiger Frische, bleibt ganz für seine Liebe. Petöfi spielte meisterhaft auf der „Orgel des Sturmes," doch wenn er die Hirtenflöte an die Lippen legt, klingen seine Lieder noch weit schöner. Diese Vereinigung gewaltiger Leidenschaft und milder Zartheit verleiht ihm überhaupt einen besonderen Zauber. Der Widerschein davon zeigte sich auch auf seinem Antlitze. Sein Blick war gewöhnlich voll Trotz, in den funkelnden Augen flammte der Zorn; dann wieder wurde der Ausdruck des Gesichtes schwärmerisch sinnend und all seine kindliche Naivetät und Sanftmuth spielte in den Zügen. So schmilzt auch in seinen Liebesliedern der Trotz ganz dahin, nur eine gewisse gesunde Herbheit bleibt zurück als Beweis seiner kernigen Natur. Man fühlt, daß dieser Troubadour nicht in den Salons, sondern in Gottes freier Luft aufgewachsen ist. Was übrigens Reichthum und lebendigen Flug der Einbildung anbelangt, möchte ich Petöfi's Liebeslieder am ehesten mit jenen Heine's vergleichen. Petöfi ist im Ausdrucke seiner Liebe ebenso mannigfaltig, ebenso souverain, wie Heine. Allerdings ist der Vergleich hinkend, denn der sehnsuchtsvolle Heine muß oft bis an die heiligen Ufer des Ganges pilgern, während Petöfi die Liebe schon am Strande der Theiß findet. Petöfi's Liebe ist auch gesünder, ernsthafter, Heine haftet etwas Sultanartiges an. Petöfi ist aufrichtiger, hingebender, als Heine, bei dem das ironische „enfant gâté" nur zu oft hervortritt. Dann ist Heine etwas überzuckert, er taucht die süße Frucht noch in Syrup ein; Petöfi pflückt sie frisch vom Zweige und reicht sie uns thaubenetzt, mit ihrem köstlichen Flaume dar.

Petöfi lernte seine spätere Gattin im Jahre 1846 kennen. Sie war die Tochter eines gräflichen Güterdirektors, ein schlankes, schwarzäugiges, schönes Mädchen. Etwas excentrisch, schwärmte sie für George Sand und führte auch ein Tagebuch, das ihr Gatte später drucken ließ. Der Vater war einer Verbindung

nicht besonders geneigt, indessen blieb der Widerstand der Eltern fruchtlos; im September 1847, am Jahrestage der ersten Begegnung, führte Petöfi die Erkorene zum Altar. „Von da an — schreibt er in seinen „Reisebriefen" à la Heine — rechne ich mein Leben, das Dasein der Welt, vorher war nicht ich, nicht die Welt, nirgends war Leben; erst damals entstanden aus dem großen Nichts die Millionen von Welten und in meinem Herzen die Liebe." Zuweilen leiht er der Freude über den Besitz seiner Julie einen drastischen Ausdruck: „Die Freude — schreibt der unbändige Romeo — haust in meiner Brust und in meinem Kopfe, wie ein Betrunkener in einer engen Stube; da wird aller Hausrath durcheinandergeworfen, der Tisch umgestoßen, die Stühle zerschlagen, heilloser Unfug getrieben. Ja, ein närrischer, unbändiger Kobold ist sie, diese unvermuthete Freude." Seitdem er Julie liebt, lockt ihn auch der Ruhm nicht mehr so mächtig. „Die Augen des Ruhmes sind glänzend, aber seine Küsse sind kalt." Singen wird er wohl bis an sein Grab, doch nur zu eigner Lust „wie die Nachtigall im Busch, wie das Gewitter zwischen Himmel und Erde." Er läßt wohl aus seiner Brust „die Schmetterlinge flattern und die Aare ziehn," aber ohne sich um Zuschauer zu kümmern. — Und wie romantisch einsam war die Trauung! Keine Gäste, kein Hochzeitszug! „Unsere Trauung ging mittelalterlich-romantisch in der Kapelle der Erdöder Burg vor sich. Ich und meine Braut „wir hätten unser Gesicht wohl gerne in ernste und feierliche Falten gelegt, wie es sich an solchem Orte und bei solchem Anlasse geziemte; es ging aber durchaus nicht, wir mußten einander zulächeln." Nach der Trauung stiegen sie in den Wagen und fuhren nach dem Schlosse eines Freundes, das ihnen für einige Wochen zur alleinigen Verfügung stand.

Hier, in der Zurückgezogenheit, verlebten sie eine kurze, glückliche Zeit. Petöfi fühlte sich königlich wohl. Die Lieder

sprudeln aus seiner Seele, wie Wasser aus der Quelle. Er ist unaussprechlich glücklich, und das ferne Grollen des Volkes, das bis in seine Einsamkeit dringt, wie späterhin das Getümmel der Schlachten erhöhen nur seine Gefühlsfähigkeit, veredeln seine Leidenschaft und machen seine Liebe männlicher. Was aus seiner Ehe später geworden wäre, ist schwer zu sagen, für den Augenblick war sie ihm ein wahrer Pfingstsegen. In seinen Dichtungen ist die ganze Geschichte seiner Liebe zu lesen; er erzählt sie in wechselnden Tönen, in den Formen des Volksliedes, des Genrebildes, der Ode. Wenn Petöfi an seine Geliebte denkt, sind seine Gedanken „Blumen und Blüthen;" als den Lippen seiner Julie das erste „Ja" entflieht, frägt er sich ganz erstaunt, ob er, wirklich er es sei, der schon so viel Leides erfuhr? „Du die Meine, ich der Deine" — das ist fortan die Summe all seiner Weisheit. Da er noch „jenseits der Berge," fern von der Geliebten weilt, geht er in der Dämmerung auf die Haide hinaus. Der Abendhimmel ist umwölkt, rings auf der weiten Fläche kein Busch, kein Strauch, nichts Lebendes zu sehen. Da plötzlich fällt ihm „sein Mädchen ein" und nun funkeln alle Sterne und von überall schallt der Nachtigallen Lied. — An anderer Stelle vergleicht der Dichter sein Glück mit dem Vogel des Waldes, der Blume des Gartens, den Sternen des Himmels. Der Vogel singt, die Blume blüht, die Sterne funkeln, . . . aber: der Vogel fliegt fort, die Blume verwelkt, die Sterne erblassen. „Der ein treues Schätzlein hat, ist doch der glücklichste von Allen." — Und wieder ist es Abend geworden: der Mond steht hoch am Himmel, die Erde ist feucht von Thau. Was jetzt wohl die Geliebte schaffen mag? Schläft sie, so träumt sie von ihrem Geliebten; betet sie, so betet sie für ihn; denkt sie, so denkt sie an ihn und ihre Gedanken sind schön, wie oben die Sterne . . . .

Und hast, mein Julchen, du denn nicht
Erdacht der Sterne holdes Licht?
Du hast zur Stunde sie erdacht,
Als deine Liebe war erwacht. —

Und weiter besingt Petöfi den ersten Kuß und seine Verlobung. Er dünkt sich nun ein Riese, der den Himmel in seiuen Armen wiegt; bald tändelt er mit seiner Liebe und schließt, wie Egmont sein Clärchen, die Geliebte, „dieses kleine Mädchen mit der großen Seele" an die pochende Brust. Und wie viele herzige, gewinnende, liebevolle Kosenamen weiß er da zu finden! Alles, was der Sprachschatz des ungarischen Volkes Schönes, Strahlendes, zum Herzen Sprechendes birgt, windet Petöfi zum Kranze für seine Liebe. Dann schweift sein Blick wieder in die Vergangenheit zurück; es fällt ihm ein, wie die Mutter darüber lachte, als ihr Söhnchen im Sande spielend, sich als künftigen König träumte. Und nun ist er in Wahrheit König, ein richtiger Fürst, mit Hofstaat, mit hoher Gerichtsbarkeit. Sein Kanzler ist die Freude und wenn Sorge und Leid, diese alten Peiniger seines Lebens, vor seinen Thron hintreten, so sei ihnen diesmal hochsinnig verziehen. Unten, auf dem Hofe des Palastes, schlägt der Pegasus mit feurigem Hufe den Boden, aber „Gedulde dich — ruft ihm der Dichter zu — laß mich noch meine königliche Ruhe genießen." Bald nimmt er die Laute wieder zur Hand, um das Weib seiner Wahl in odischem Schwunge zu besingen. Er blickt ihr lange, sinnend ins Auge, sucht ihre Seele zu fassen. „Wie soll ich dich nennen? Eine Fluth der süßesten Empfindungen ist die Antwort auf diese Frage. —

Nur selten wandeln ihn düstere Gedanken an. Er sieht den Herbst nahen — „es fallen die Blüthen und das Leben rauscht dahin . . ." Wie, wenn nun auch er — sterben müßte? Bangend fragt er, ob sie dann den „Wittwenschleier" von sich werfen würde?

Doch wirfst du von dir einst den Schleier der Wittwe —
Oh pflanz' auf mein Grab ihn als Trauerpanier.
Ich steige herauf aus dem Reiche der Schatten
Um Mitternacht und nehm hinab ihn mit mir,
Zu trocknen die Thränen um Dich, Du Geliebte,
Die leichtlich vergessen den Gatten, den Mann —
Die Wunden des Herzens damit zu verbinden,
Das ewig Dich liebet, selbst dort noch, selbst dann!

Mit seiner Liebe erwacht in ihm zugleich der Sinn für die Natur in neuer Kraft. In wenigen wundervollen Worten zaubert er das Fallen des Laubes, den Herbstabend, das Flüstern des Windes vor unsere Einbildung und verknüpft die Natureindrücke in ergreifender Weise mit seiner Liebe. Keiner von unseren Dichtern hat die Bilder des Herbstes so schön und innig mit seinen Dichtungen verflochten, als Petöfi. Im Herbste war seine Liebe entstanden und so oft sich diese Jahreszeit erneut, erneut sich mit ihr auch der erste Eindruck seiner Liebe. Auch überkommt den Dichter oft eine träumerisch-düstere Stimmung; er rührt seine Leier nur mit den Spitzen der Finger, als wollte er der sterbenden Natur mit gedämpfter Stimme ein Schlummerlied singen. Die Geliebte lauscht schweigend dem Sange, „wie der flüsternde Abendwind über den See" verhallt. Und der Sänger spricht:

Küsse mich, doch leg' die Lippen
An meine Lippen sachte nur —
Wir dürfen aus dem Traum nicht wecken
Die sanft entschlummerte Natur. —

Die „schweren Tage" nahen heran und scheuchen den Dichter aus seiner glücklichen Ruhe heraus. Noch einmal schläft die Geliebte an seinem Herzen; da erschallt „der Trompete Klang" und „Blitze zucken" durch sein Gehirn; „ein leiser Donner" wird jeder Schlag des Herzens. Mit Thränen in

den Augen reißt er sich los und eilt in die Schlacht, zürnend, wie der Löwe, „dem man die Gefährtin geraubt hat.“

So verläßt er zu wiederholten Malen die Gattin, um an der Seite Bem's, des tapferen Guerillaführers zu kämpfen, bis ihn sein Schicksal ereilt. Es kam, wie er es sich so oft gewünscht hat: er starb, nicht auf weichem Pfühle, in die Kissen hingestreckt, sondern auf dem Schlachtfelde. Am 31. Juli 1849 brach Bem's Armee gegen Schäßburg auf, wo der russische General Lüders mit 18,000 Mann stand. Die ungarischen Truppen nahmen hinter einem in Trümmern liegenden Dorfe Stellung. Petöfi hielt sich diesmal zumeist bei den Verwundeten auf und betrachtete von den Ruinen aus die Gegend und das Schlachtfeld. Am Nachmittage gerieth die ungarische Armee, von der überwiegenden feindlichen Macht bedrängt, in Unordnung. Russische Lanzenreiter drangen gegen die Stelle vor, wo Petöfi hielt. Einer seiner Bekannten rief ihn an und wies mit der Hand auf den heranziehenden Feind. Petöfi rührte sich nicht von der Stelle und rief leichthin „Potomság!“ (Bagatelle!) Wenige Minuten später waren aber die Reihen der Honvédschaft bereits in völliger Auflösung. Die Husaren und alle Berittenen, die in der Nähe Petöfi's hielten, entkamen zum größeren Theile; die Uebrigen, unter ihnen Petöfi, wurden von den Russen umzingelt. Einer der Entkommenen, ein Bekannter Petöfi's, der Augenzeuge der letzten Augenblicke des Dichters, blickte von der Höhe eines nahen Hügels noch einmal zurück. Er sah Petöfi davon stürmen, barhaupt mit weit offenem Hemdkragen, flatternder Blouse. — Hart hinter ihm drein jagten berittene Kosacken, heulend und johlend . . . .

Seither hat ihn Niemand gesehen.

In den sechziger Jahren bildete sich eine ganze Legende um Petöfi's Andenken. Ein Gerücht verbreitete sich, er lebe noch und schmachte irgendwo in einem russischen Kerker oder in einem Bleibergwerke Sibiriens. Alle, die sich in solchen

halb kindischen, halb entsetzlichen Einbildungen gefielen, vergaßen, daß sie sich damit eigentlich am Andenken des Dichters versündigen. Heißt es doch in einem seiner Gedichte:

Ich möchte nicht im Sumpf verderben
Der Weide gleich, die ruhmlos modert;
Der Eiche gleich möcht' ich einst sterben,
Von Blitzes Flammen heiß umlodert.

Johann Arany.

Von Friedrich Riedl.

I.

Es war im Sommer des Jahres 1836, als in Szalonta, einem kleinem Städtchen Ost-Ungarns, ein junger Mann erschien, der viel von sich sprechen machte. Ein großer Theil der Einwohner erinnerte sich noch seiner: er war der Sohn eines armen, alten, durch seine Bildung und Frömmigkeit beliebten Landmannes in Szalonta. Auch das wußte man, daß er Schüler des berühmten Debrecziner Collegiums gewesen. An all dem war wohl nichts auffallendes; aber es gab dort, wie in jeder Provinzstadt, eine Partei der Mißtrauischen, die kopfschüttelnd munkelte, daß der Sohn des Biedermannes nicht aus Debreczin komme, daß er in den letzten Monaten überhaupt nicht studirt, sondern schulflüchtig herumvagabundirt habe.

Diese Verdächtigungen fanden jedoch bei dem besonnenern Theil der Szalontaer Welt keinen Anklang; der Anblick des inkriminirten Subjektes konnte wahrlich auch nicht dazu beitragen, diese Anklage zu unterstützen. Seine linkische Schüchtern-

heit, die liebenswürdige Unsicherheit seines Benehmens und seine große Gelehrsamkeit schienen den Verdacht, daß er jemals als Mitglied einer vacirenden Schauspieler-Truppe fungirt habe, auszuschließen. Die Anklagen verstummten bald und die folgenden Ereignisse brachten sie vollends in Vergessenheit. Der junge Mann zog in die Lehmhütte seines Vaters, um dort schlicht und zurückgezogen zu leben, bis die Vorstände des Städtchens ihn zum Unterlehrer an der dortigen lateinischen Schule wählten. Sein Fleiß und seine Redlichkeit gewinnen ihm bald alle Herzen, und nach vier Jahren wird er im Alter von 23 Jahren Aushilfs-Notar von Szalonta. Dies ermöglicht ihm auch zu heirathen, und nun lebt der junge Notär mehrere Jahre hindurch scheinbar ohne höheren Beruf ganz seinem Amte und seiner Familie. Die Aelteren im Städtchen erinnern sich zwar noch seiner, als er ein armer blasser Knabe von vier Jahren durch seine improvisirten Verse die Verblüffung der guten Landleute erregte, aber diese frühzeitige Begabung scheint geschwunden zu sein: allem Anschein nach haben wir einen nützlichen Spießbürger vor uns.

Da plötzlich geht eine große Veränderung vor sich: der Notar greift zur Feder, nicht um Protokolle zu führen, sondern um ein poetisches Werk zu schreiben. „Die verlorene Constitution" ist eine beißende Satyre auf die damalige Komitatswirthschaft in Ungarn und auf die Mißbräuche bei den politischen Wahlen. Das Werk zeigte von einer großen Virtuosität in der Führung der Sprache und hatte viel kalten Witz, der wie Eiszapfen in der Sonne, funkelte. Im ganzen machte der Autor mehr den Eindruck eines sprachgewandten und witzigen Pamphletisten, als den eines Dichters. Endlich, nach langen Jahren, fängt dieses herrliche Saiteninstrument wie von unsichtbarer Hand geschlagen, zu vibriren an; wie verirrt gleiten einige Klänge darüber hinweg, durchzittern dann lauter die Luft, schwellen immer mächtiger und mächtiger und brechen

endlich, ein lang zurückgehaltener Tönestrom, hinreißend hervor. Der Szalontaer Notar, schreibt — 28 Jahre alt — ein Epos: „Toldi," das erste Glied in einer langen Reihe von Meisterwerken. Mit einem Schlag trägt nun der Ruhm durch alle Gegenden Ungarns den Namen von Johann Arany.

Ja wohl, ihr habt Recht gehabt, böse Zungen von Groß-Szalonta: sein Aeußeres täuschte! Dieser ehrsame Beamte hat eine Vergangenheit hinter sich und eine Zukunft vor sich, die über euren bürgerlichen Horizont weit hinausreicht. Als er vor Jahren, arm und unbekannt, zu euch zurückkehrte, kam er nicht aus der Schule. Dem Collegium entflohen, hatte er als einer der „Fahrenden Leute" mit trunkener Seele das Alföld durchstreift; als vacirendes Stiefkind Thalias irrte er von Dorf zu Dorf, und als er dann enttäuscht und müde nach Hause kehrte, reifte in ihm mit stiller Macht ein anderer Künstler-Trieb, und in dem Alter, in welchem die meisten Menschen aufhören, poetisch zu sein, bricht in ihm der Dichter hervor.

Es war ein eigenthümliches Leben voll wilden Reizes, das der junge Arany unter den Wanderschauspielern geführt. Sein später entstandenes humoristisches Epos: „Der närrische Istok" ist voll von liebenswürdigen Anspielungen und Reminiscenzen an diese Lehr- und Wanderzeit.

Wie Arany studirt Istók am reformirten Collegium zu Debreczin, um später Theologe zu werden. Schon äußerlich bot der junge Arany einen ganz bizarren Anblick: die schwarze Toga bedeckte seine lange, hagere Gestalt, wie „die Trauerfahne ihren Stiel bedeckt;" man sah ihm eben an, daß im Collegium die Nachfrage bei der Mittagstafel das Angebot weit übersteigt. Geachtet von seinen Professoren und geliebt von seinen Mitschülern, ist Arany-Istók doch innerlich unbefriedigt; er dürstet nach etwas Unbekanntem, Großem, was man in der Schulstube nicht lernt und wie im Traume erscheinen

ihm ferne Kränze. Wohl hatte er die Begier, die Werke aus der Schöpferhand der Natur kennen zu lernen und dort, wo sie jungfräulich zu finden ist, Waldblumen und Gesteine zu suchen; doch auf den Schulbänken mußte man bloß die Namen der Pflanzen und Minerale „büffeln“.

So blieb er einer der fleißigsten Schüler des Collegiums, wurde aber innerlich der Monotonie dieser Tretmühle immer überdrüssiger. Wie so oft bei der sogenannten reiferen Jugend, überkam ihn nun eine unbändige Lesewuth; ohne System las er alles zusammen, am liebsten Dichtungen, doch in Ermangelung von Poesie verzehrte er auch unglaubliche Quantitäten Prosa verschiedenster Sorte: alte und neue Bücher, Zeitungen, Pamphlete, Werke über Schafzucht mit Tractaten über Dogmatik wirr durcheinander.

So, den Kopf voll mit der Brutto-Füllung des Collegiums, getäuscht von seiner Phantasie, wie von einer Fata-Morgana, die den Reisenden in weglose Wüsteneien und schlammige Moorgründe lockt, erwacht ein neuer Trieb, stärker als die bisherigen in ihm. Arany-Istók wünscht auch, wie Faust die staubige Gelehrsamkeit abzuschütteln und die hochaufklopfende Brust im Morgenroth zu baden. Trotz des bedenklichen Kopfschüttelns seiner Professoren geht der 19jährige Jüngling als wandernder Schauspieler in die weite Welt. Freilich verhalf ihm das glänzende Zeugniß, das er aus dem Collegium mitbrachte, zu keinem besonderen Ansehen bei seinen neuen Collegen. Man beauftragte ihn, für das Wetter zu sorgen und so stand der Exseminarist während der Vorstellung gewöhnlich hinter den Coulissen, klirrte mit Eisenstangen und erschütterte wie Zeus mit dumpfem Rollen den Himmel, während der Zettelträger Colophonium-Blitze auf die Bühne schleuderte. Größere Rollen bekam Arany (alias Istók) nicht.

Arany sah immer mehr ein, daß er nicht in diese Gesellschaft gehöre. In Marmaros-Sziget, hoch im Nordosten

Ungarns, überfiel ihn heftige Reue und Gewissensbisse über seinen voreiligen Schritt; er mied seine Collegen und suchte dort Trost, wo er als träumerischer Knabe ihn so oft gefunden: in der freien Natur. Tagsüber durchstreifte er die Wälder an den Ufern der tannenumkränzten Isa und nährte sich gleich dem Wild von wilden Beeren. Hier, wo das Echo nur von Zeit zu Zeit den heiseren Schrei eines Raubvogels widerhallen läßt, löste sich seine Seele pantheistisch ganz in die ihn umgebende Natur auf.

Eines Tages schlief er, müde des Herumirrens, im Walde ein und sah im Traume seine Mutter todt. Der Eindruck war so mächtig, daß er den Entschluß faßte, um jeden Preis heimzukehren. Er verlangt vom Director einen „silbernen Zwanziger," bindet seine ganze Habe in ein Sacktuch, kauft sich für 8 Kreuzer ein Brod und ein wenig Speck und tritt dann den weiten Heimweg nach Szalonta zu Fuß an, ohne Begleiter, voll Reue und bitterer Enttäuschungen. Es ist, als ob der Dichter um ein Jahrzehnt später einige Reminiscenzen aus seiner eigenen Irrfahrt in die Schilderung des flüchtigen Toldi verwoben hätte: „Allmächtiger! Seine glühende Seele weiß nicht, wohin sich zu wenden!" heißt es da von dem jungen Helden, der wie Arany, Reue und Hoffnung im Herzen, das ungarische Tiefland durchwandert. „Wer ist wohl sein Gefährte auf der öden Pußta? Die Sonne folgte ihm am blauen Himmel schwimmend; sie erreicht ihn und verläßt ihn, läßt ihn allein in der freudelosen, nassen Nacht." Die erste Nacht verbrachte Arany im Walde bei dem lodernden Feuer wallachischer Fuhrleute, die übrigen in Dorfschänken und langte so, nach siebentägiger Wanderung, in Szalonta an, um hier schlicht und zurückgezogen als Lehrer und später als Notar zu leben.

II.

Etwas von diesem heimathslosen Wanderleben ist auch in dem Epos „Toldi" zu spüren. Daher jener Duft, der uns anmuthet, wie das Aroma des Honigs wilder Bienen. Arany entnahm den Stoff zu diesem idyllischem Bauernepos einer Reimchronik des XVI. Jahrhunderts, vertiefte ihn jedoch, indem er ihm eine neue psychologische Grundlage gab und die lockeren Fäden der Chronik durch innere Begründung zusammenknüpfte. In der Reimchronik des Ilosvay ist Toldi ein Akrobat, bei Arany ein körperlich und geistig hochbegabter Bauernbursche, der sich vor unseren Augen ausbildet und zu einem Ritter entwickelt. Die Handlung, die sich in 10 Tagen abspielt, ist einfach, wie die Charaktere des Epos. Nikolaus Toldi entzweit sich mit seinem ältern Bruder, der ihn, um ihn von der väterlichen Erbschaft auszuschließen, gleich einem Bauer erziehen läßt und ihn schlecht behandelt. Von seinem arglistigen Bruder gereizt, tödtet er, ohne es zu wollen, dessen Diener, wird flüchtig, erreicht Pest, wo er einen riesenstarken, bisher immer siegreichen Czechen im Zweikampf besiegt und dafür von dem König Ludwig, genannt der Große, zum Ritter geschlagen wird, während sein Bruder die verdiente Strafe empfängt.

Diese Geschichte des Emporringens einer edlen Natur, Toldi's leicht erklärbaren und verzeihlichen Verirrungen und seine endliche Erhebung ist sie nicht symbolisch für den Dichter selbst? Die Wirkung Toldis war eine gewaltige, die Bewunderung eine einstimmige; die Kisfaludy-Gesellschaft (ein zur Erinnerung an den Dichter Karl Kisfaludy gestifteter schönwissenschaftlicher Verein) zeichnete das Werk mit einem Preise aus; Petöfi schreibt in einer begeisterten poetischen Epistel an den ihm noch unbekannten Szalontaer Notar: „Während andere Blatt für Blatt den Lorbeer bekommen, müssen wir dir gleich einen ganzen Kranz reichen."

Was die Zeitgenossen vor Allem überraschte, das waren die einfachen Mittel, mit denen Arany so große poetische Wirkung erreichte. Nichts von dem herkömmlichen epischen Prunk, weder die herkömmliche Rhetorik noch die Anrufung der Musen, die wie die Geister jenes bekannten Beschwörers, gewöhnlich citirt werden, aber nicht erscheinen.

Uebrigens hängt diese große Wirkung, die „Toldi" ausübte, auch mit der damaligen demokratischen Zeitströmung zusammen; eine Zeit, die das Problem der Bauernemancipation so sehr diskutirte, mußte sich durch ein Werk, das den Bauer poetisch entdeckte, lebhaft angezogen fühlen. „Toldi" hatte jedoch auch noch einen anderen Vorzug, durch den er alle anderen Dichtungen jener Zeit weit überragte: die Sprache. Es war, als ob Arany ein neues Idiom entdeckt hätte! Selbst Vörösmarty, der Begründer des poetischen Styls in Ungarn, erschien arm neben Aranys Reichthum. Arany ist eben ein unvergleichlicher Kenner der ungarischen Volkssprache, deren ganze Kraft sich in seinen Werken offenbart, in denen sich eine Unzahl von poetischen Ausdrücken, Idiotismen und stylistischen Schönheiten vorfindet, die bis dahin in Büchern nicht anzutreffen waren.

Gegenüber dem etwas abgestandenen Wasserleitungswasser der Kunstpoesie war diese Sprache wie das erquickend würzige Naß einer Waldquelle, das aus moosbedeckten Steinen quillt und dessen melodisches Murmeln und Plätschern sich mit dem eigenthümlichen, schauerlich süßen Rauschen des Waldes vermischt.

Im nächsten Jahre (1847) schrieb Arany, angeregt durch seinen ersten großen Erfolg, in der Vollkraft seiner Mittel eine Fortsetzung des Toldi: Toldi's Abend.* Sie behandelt das

* Toldi und Toldis Abend von J. Arany, übersetzt von Kolbenheyer. Pest 1855. — Kertbenys Uebersetzung kann nicht ernstlich in Betracht kommen.

Lebensende Toldi's, den wir als greisen Mann vor uns sehen. Zerfallen mit dem Hofe, der einer neuen Ordnung der Dinge huldigt, wähnt er sein Leben abgeschlossen und gräbt sich selbst ein Grab. Da kommt ein Bote und ruft ihn zu einem Zweikampf gegen einen italienischen Ritter, der die Ungarn straflos verhöhnt. Der Alte geht als Mönch verkleidet wirklich nach Ofen und züchtigt den Frevler. Aber er sieht immer deutlicher, daß er in die neue Zeit nicht paßt. Er stürzt zusammen, der letzte, stolze Baum eines schon abgeholzten Waldes. Im letzten Gesang bestattet man ihn in das Grab, das er sich selbst bereitet.

Im Gegensatz zum ersten Theile, der uns wie ein frischer Frühlingsmorgen anmuthet, geht durch diesen zweiten Theil des Toldi eine trübe Stimmung, wie Herbstwind, der mit kalten Stößen gelbe Blätter vor sich hintreibt.

War der erste Theil dem Stoffe, der populären Behandlung und der Sprache nach ein volksthümliches Epos, so haben wir in Toldi's Abend dagegen ein humoristisches Epos; der Dichter steht nicht mehr auf demselben Standpunkt wie sein Held, er identificirt sich nicht mit ihm, sondern steht höher. Ein schmerzlich mitleidiges Lächeln spielt um seine Lippen, und durch seine Thränen hindurch glänzt eine liebenswürdige Heiterkeit. Der Dichter liebt noch immer Toldi, aber er sieht auch des Helden kleinliche Mängel. In „Toldi's Abend“ sind mehr humoristische Scenen, als in dem ersten Theil, und doch beginnt die Dichtung mit einer Scene, wo man ein Grab gräbt und endigt auch mit einem Begräbniß. —

In dieser glücklichen Periode des Schaffens holt Arany rasch nach, was er in der Jugend versäumte: Er trat auffallend spät als Dichter auf, hob sich jedoch dann um so schneller. In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre scheint er im Zenith zu stehen; eine sich immer steigernde Inspiration, unterstützt durch einen unermüdlichen Fleiß, scheint ihm den

Impuls zu dem Höchsten zu geben, was sein Talent zu leisten vermag. Sein genialer Freund Petöfi und seine junge Gattin stehen ihm schützend zur Seite. Alles wies darauf hin, daß Melancholie oder Verzweiflung nie in dies einfache Szalontaer Haus einkehren würden, über das mit mildem Licht die Sterne des Genius und der Liebe schwebten: Arany stand gleichsam auf der Wasserscheide seines Lebens. Auf beiden Seiten sah er reiche Fruchtwälder wogen, in der Ferne schwellende Ströme blitzen und in dunkelnden Hainen Rosen glühen .... Da mit einem Male stürzt ein wilder Kosak heran und durchbohrt das treue Herz des Freundes; die Ströme röthen sich, ein Schleier von Pulverdampf fällt auf die sonnenbeglänzte Perspektive. Die Revolution von 1848—49 bricht heran und giebt dem nationalen Leben und mit ihr der Poesie Arany's eine andere Richtung.

III.

Die ungarische Poesie ist, wie überhaupt die Poesie der kleineren Nationen, die fortwährend den herben Kampf um's Dasein durchkämpfen müssen, eine vorwiegend patriotische. Jeder Wellenbewegung der politischen Geschichte entspricht eine ähnliche in der Poesie. Die Jahre nach der Katastrophe von Vilàgos sind höchst lehrreich für Jeden, der den Einfluß äußerer Faktoren auf das geistige Leben eines Volkes studirt.

Nachdem das Bajonet und die Kosakenlanze ihre Arbeit beendet hatten, begann jene des Henkers. Die Stille des Todes allüberall. Die Edelsten des Landes waren verbannt, gefangen oder im Schmerz verstummt. Die ungarische Nation wußte ihren größten Dichter — Petöfi — getödtet, ihren größten Staatsmann — Szèchenyi — wahnsinnig. Das Land glich einem scheintodtem Körper. Alle Patrioten fragten sich bekümmert: wird er noch erwachen?

Die Wirkungen aller dieser Zustände, die herrschende

Stimmung können wir aus den Dichtungen dieser Zeit ermessen. Ist doch der Dichter der treueste Ausdruck seiner Zeit: eine Krystallglocke, in welcher jeder Laut, jedes Wort, jeder Aufschrei seinen melodischen Wiederhall wachruft.

In den Poesien Vörösmartys aus den fünfziger Jahren flammt eine düster-prächtige Verzweiflung, wie die weißglühenden Erze in der Glutathmosphäre eines Schmelzofens. Selbst die sanfte Dichtung Tompas hat in der Zeit unmittelbar nach der ungarischen Revolution einen Zug des rasendsten Schmerzes: „Um Unfruchtbarkeit fleht die Braut, — heißt es in einem seiner Gedichte — der Kinder Tod beweinen nicht die Eltern, und Freude fühlt des Greises Seele: daß er nicht lange mehr zu leben braucht.“ Und derselbe Riß geht durch alle Dichtungen dieser Zeit; ist es doch auch in diesen Jahren, daß ein einsamer Gutsbesitzer in Ober-Ungarn den Plan zu einer „Tragödie des Menschen“ faßt, in der die bedeutendsten Epochen der Weltgeschichte als Akte einer großen Tragödie aufgefaßt sind, in welchen der ewige Mensch: Adam, immer neuen Idealen nachjagt und immer neue Enttäuschungen findet.*

Arany verstummt; nach 1848, dem Jahre der Erregung und Begeisterung, wo seine Poesie einen fieberhaften Puls hat, schrieb er nur wenig und auch das voll von Bitterkeit und Verzweiflung. Später, im Jahre 1850, sucht er seinem Schmerze objectiven, künstlerischen Ausdruck zu geben und schreibt die etwas grell gehaltene poetische Erzählung „Katharine,“ in der ein Vater seine ungehorsame Tochter lebend einmauern lassen will. Um so stärker bricht aber in den „Zigeunern von Nagy-Ida“ (1851) sein Schmerz hervor; wie ein lange zurückgedämmter Strom durchbricht er tosend alle Schranken und schleppt Schlamm und Blumen in wildem Wirbel mit sich. Das satyrische Epos „die Zigeuner von Nagy-Ida“ be-

* Emerich Madách. Die Tragödie des Menschen. Uebersetzt von Dietze. Budapest 1865. — Vgl. Litt. Berichte aus Ungarn. 1880.

handelt die Geschichte eines Zigeuner-Feldzuges, gibt aber insgeheim eine schmerzliche Satyre des ungarischen Freiheitskrieges. Der Dichter wurde nicht verstanden; man war erstaunt und entsetzt, daß der Dichter des „Toldi“ die Kriegszelte Ludwigs des Frommen verlassen und nun sein luftiges Zelt in dem Staub und Schmutz des Zigeunerlagers von Nagy-Ida aufgeschlagen habe. Der Dichter hat sein Werk viele Jahre später selbst erklärt: „Mich ergriff damals ein Gefühl — ein Gefühl, wie den Weinbauer, der, als er sah, wie der Hagel seine Reben zerstörte, außer sich und wahnwitzig in ein Gelächter ausbrach und unter Thränen mit einem Knüttel auf die Trauben loszuschlagen begann und dabei ausrief: „Nun, Herr Gott, laß uns einmal sehen, was wir zwei gemeinsam zu Stande bringen!“ Auch ich erhob auf heiligen Ruinen Anklagen gegen dich, mein Vaterland; ich sah deine edlen Mängel verunstaltet und fing zu lachen an, um nicht zu weinen; in Fetzen kleidete sich deine glorreiche Gestalt, damit du dich nicht erkennen mögest. Und nach einem Kampfe, den die Welt bewunderte, wiederhallte Nagy-Ida von einem verzweifelten Gelächter. In solcher Stimmung tauchte vor mir in Schwärmen das Volk der Zelte auf: der große Träumer Tschori, der im Namen einer ganzen Nation schläft, um sich im Traum ein neues, glücklicheres Vaterland zu gründen. Alle lechzen nach Ruhm und sind auch bereit, ihn blutlos zu erkaufen. Selten ist es, daß dreie eines Sinnes sind, höchstens dann, wenn es gilt, die morgigen Früchte heute aufzuessen.“

Der unglückliche Ausgang der ungarischen Revolution hatte für Arany noch eine andere Folge von großer Bedeutung: Arany ist seinem Talente nach Epiker; sein verdüstertes Gemüth ließ jedoch kein umfangreicheres Werk von epischer Objectivität aufkommen. Der patriotische Schmerz machte ihn zum Lyriker. Die epischen Dichtungen, die er in dieser Periode entwirft, bleiben für lange Zeit Fragmente.

Unter solchen Umständen läßt sich bei einem derartigen Talent schon im Voraus das Feld seiner poetischen Thätigkeit bestimmen: da seine Gemüthsstimmung alle Werke von längerem Athem ausschließt, wird er sich bei seiner Hinneigung zur Epik der Ballade oder der Romanze zuwenden. Dem entsprechend, hat Arany als Professor am Nagykőröser Collegium wirklich zwei Balladenjahre (1853 1855), die freilich durch ein „stummes Jahr", ein Jahr der Trauer, wie leider bei seiner krankhaft sensiblen Empfindlichkeit öfter vorkam, unterbrochen wird. Die Balladen sind im Verein mit dem viel später entstandenen II. Theile Toldi's das Schönste, was je ein Ungar geschrieben. Ihr Stoff ist der Geschichte Ungarns entnommen, nur eine spätere Ballade behandelt einen englischen Gegenstand, und auch diese eine hat einen indirecten Bezug auf Ungarn. Es ist dies die Ballade: „Barden von Wales".

König Eduard von England besucht das mit Blut und Eisen bezwungene Wales. Ueberall empfängt ihn eine stille und öde Gegend. In Montgomery wird der König herrlich bewirthet, doch niemand erhebt sein Glas auf des Tyrannen Gesundheit. „Wo ist, frägt der erzürnte König, Jemand, der meine Thaten besingen würde? Es trete einer der Barden von Wales hervor!"

„Die vielen Helden — so erzählt Arany — sahen sich an, die Gäste von Wales; auf ihrem Antlitz verblaßte, gleich als ob es Furcht wäre, der Zorn. Das Wort erstickt, die Stimme stockt, der Athem zerreißt. Eine weiße Taube, ein greiser Barde erhebt sich bei der Thür".

Dieser Barde singt einen Fluch auf Eduard, der ihn zum Scheiterhaufen schleppen läßt. Der zweite Barde ahmt den ersten nach und folgt ihm in den Tod, sowie alle, die sich dem Befehle Eduards widersetzen. Der König jagt hierauf nach Hause und sieht die Scheiterhaufen flammen. „Fünfhundert der waleser Barden stiegen singend ins Flammengrab; doch

kein Einziger mochte rufen: Es lebe Eduard!" Hierauf schildert der Dichter den Seelenzustand des Königs in London: „Ha! was rauscht da ... Welch nächtliches Lied durchzieht Londons Straßen? Ich lasse den Lordmayor aufknüpfen, wenn mich irgend ein Lärm stört!" dumpfe Stille herrscht; weder drinnen, noch draußen hört man auch nur den Flug einer Fliege. Wer das Wort erhebt, redet sich um seinen Kopf! Der König kann nicht schlafen. „Ha, Pauken her, Pfeifen, Musik! Es erdröhne die Posaune: des walesen Gastmahls Flüche gellen in meinem Ohr." .....

Doch über die Musik, über Pauken und Trompeten, durch die dröhnenden Hörner hindurch singen die Fünfhundert laut das Lied des Martyriums".

Den Anlaß dieser Ballade bot ein Anerbieten, das charakteristisch genug für diese Zeit ist, um erzählt zu werden. Es war dies in der Zeit, als das Regime Bach in Ungarn nach Popularität ausging; es fing an, sich nach den Lorbeern, die nur Dichter flechten, zu sehnen. Es wurde eine Ode an die Regiernng gefordert, was nicht leicht zu erlangen war, da alle ungarischen Dichter von irgendwelcher Bedeutung damals einmüthig in der allerschärfsten Opposition gegen das Wiener Regiment standen. Man suchte im Geheimen die bedeutendsten Schriftsteller auf, bot eine ziemlich hohe Summe und Aussichten auf große Protection, aber vergebens. Man wandte sich an den rasch berühmt gewordenen Professor von Nagy-Körös, aber Arany wies die Versucher stolz und entschieden ab. Endlich fand sich ein Dichter dritten Ranges, der, in mißlichen Verhältnissen lebend, sich zu dem gewünschten Dienste hergab, jedoch ungenannt zu bleiben wünschte. Die Ode erschien auch wirklich, anonym — in der Amtszeitung.

Nach dem für Oesterreich verhängnißvollen Ausgang des italienischen Feldzuges im Jahre 1859 vollzog sich eine Wandlung in der Politik, ein freierer, belebender Luftzug wehte

durch Ungarn, die absolutistischen Institutionen fingen zu wanken und zu krachen an. Das nationale Leben, das erstarrt schien, bekam einen neuen, mächtigen Impuls. Die zur Unthätigkeit verurtheilte Kisfaludy=Gesellschaft ersteht von neuem und beruft Arany als Direktor nach Pest. Ein langersehnter Wunsch seiner Freunde kam damit in Erfüllung: den Dichter in dem Brennpunkt des nationalen Lebens zu finden. Arany entsprach auch den Erwartungen; 43 Jahre alt, scheint eine neue Jugend über ihn zu kommen. Er wird Redakteur eines kritischen Wochenblattes, das den Geschmack veredelte, ohne pedantisch zu sein, und scharf kritisirte, ohne im Dienste einer Clique zu stehen oder irgendwen zu verletzen. Neben seinen kritischen Studien hat Arany nun auch genug Muße, eine größere Epopöe zu vollenden. 1864 erscheint viel bewundert „König Buda's Tod".* Wie die epischen Conceptionen Aranys überhaupt, ist auch dieses Werk dem Tone und der Behandlung nach völlig originell und weicht durch den Styl und die eigenthümlich intime Behandlung eines heroischen Sagenstoffes von ähnlichen Compositionen fremder Völker ab. „Buda's Tod" behandelt das Verhältniß Attila's zu seinem Bruder Buda (dem Blödelin der deutschen Sage). Arany hat darin mit Meisterschaft die einzelnen Züge, die sich in den alten ungarischen Chroniken finden, für die Charakteristik seiner Personen verwerthet. Die Andeutungen des anonymen Notars und des Chronisten Kézay (XIII. Jahrh.) sind zu einem lebensvollen Bilde ausgearbeitet. Hie und da sind auch neue Motive glücklich eingeschoben, wie z. B. die Unfruchtbarkeit der Gemahlin des Buda, deren Neid sich gegen die glücklichere Ildico (Attila's Gemahlin) wendet und auch Buda gegen seinen Bruder zu reizen versucht. „Budas Tod" ist der erste Theil einer Trilogie, deren übrige Partieen im Entwurfe geblieben sind.

* König Budas Tod. Ein Epos von J. Arany, übersetzt von A. Sturm. Leipzig 1880.

Ein Jahr nach dem Erscheinen von Budas Tod reißt der Faden der poetischen Produktion Arany's mit dem Tode seiner Tochter von neuem. Es schien, als wäre mit ihr ein Theil der Wärme und des Lichtes, das die Welt für Arany hatte, hinweggeschieden. Er publizirte nun nichts Größeres. Man glaubte ihn gänzlich verstummt, als nach 15 Jahren der Präsident der Kisfaludy-Gesellschaft zur freudigen Ueberraschung der Anwesenden anzeigte, daß Arany ein größeres Werk eingesendet, von dessen Drucklegung blos seine intimen Freunde wußten. „Toldis Liebe" bildet den nachträglich eingefügten zweiten Theil der Toldi-Trilogie und behandelt das Mannesalter des Helden und seine unglückliche Liebe zur Piroschka Rozgonyi, während der erste Theil seine Jugend und der dritte (Toldis Abend) sein Alter und seinen Tod darstellt. Der Ton ist wieder verschieden von den bisherigen Epen Arany's: durch die farbenprächtige Schilderung des mittelalterlichen Ritterlebens schimmert die Subjektivität des Dichters stärker als in seinen bisherigen erzählenden Dichtungen hervor, und selbst die feurigen Gesänge, die Toldi's und Piroschka's Liebe verherrlichen, durchzittert wie eine Resonanz des Dichters eigener Schmerz. Eine tiefe Wehmuth beschleicht ihn und die Erinnerung an seine Jugendjahre, wo er den ersten Theil des Toldi schrieb, taucht vor ihm auf:

„So sucht auch mein Herz, von rauhem Leid gekränket,
Trost, in längst verklungener Zeiten Fluth versenket,
Und wie der Verstorbenen Geister mich umschweben,
Geben mir die Todten, was versagt das Leben.

So gedenk ich Toldi's, dem in früheren Zeiten,
Hell begeistert einst sich meine Lieder weihten,
War mein Lied auch schlicht und schmucklos nur gelungen:
Warm und rein ist es dem Herzen mir entsprungen.

Oh, daß, nicht um Ruhm und flüchtiges Gepränge
Zu erlangen, nicht der Müßigen Gedränge,
Nur verjüngt noch einmal durch der Jugend Klänge, —
Oh, daß mir noch einmal solch ein Lied gelänge!"

(Uebersetzt von Adalbert Himpfner.)

IV.

Arany ist seiner Neigung und seinem Talente nach Epiker par excellence. Es steht ihm ein Reichthum des Tones, eine Mannigfaltigkeit des epischen Styles zur Verfügung, wie keinem Zeitgenossen in und außerhalb Ungarns. Wir durchwandern mit ihm alle Zonen des poetischen Klima's und immer wieder überraschen uns neue Formen und Farben. Er ist dem Tone und dem Stoffe nach volksthümlich im ersten Theil des Toldi, humoristisch in Toldi's Abend. „Toldi's Liebe," der zweite Theil, ist gleichsam eine mit moderner künstlerischer Technik ausgeführte Reconstruction des mittelalterlichen romantischen Epos. In allen dreien sind die Gestalten scharf und klar gezeichnet; aber die Beleuchtung und der malerische Effect sind verschieden. Ueber Toldi's Jugend strahlt mit manchmal versengenden, aber heiteren Strahlen die Pußtensonne des Sommers. „Toldi's Liebe" ist wie in den Mondesglanz einer romantischen Zaubernacht getaucht, während „Toldi's Abend" von der sinkenden Spätherbst-Sonne glühend und ahnungsvoll beleuchtet wird.

Die „verlorene Constitution" ist — abweichend von allem bisherigen — ein übermüthig parodistisches Epos; „der närrische Istók" dagegen hat eine diabolische Familien-Aehnlichkeit mit Byrons epischen Helden, aber nicht ohne vielfach frappant originelle Gesichtszüge zu haben. „Buda's Tod" ist eine mit der größten poetischen Feinheit und dem Schmelz eines alterthümlichen Styles neubelebte Nationalepopöe. Arany hat sich darin eines der interessantesten Probleme zur Aufgabe

gestellt: den werdenden Attila zu schildern. Die Muse des Epos liebt es sonst, gleich den Adlern und Geiern über Schlachtfeldern zu schweben. Budas Tod ist keine Darstellung von Feldzügen; wir sehen die colossalen Gestalten der Hunnenzeit in einem großen Theil der Dichtung sozusagen auf das Familienleben reducirt, in oft beinahe idyllischen Bildern vor uns. Wir rücken den Persönlichkeiten intim nahe und sehen Attila, der die ganze civilisirte Welt in Blut ertränkt, als Liebenden und Familienvater. Es beschleicht uns dabei ein ähnliches Gefühl, wie wenn wir nach den verzweifelten Vernichtungskämpfen, die Jornandes erzählt, Priskos aufschlagen: Attila liegt im Hausgewand mit sinnenden Augen vor uns, während die Becher klingen, Lieder schwellend ertönen und sein Lieblingssohn Irnak sich schüchtern erröthend zu den Füßen seines großen Vaters setzt.

In dieser Hinsicht hat das Epos Arany's etwas von der Auffassung Rembrandts; dieselbe Intimität, mit welcher der große Holländer die Heroen der Weltgeschichte in Genre-Situation darstellt, in denen wir uns alltäglich befinden und auf diese Weise sie uns näher rückt und verständlich macht — sie heimelt uns auch bei Arany an. Die sich den historischen Attila nur mit dem Kothurnus in Blut watend und mit der Schlachtenberichts-Wolke der Schulbücher vorstellen, werden sich durch den Attila in Buda's Tod enttäuscht sehen. Allerdings wird solchen Lesern auch der Hermann Klopstocks besser zusagen als derjenige Kleist's, der die Thusnelda des Tacitus „Thuschen" nennt.

Was aber diesen Epen einen originellen Werth verleiht und sie weit über Nachahmungen berühmter Muster erhebt, ist, daß ihre verschiedenen Formen keine zufälligen oder willkürlichen sind, sondern dem Stoffe und der Stimmung des Dichters am besten entsprechen. Sie sind demnach keine Nachahmungen, sondern Schöpfungen. Es ist der Geist, der sich

die ihm adäquate, passende Form schafft. Die verschiedenen Stylarten in seinen epischen Dichtungen sind also nicht erkünstelte Resultate von literarhistorischen Studien, sondern der organische Ausdruck einer Phase in Arany's geistigem Leben. Demgemäß bleibt in allen Metamorphosen als Bodensatz immer die Individualität des Dichters; er bietet uns im ersten Toldi ein naiv-volksthümliches, im dritten ein humoristisches Epos; aber beide, der volksthümliche wie der humoristische Ton, haben einen speciellen Racen-Character, etwas urwüchsig Magyarisches. Ebenso der dritte Theil.

„Toldi's Liebe" hat als romantisches Epos eine schwärmerische Liebe zum Thema, nur ist der Gegenstand dieser Liebe: Piroschka, ein Mädchen von entschieden magyarischem Typus. Dieser Theil der Dichtung behandelt ebenfalls die romantischen Abenteuer eines Ritters, doch sind diese auf Grundlage der ungarischen Sage reconstruirt; auch hat „Toldi's Liebe" eine stark subjective Färbung wie der Parsifal, nur ist dieses Subject, dessen Augen uns aus seinen Werken vergeistigt anschauen, nicht Wolfram von Eschenbach oder Chrestien de Troyes, sondern Arany. In „Buda's Tod" hat der Vortrag eine alterthümliche Färbung, die an mittelalterliche Chroniken gemahnt; der Character und die Denkungsart der Helden entspricht der Periode der Völkerwanderung, aber der poetische Gesichtspunkt, die Weltanschauung des Dichters ist eine moderne. Arany ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Zeitgenosse Attila's aus dem XIX. Jahrhundert.

Dieser bewunderungswürdigen Vielseitigkeit des Styles, der nicht Künstelei, sondern der passende Ausdruck verschiedener Stoffe und Stimmungen ist, entspricht die Mannigfaltigkeit der poetischen Genres, in denen Arany seine Meisterschaft bewährt. Es gibt kaum eine epische Gattung, die man in seinen Werken nicht vertreten findet.

Aeußerlich betrachtet, machen seine Werke den Eindruck einer

Mustersammlung für eine Poetik und den von Stylnachahmungen für Studienzwecke; näher betrachtet zeigt sich jedoch in ihnen eine Vielseitigkeit der poetischen Mittel und ein Reichthum an Tönen, die selten ihres Gleichen haben.

Mit diesem virtuosen Stylgefühl geht eine in unserer Literatur beispiellose Sprachkunst Hand in Hand. Die ungarische Sprache hatte bis dahin noch nie so viel Kraft, Reichthum und Nuancirungsfähigkeit offenbart. Arany ist entschieden der vollendetste Meister und unbeschränkte Herr der ungarischen Sprache. Es giebt keinen anderen Schriftsteller, dessen Wortschatz so groß wäre, keinen, der zum Studium des Geistes der ungarischen Sprache geeigneter wäre, als er.

Die Erklärung dieses sprachlichen Reichthumes liegt darin, daß Arany viel mehr aus dem hellen Borne der Volkspoesie und Volkssprache schöpfte, als seine Vorgänger. Seine poetische Diction ist, wie die Petöfis, eine Veredlung der Volkslieder. Die Regeneration der ungarischen Dichtung knüpft sich an diese zwei Namen. Beide, Petöfi sowohl als Arany, treten in den vierziger Jahren auf, nachdem sie ihr empfänglichstes Alter in der Provinz zugebracht und stehen in ihren ersten Dichtungen, dem Stoffe wie der Sprache nach auf volksthümlicher Grundlage. In Aranys „Toldi“ insbesondere finden wir die Sprache, die Sagenauffassung und das Versmaß der ungarischen Volkspoesie wieder. Die ungarische Literatur geht demnach eben in ihrer Blüthenperiode durch denselben Regenerationsproceß hindurch, wie die deutsche zu Herders Zeiten: der intensiven Einwirkung der volksthümlichen Dichtung.

Eine andere Eigenthümlichkeit seiner epischen Sprache hängt mit seiner Phantasie zusammen: ihre Plastik. Ein Beiwort genügt, wie in Hermann und Dorothea, zur Charakterisirung irgend eines Gegenstandes, weil eben dieses Beiwort den malerischen Hauptcharakterzug des betreffenden Gegenstandes

bezeichnet, dessen Erwähnung unserer Phantasie genügt, damit sie sich den ganzen Gegenstand reconstruire und vorstelle.

Alle diese Eigenthümlichkeiten, diese erstaunliche Flexibilität des Styles, die volksthümliche und plastische Kraft von Arany's Sprache zeigen sich zusammengedrängt in seinen Balladen. Als Arany mit seinen Balladen auftrat, waren die etwas hochtrabenden, patriotisch erhitzten Balladen Garays ungemein beliebt. Arany hat — und darin ist er den meisten bedeutenden Ungarn unähnlich — nichts, oder nur sehr wenig Rhethorisches in seinem Talent; seine Balladen sind demnach auch nicht rednerisch angehaucht, sondern schlicht und ergreifend; erst später neigt er sich packenden psychologischen Effecten zu. Seine Muster waren die Székler Volksballaden, die neben den schottischen wohl die schönsten der Weltliteratur sind. Arany's Balladen sind gleichsam in ein Lied gedrängte Tragödien. Ihr Stoff ist dem Volksleben oder der ungarischen Geschichte entnommen; der Hintergrund ist beinahe immer düster und ein gewisses mystisches Zwielicht liegt auf der Handlung. Mit der Zeit wird dieses Zwielicht immer dunkler, die Handhabung der Sprache immer virtuoser, die psychologischen Probleme gestalten sich immer interessanter; aber der Fond an echter Poesie ist seit seiner ersten Ballade: „Rákóczy's Weib" (1848) bis zu seiner jüngsten, die eine mittelalterliches Bahrrecht an der Leiche eines ermordeten jungen Mannes zum Gegenstande hat, immer der gleiche geblieben.

V.

Die Poesie Aranys ist, wie die jedes bedeutenden Dichters, eine ganze Welt für sich. Sie hat ihre eigene Vegetation, ihr eigenes Klima und eine eigene Race Menschen. Werfen wir einen Blick auf diese Natur und auf diese Menschen.

Jedes Individuum, und demnach auch jeder poetische Charakter hat dreierlei Schichten: die erste ist die allgemein

menschliche, die Allen gemeinsamen Gefühle; die zweite ist die individuelle, durch die sich der eine Charakter vom anderen unterscheidet; die dritte Schicht endlich ist die nationale. In dieser letzteren wurzeln alle diejenigen Eigenschaften, die der politischen Zusammengehörigkeit und der gemeinsamen Race entspringen. Je vollkommener diese verschiedenen Grundzüge sich in der Handlung eines epischen Werkes ausdrücken, desto vollendeter ist die Charakteristik darin.

In Arany's Gestalten finden sich alle drei in schöner Harmonie. Alle haben ein eigenes Profil; es ist, als ob sie auch außer dem Buche, unabhängig von ihm, ein Leben und eine Realität hätten. Auch sind ihre nationalen Züge unverkennbar; die kluge, treuherzige Naivetät Toldi's, seine excentrische Trauer und Freude schon im ersten Theile — sind das nicht echt ungarische Eigenschaften? Ist die leidenschaftliche Ausgelassenheit, mit der er sich in der Schänke durch den Zigeuner vorgeigen läßt, mit der Weinflasche in der Hand aufjauchzt und tanzt, ist diese hie und da hervorbrechende Frenesie des Vergnügens nicht aus der Tiefe des ungarischen Volksgemüthes geschöpft? Piroschka, die Geliebte Toldi's, die schönste Frauengestalt Aranys, ist auch ein echt ungarisches Mädchen. Ein deutscher Dichter hätte die Heldin einer so rührend traurigen Liebesgeschichte wohl sentimental geschildert; Aranys Piroschka ist durchaus nicht sentimental und obwohl durch das ganze Gedicht ein schwermüthiger Zug geht, hat die Heldin entsprechend dem ungarischen Charakter eher etwas Nüchternes. Besonders auffallend ist diese Fähigkeit, nationale Charaktere zu zeichnen in „Toldi's Liebe," wo sich eine Gruppe ungarischer und eine Gruppe italienischer Personen gegenüberstehen, von einander durch Handlungsweise und Styl scharf getrennt.

Aber nicht nur der Race, sondern auch der Zeit nach sind Aranys Personen entschieden individualisirt. In „Toldi" befinden wir uns im vollen Mittelalter: die Heldengestalt Toldis,

mit dem ihr eigenthümlichen Gemisch von Edelmuth und Rohheit, von schwärmerischer Liebe und beinahe thierisch wild ausbrechender Wuth ist nur im Mittelalter begreiflich. Und wie eigenthümlich der Zeit angepaßt ist der orientalisch bildreiche Sentenzen-Styl, den König Buda anwendet! Es ist ganz gut glaublich, daß ein asiatischer Despot des V. Jahrhunderts sich auf diese Art ausgedrückt habe. Dieser Zeitton wird nirgends sentimental beschönigt, vielmehr bilden Hinterlist und Gewalt, diese par excellence mittelalterlichen Motive aus der Völkerwanderungs-Periode, die Haupthebel der Handlung.

Neben den Menschen, wie eine zweite vergeistigte Macht, sehen wir in Arany's Dichtungen die Natur. Wir sind in seinen Werken meistens unter freiem Himmel: wir sind mit Toldi bei Sonnenuntergang im Röhricht, das sich im Winde wiegt und rauscht, während von ferne das Geheul der Wölfe herübertönt; mit Piroschka bei Sonnenaufgang am Theiß-Ufer, wo „sie ihre Brust voll athmet mit balsamischem Frühling" und im Geiste vor sich den Geliebten sieht:

„Dort schwebt es vor ihr, von Licht und Fluth gesendet,
Toldis Bild, wohin sie nur die Blicke wendet;
Mag das Aug' sie schließen, dennoch unverloren,
Unverrückbar bleibt das Bild heraufbeschworen.

Süßer Herzenstraum, ach wenn kein Traum du wärest,
Flüchtger Augenblick, ach wenn du ewig währtest!
Rose, nie verblühend, immer Knospe wärest!
Liebe, welche Seligkeit du uns gewährtest!"

(Uebersetzt von A. Himpfner.)

Ueberhaupt rückt bei Arany die Natur knapp an den menschlichen Geist; es gibt in seinen Dichtungen Thäler, die wie jene in Andersens Märchen sprechen, und Wälder, die sich wie der von Dunsinan in „Macbeth" bewegen. Die Natur ist ein mitthätiger Hintergrund des Menschenlebens.

Auch in seinen lyrischen Gedichten sehen wir dieses außerordentliche Naturgefühl entwickelt. Arany folgt auch hierin der Inspiration des ungarischen Volksbildes, das die Bilder der Natur gewöhnlich in die Darstellung der Gefühle verschmelzt.

Es wäre, wenn von Arany's Naturauffassung die Rede ist, ungerecht, der Rolle zu vergessen, welche die Thiere bei ihm spielen. Im ersten Theil des Toldi sind die Vergleiche zumeist der Thierwelt entnommen; wie bei Homer der Löwe, spielt in seinen Metaphern der Büffel die Hauptrolle. Später dehnt sich sein Horizont auch in dieser Hinsicht aus. Die Vergleiche und Bilder seiner späteren Werke sind nicht speciell der Thierwelt entnommen, sondern erstrecken sich auf die ganze Natur.

In „Toldis Liebe" kommt auch ein „episches Pferd" vor, das des Toldi, Namens Pejkó. Wie Don Rodrigo's Roß, versteht auch Pejkó seinen Herrn, fühlt mit ihm und scheint oft körperlich und geistig mit ihm Eins zu sein. Ein ungarischer Kritiker ging in seiner Sport-Begeisterung gar so weit, daß er Pejkó als einen der schönsten Charaktere Arany'scher Dichtung pries.

Noch einen Blick auf dasjenige, was alle diese Gestalten in Bewegung gesetzt: Arany's Phantasie. Sie ist vor Allem eine durchaus plastische. Der Dichter sieht seine Gestalten vor sich, jeden Zug ihres Gesichtes, jede Bewegung ihres Körpers. Dem entsprechen auch seine Metaphern, in denen er nicht wie so viele Dichter Begriffe verbindet, sondern wirkliche Bilder, die er s i e h t. Die Präcision und Anschaulichkeit seiner bildlichen Ausdrücke ist daher auch erstaunlich.*

* Als Beispiele mögen einige bildliche Ausdrücke dienen, die ich nicht auswähle, sondern aus dem VI. Gesang von Toldi's Liebe der Reihenfolge nach herausschreibe: Toldi kehrt in seinem Liebesgram nach Hause. „Im hallenden Ahnen-Saale, wo die Langeweile

Aus dieser großen Anschaulichkeit seiner Phantasie läßt es sich vielleicht auch erklären, daß Arany oft geistige Zustände physiologisch d. h. durch ihren Eindruck auf den Körper zu schildern sucht. Er sieht eben fortwährend die Gestalt und den Gesichtsausdruck seiner Personen.

modert, die Spinne webt, schleppt Toldi den ganzen Tag seinen düstern Schatten, und seine noch düsterere Herzens-Einsamkeit." Bald verläßt er das für Piroschka bestimmte Zimmer. „Er meidet es, versperrt es, wie einer, dem man den Todten seiner Liebe weggetragen, den Aufbahr-Ort zu meiden strebt; aber in seiner Seele liegt der Todte fortwährend ausgestreckt. Er wacht spät mit ihm, steht mit ihm früh auf, mit der Schwermuth überkommt ihn auch der Ueberdruß, einen Tag so wie den anderen, sich fortwährend mästend, wie die Schnee-Lawine. Toldi's starke Schulter beugt sich unter seiner Last."

Toldi sucht sich nun durch Arbeit zu zerstreuen, „doch die Arbeit ist langsam, der Wunsch läuft ihr vor und ermüdet, wie die Kinder schon im Voraus." — „Was Toldi gestern angefangen, läßt er heute stehen. Seine Lust wechselt, doch nicht seine Schwermuth; der schwarze Grund des Stoffes, er trägt ihn bis zum letzten Fetzen, die Blumen aber — (die daraufgemalt sind) — gehen aus." — Als Toldi sieht, daß „das Haar der Wälder vom Froste gekraust ist," versucht er das Jagdvergnügen, dann Gastereien. Die Gelage „dehnen sich aus in die goldene Frühe hinüber bis in den arbeitsamen Tag, so daß die Fackeln schamroth niederschauen." Um seine Trauer zu vertreiben, ergibt sich Toldi einem wüsten Leben und versucht „mit Wahnwitz aus allen Kräften das starke Haus seines Grames zu zerstören." Seine Mutter hört das; „die bösen Nachrichten umzischen sie von allen Seiten, wie die „dichten Zungen des Waldes." Sie reist zu ihrem Sohne. Toldi, dessen Kopf von dem vielen Getränke dampft, entflieht beschämt, die Zechgenossen verduften vor der energischen Frau; Niemand bleibt, nur der Hausvogt und der junge Diener Toldis, „die sich versteckend, einander abwechseln, wie von vorn nach hinten gelegte Karten."

VI.

Arany erzählt in einem Briefe über sich selbst, daß er auf eine eigenthümliche Weise schreiben gelernt habe. Sein Vater zeichnete die Buchstaben mit einem Stock in Asche, und der vierjährige Arany schrieb sie nach. Es ist, als ob dies ein Prognostikon für die künftige dichterische Thätigkeit Arany's und ihre Stimmung wäre; ein großer Theil seiner lyrischen Gedichte muthet uns an, wie wenn sie auch in Asche geschrieben wären. Die Grundstimmung seiner Lyrik ist eine melancholische Contemplation. Die feurige Grazie und die zündende Verve Petöfi's würden wir in ihr vergebens suchen. Auch haben diese lyrischen Gedichte kein hohes Pathos, die höchsten Töne der Leidenschaft sind ihr versagt. Contemplation führt oft zu einer gewissen Reserve, die man leicht mit der Kälte verwechselt. So ist denn auch die Beschaulichkeit der Arany'schen Poesie für Kälte gehalten worden. Allerdings hat Arany als Lyriker kein actives Element in sich, aber man glaube ja nicht, daß der Zuschauer immer weniger fühlt als der Handelnde. Es gibt eine Ruhe, die nicht der Ausdruck von Gefühllosigkeit, sondern das Resultat einer gesteigerten Sensibilität ist. Eben die größte Empfänglichkeit ist es, die sich gerne mit scheinbarer Fühllosigkeit panzert. Genügt es doch oft, delicat und sensibel zu sein, um unglücklich zn werden.

Geradezu beispiellos ist es, daß einer der bedeutendsten Lyriker, wie Arany, kein einziges Liebesgedicht aufweisen kann. Dies hängt wohl damit zusammen, daß wir überhaupt keine Jugendgedichte von ihm haben, da er erst in den reiferen Jahren als Dichter auftritt.

Wie seine Epen durch bestimmte Conturen, so zeichnen sich seine lyrischen Gedichte durch eine manchmal sogar stechende Klarheit aus. Das Hohle, Phrasenhafte, das in der modernen Lyrik so stark überwuchert, diese großen Worte, die viel mehr

zu sagen scheinen als sich der Verfasser bei ihnen dachte — sie sind ihm gänzlich fremd; wir finden keine Zeile, hinter der nicht ein bestimmter, klarer Gedanke, ein bestimmtes Gefühl oder ein anschauliches Bild stünde. Seine Muse ist Bewohnerin der Erde, seine Poesie ist erhöhtes Leben.

Wie in der epischen Gattung zeigt Arany auch in der Lyrik die vollendetste Technik, die in der ungarischen Literatur aufzuweisen ist. Der Styl ist wie immer koncis, der Wortschatz ungemein reich, die Versbehandlung eine virtuose. Er ist durchgehends Künstler; seine Mittel stehen immer im Verhältniß zum Ziele, das er sich gesetzt. Er ist nicht nur Meister der Sprache, sondern auch seiner selbst.

Wie seine lyrischen Gedichte, hat auch die Individualität des Dichters selbst etwas Contemplatives, beinahe furchtsam Reservirtes. Er folgt dem Rathe Boileaus: „Verstecke dein Leben und zeige deinen Geist." Im Jahrhunderte der Jubiläen gelang es ihm, kein solches zu feiern; einen der höchsten Orden, der den Baronsrang nach sich zieht, nahm er an, nachdem er sich ausdrücklich dessen vergewissert hatte, daß er Orden und Titel — nie tragen müsse.

„Mein Leben — schreibt er in einem Briefe an seinen Freund, den Literarhistoriker und Dichter Paul Gyulai — ist einfach, aber dennoch nicht still und ruhig wie man glaubt: es ist ein fortwährender Kampf, in dem ich der schwächere Theil bin. Mein Talent trieb mich immer vorwärts, meine Energielosigkeit warf mich aber immer wieder zurück, und so wurde ich — wie der größere Theil meiner Werke — ein Bruchstück."

Arany schrieb dies in den fünfziger Jahren; seitdem ist es ihm vergönnt gewesen, das Werk seines Lebens, den „Toldi" zu vollenden. Die contemplative Richtung seines Lebens spricht sich auch in einem seiner Gedichte klar aus: „Nie besaß ich ihn voll, den Becher meiner Freuden; in den schönen Garten

meiner Jugend blickte ich durch eiserne Schranken. Manchmal streckte ich furchtsam meine Hand aus, um eine Rose zu pflücken. Zu spät! bei der Berührung, fielen ihre Blätter auseinander. Wie eine übersensible Mimosa pudica schmerzt mich die Trauer und auch die Freude."

* * *

Wenn wir nun Alles zusammenfassen, sehen wir in Arany einen Epiker, der mit Tennyson wohl der größte unserer Zeit ist. Seine Dichtung ist die höchste Veredlung der ungarischen Volkspoesie. Als Meister der verschiedenen epischen Style und der Ballade, ist er der größte ungarische Dichter. In seinen großen Epen Toldi und Buda's Tod vereinigt er eine detaillirte Psychologie mit den großen Stylgesetzen der epischen Kunst. In seinen lyrischen wie epischen Dichtungen hat er etwas Intimes, durchdringend Wahres und Inniges, das scharf mit der rhetorischen Richtung der ungarischen Literatur contrastirt.

Sein geistiger Horizont ist, wie der jedes großen Dichters, im Grunde ein nationaler. Die poetische Darstellung der ungarischen Traditionen und Sagen schwebt ihm als Hauptziel vor. Seine Kenntniß des ungarischen Volkes und dessen Sprache ist in seinen Werken in der allerpoetischsten Weise verwendet. Er ist im Gegensatz zu den berühmtesten Dichtern seiner Zeit kein „städtischer" Dichter. Seine Sujets, wie seine Metaphern sind mit Vorliebe dem Volksleben entnommen. Toldi, der Held seines größten Werkes, ist ein Sohn des Volkes, und der Kranz, den ihm der Dichter auf die schwarzen Locken drückt, ist aus den Blumen der Pußta gewunden.

So steht er vor uns, in edler Schlichtheit, wie seine Poesie, der genialste unter den Männern, die dem ungarischen Geist in der Zeit der großen Krisen einen höheren Flug und Impuls gegeben. Wenige Jahre vor seinem Tode, als er mit

greisen Haaren sein Meisterwerk „Toldi's Liebe" schrieb, klagte er zwar, daß er, im trüben Herbste des Lebens stehend, nichts Großes mehr schaffen könne, aber an seinem Beispiele sahen wir es von Neuem: dieselbe Jahreszeit, die unsere Pfade mit vergilbten Blättern überstreut, ist es zugleich, die unsere schönsten Früchte vergoldet und den edelsten Wein zur Reife bringt.

Ueber ungarische Volkspoesie.

Von **Aigner**.

Die große Masse des ungarischen Volkes, schmachtete bis gegen die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts unter dem Drucke der Leibeigenschaft; die Kriege mußte es zwar mitkämpfen aber unter der Führung einer privilegirten Klasse; wenn auch siegreich, mußte es heimkehren zur alten Frohne, in's alte Joch. Es ist daher nicht auffällig, daß sich das Volk für die Heldenthaten seiner Bedrücker wenig begeisterte und dieselben nicht im Liede verherrlichte. Daher sind die rein lyrischen Volkslieder nach Tausenden zu zählen, historisch epische dagegen finden sich kaum einige; das eigentliche subjektive Lied ist es also, in welchem sich die poetische Schöpfungskraft des ungarischen Volkes vorzüglich offenbart. Zunächst ist daher dieses näher in Betracht zu ziehen. Daß die eingeflochtenen Proben und Belege durch die Uebersetzung Manches von ihrem ursprünglichen Reiz und jenem unnachahmlichen Zauber, der dem Volkslied eigen ist, verlieren, das ist selbstverständlich.

Vor Allem ist es als Grundleidenschaft aller Lyrik die Liebe mit all ihrer Lust und Qual, die in hundert und aber

hundert Wendungen Ausdruck findet; doch spielt hier nicht jene sentimental-schwärmerische Liebe der Kunstpoesie, — es ist echte sinnliche Gluth, die hier zum Ausbruch kommt.

Verfolgen wir den Lauf einer Liebesgeschichte und hören wie die Betheiligten in den verschiedenen Situationen sich aussprechen. Der Jüngling sieht ein Mädchen, und von ihrem Anblick hingerissen, ruft er aus:

Kein Weib hat dich geboren,
Du stammst vom Rosenstrauche,
Du wardst am frohen Pfingsttag
Beim goldnen Morgenhauche.

Die Rosen deiner Wangen,
Ach könnt' ich sie erlangen,
An meinem treuen Herzen
Als Strauß sie sollten prangen.

Ihr Bild folgt ihm überall nach; wachend und träumend, immer und überall steht sie vor ihm. Was ihm die karge Wirklichkeit versagt, das verleiht ihm ein lieblicher Traum; er sieht sich gewiegt von ihrem Arm:

Traum, o Traum, o süßer Traum!
Süß ist wohl der Morgentraum,
Süßer aber ist der Traum,
Wo mein Liebchen ich kann schaun.

Stärker ist als Wein ein Kuß,
Süßer auch als Apfelmuß,
Süßer noch ist Lieb' gewiß'
Wenn ich's Liebchen heiß umschließ'.

Ros' ist's schönste Blümelein,
Schönstes Leben das zu zwei'n;
Auch die Rose da nur blüht,
Wo ein Paar in Lieb' erglüht.

Täubchen seinem Paar als Gruß
Giebt kein Röslein, sondern Kuß;
Kußgeschenk sei Kusses Lohn,
Das genügt mir, Liebchen, schon!

Und siehe da, sein Traum erfüllt sich rasch; auch er ist dem Mädchen nicht gleichgültig geblieben, sie finden und verstehen sich und keine Macht der Erde soll sie von einander scheiden. Die ganze Natur ist dem Jüngling verklärt, jede Blume, jeder Strauch und jede Creatur sieht er mit Liebesaugen an und bringt er mit seiner Liebe in Verbindung. So giebt ihm der Maikäfer Gelegenheit zu dem Liede:

Maikäfer, gelb Maikäferlein,
Ich frag' nicht, wann's wird Sommer sein,
Auch nicht, ob ich lang leben bleib',
Frag' nur, ob Liebchen wird mein Weib?

Ich frag' nicht gelb Maikäferlein,
Ob mich viel Sommer noch erfreun?
Mich zehrt ein heißer Sommertag,
Wie ich mein Lieb' im Herzen trag'.

Bald sehen wir sie Beide unter einem Busch sitzend und einander eng umschlungen haltend, und er flüstert der Glückstrahlenden ins Ohr:

Ohne dich, mein Liebchen,
Dir nicht nah', dir fern,
Möchte ich am Himmel
Selbst nicht sein ein Stern.

Ohne dich, was wäre
Werth der Himmel mir,
Tag und Nacht ich flöge
Lieb, herab zu dir!

Doch wahre Liebe muß geprüft werden. Der Jüngling, wie schwer es ihm auch fällt, muß scheiden und in die weite

Welt wandern. Er kommt in neue Gegenden, empfängt neue Eindrücke; das Mädchen aber sitzt zu Hause und denkt immer nur des Fernen und gramerfüllt sucht sie die lieben Orte auf, wo sie an seiner Seite gewandelt durch Wald und Flur und wehmüthig seufzt sie:

Wald, wie bist du hoch und breit!
Schatz, wie bist von mir du weit!
Könnt' den Wald ich niederhauen,
Könnt' ich meinen Schatz erschauen!

Ohne Aest' sind keine Wälder,
Ohne Blumen keine Felder,
Auch mein Herz nicht ohne Leid,
Denn mein Schatz ist ja so weit!

Da kehrt der Heißersehnte endlich zurück, doch sein Herz ist erkaltet. In ihrem Schmerze singt das Mädchen nun:

Setzte einst ein Veilchen,
Wart' nun, daß es keim',
Warte, daß mein Liebster
Kehre wieder heim.

Auf ist's Veilchen gangen,
Doch ist's schön nicht sehr,
Heim kam wohl mein Liebster,
Doch er liebt mich nicht mehr!

Aber es kommt zu Erklärungen, zur Versöhnung. Und wie versöhnte Herzen höhere Kraft der Liebe zu gewinnen scheinen, so jubelt auch der Jüngling in der vollen Ueberschwänglichkeit seiner wiedergefundenen Liebe:

Puppe, meine schöne Puppe!
Schätzchen, holdes Engelein!
Finke, Stieglitz, kleiner Stieglitz!
Du, mein liebstes Vögelein!

Flieg nicht fort von mir, mein Täubchen,
Bleib' im trauten Nestchen hier;
Ruh' in meinen treuen Armen,
Spende Wonne für und für!

Unsere Herzen seien einig,
Unsere Seelen treu vereint,
Lächle, wenn mein Mund nur lächelt,
Weine, wenn mein Auge weint.

Und hierauf folgt, gewissermaßen als Motivirung, wie er solchen Reizen hätte widerstehen können, die Beschreibung ihrer Person:

Röslein, roth sind deine Lippen,
Schlehen deiner Augen Grund,
Deine Blicke die des Falken,
Aepfel deiner Brüste Rund.

Deines Wuchses volle Feinheit,
Deines schönen Leibes Reinheit,
Deines Wesens hoher Adel,
Alles ist ganz ohne Tadel!

Makellos bist du fürwahr,
Hold, schön, schuldlos ganz und gar,
Hast nicht eines Fehlers Spur,
Meisterwerk du der Natur!

Ob zwar dies Lied keines der vorzüglichsten ist, theilen wir es doch zum größten Theile mit, weil es vielleicht am besten das fast orientalische Wesen der ungarischen Volkspoesie charakterisirt. Welche Gluth der Empfindung, welcher Bilderreichthum, welche Farbenpracht, welch' blumige Sprache offenbart sich nicht in diesem Liede!

Beinahe eben so reich an Zahl, wenn auch verhältnißmäßig ärmer an poetischem Gehalt als die Liebeslieder, sind die Pußtenlieder (Hirten- und Räuberlieder). Jede größere,

unbebaute Ebene wird im Ungarischen Pußta genannt; besonders aber versteht man darunter jenen ungeheuren, nur zum Theil kultivirten Strich Landes, dessen Marksteine gleichsam die Städte Pest, Debreczin, Arad und Baja bilden. Diese Ebene, wo der ungarische Stamm sich in seiner größten Reinheit erhält und wo er auch noch seine ursprünglichste Lebensweise führt, ist die Heimath der Pußtenlieder. Man hat im Auslande gerade von diesem Theile Ungarns die schrecklichsten Begriffe, als sei es eine Wüste, nur von Räubern und sonstigem Gesindel bewohnt. Sieht man aber genauer zu, so wird man finden, daß hier eine Menge von Städten und Dörfern mit reichen Getreidefeldern sich ausbreiten, deren freundlicher Anblick auf alles Andere, als auf Räuberherbergen schließen ließe. Und doch ist hier auch die eigentliche Heimath des ungarischen Räubers. Jene Menge von Städten nämlich genügen nicht zur Bebauung des ungeheuern Raums, und so kommt es, daß noch viele Hunderte Morgen Landes im Urzustande brach liegen. Ein Theil ist von Sümpfen bedeckt, der andere dient als feste Weide für die Viehzucht.

Wir fassen unter Pußtenliedern die Lieder der friedlichsten Leute, der Hirten, mit denen der wildesten, der Räuber, zusammen; doch ist dies kein Widerspruch, da die Hirten selbst Viehdiebstähle begehen und meist nur aus ihren Reihen die Räuber hervorgehen.

Das Hirtenleben ist in vielen Liedern mit großer Treue geschildert, am ausführlichsten aber dasjenige des Rinderhirten (Gulyás). Leider ist das betreffende Hauptlied viel zu lang, um es ganz hier mittheilen zu können; wir begnügen uns daher, einzelne Stellen daraus (nach der Uebersetzung in Kertbeny's Sammlung, Darmstadt 1851), anzuführen.

Nicht reut's mich, daß als Bauer ich geboren bin,
Schon drum nicht, weil ich Gulyás ward nach meinem Sinn.
Der Hund tausch' mit dem ziegeldachenen Palast,
Hei, oder mit dem gicht'gen Herrn, der todt schon fast.

Ein kleines Königreich ist ja mein Leben hier,
Als waltendes Gesetz den Knotenstock ich führ'.
Mein Reich ist rings, soweit die ganze Weide geht,
Als großer Potentat der Gulyás mitten steht. — —

Die Seele ist in mir am rechten Platze auch,
Nicht fürcht' ich Wildgethier noch Räuber hinter'm Strauch.
Bin ich auch arm, gehör' ich doch nur mir allein,
Zu wahren meine Freiheit, trat in Dienst ich ein.

Diese letzte Zeile bildet den Grundgedanken des ganzen Liedes. Es entstand nämlich noch zur Zeit der Leibeigenschaft und damals war allerdings der Hirte im Verhältniß zum Bauer ein freier Mann. Seine Heerde hüten und darauf achten, daß seinem Herrn kein Schade entstehe, das ist seine Pflicht, die er mit großer Rechtschaffenheit erfüllt; alles Andere kümmert ihn nicht, und auch um ihn hat sich Niemand zu kümmern: er kann thun und treiben, was ihm beliebt.

Unter den Hirten, ist ihre Herrschaft auch gleich groß, zeigt sich doch eine gewisse Rangabstufung: der Csikós (Pferdehirt) ist der geachtetste, dann folgt der Gulyás (der friedlichste von Allen), diesem der Schafhirt (Juhász) und endlich der unbändigste: der Schweinhirt (Kanás). Diese Rangordnung bildet auch den Inhalt eines Liedes, worin es heißt: der Gulyás liegt auf weichem Bette, der Csikós sitzt auf schnellem Rosse, doch

Der Schafhirt wie ein Hund muß wandern
Von einem Hügel auf den andern.

Der Csikós steht trotz seiner hohen Hirtenwürde mit dem „armen Burschen" in größter Verwandtschaft und ist oft mit ihm fast identisch. Der ungarische Roßhirt hat — außer für schöne Mädchen — keine andere Leidenschaft als das Roß; es ist sein Stolz, sein Reichthum; er legt ihm die süßesten Schmeichelnamen bei (Ausdrücke wie „mein liebes Roß, mein süßes Roß" kehren in den ungarischen Volksliedern hundertfach

wieder) und es ist nichts Seltenes, daß Rosse Mädchennamen führen. Das Roß ist nicht nur sein Träger, es ist auch sein Freund, er spricht mit ihm und es versteht ihn; so heißt es einmal:

Habe weder Heu, noch Stroh, noch Hafer,
Muß dich liebes Rößlein schlagen todt!
Deine Haut dem Juden ich verkaufe,
Hab' mit dir dann ferner keine Noth!

„Was wohl würde dann das Geld dir nützen,
Säßest du auf deinem Roß nicht froh?
Schlage mich nicht todt, mein lieber Herre,
Will ja leben blos von Gerstenstroh!"

Liebes Roß, nicht traure und nicht zage
Gutes Futter soll noch werden dir,
Trägst du mich noch heut zu meinem Liebchen,
Gibt in seidnem Tuch sie Hafer dir.

Der stolze Sinn für das Pferd zeigt sich in dem Rufe: „Mein Roß und ich, wir sind echt ungarischer Race!"

Roß und Roßdiebstahl kommen in den Pußtenliedern unzähligemal vor. Um ein Roß, das ihm gefällt, zu erlangen, wagt der Csikós Alles. Daher wird so häufig der Roßhirt zum Roßdieb.

Der Csikós erinnert mit seinen Ansichten über Diebstahl an den Araber. Stiehlt er ein Roß und wird dabei ertappt und dem Wortlaute des Gesetzes nach bestraft, so vermeint er schreiendes Unrecht erlitten zu haben, erbittert ballt er seine Faust zur Rache an der Gesellschaft, die ihn brandmarkte — er ist Räuber.

Nach Betrachtung der beiden Hauptgruppen: der Liebes- und Pußtenlieder, hätten wir uns nur noch einige kleinere Richtungen der Lyrik zu überschauen, um dann zu dem wichtigen epischen Volksliede überzugehen.

Der Humor und die Satire spielen in der ungarischen Volksdichtung eine bedeutende Rolle; menschliche Schwächen und Laster, wie Hochmuth und Eitelkeit, Trunksucht und Lüderlichkeit werden verspottet. Die Satire verfolgt die Schlechten und Sittenlosen, alte Jungfern und betrogene Ehemänner, parteiische Richter und adelstolze Faullenzer. Unbarmherzige Geißelschläge aber treffen diejenigen, die ungarischer Sprache, Sitte und Kleidung untreu werden. Die charakteristischsten Lieder sind jedoch entweder für unseren Zweck zu umfangreich, oder zu lokal gefärbt, als daß sie Interesse erregen könnten.

Eigenthümlich verhält es sich mit den Trinkliedern, welche gegenüber der strengeren Lebensanschauung der satirischen Volkspoesie eine eximirte Stellung einnehmen. Ihr Preis gilt vorzugsweise dem Wein.

Eines der frischesten Weinlieder lautet:

Wasser, das treffe mein grimmiger Fluch!
Hat ja nicht Farbe, Geschmack, noch Geruch.
Wein her! Wein's ein frischer kühler Trunk
Macht, ich weiß, mich wieder jung.

Wenn mich ein Aergerniß peinigt und quält,
Oder die fröhliche Laune mir fehlt:
Wein gebracht! so rufe ich dann aus,
Spüle Galle, Qual hinaus.

Kurz ist das Leben und kummerbeschwert,
Ohne den Wein, was wäre es werth?
Noch im Himmel würd' es mich reu'n,
Tränk' ich hier nicht süßen Wein.

Noah war doch ein heiliger Mann,
Dennoch trank Wein er, so dann und wann.
Und warum ich armer Sündenstrunk
Sollt nicht thun mal frischen Trunk?

Sei drum des Weines auch nimmer gespart!
Hoffentlich bleibet zeitlebens bewahrt
  Meine Kehle doch vor Mauth und Zoll.
  Trinke drum mich toll und voll!

Eine lohnendere Ausbeute bieten uns die Kriegslieder, von denen sich eine gute Anzahl trefflicher Stücke erhalten hat. Wohl haust darin nicht der glühende Feindeshaß der polnischen Kriegslieder, doch ist es die „Alles bezwingende Tapferkeit," die hier in stolzer Siegeszuversicht begeisterte Worte findet.

Anfangs freilich, wenn der Bursche als Rekrut abgeführt wird, ist er nicht gut zu sprechen auf diejenigen, die daran Schuld sind, und rührender Abschiedsscenen gibt es viele. Eine möge hier stehen:

„Wem, mein Liebchen, nähest du dies Hemde?"
„„Dir! als Krieger ziehst ja in die Fremde.
Wirst verwundet — dient es zum Verbinden,
Und zum Grabtuch, sollt'st den Tod du finden"".

Seh' mein Mütterlein am Thore stehen,
Sieht den Sohn sie auf die Wandrung gehen;
„Liebes Mütterlein, laß' ab mit Weinen,
Bald vielleicht wird Gott uns wieder einen".

Ach, mein Abschied wird nicht lange dauern,
Nur ein Wort, doch voller Schmerz und Trauern.
„Dich vertrau' ich Gott, mein süßer Engel,
Du mein lieblich blüh'nder Lilienstengel!"

Hat der Bursche aber im lustigen Lagerleben der Trennung Weh überwunden, und hat er erst die schmucke Uniform an und sitzt womöglich als Husar (das Ideal eines ungarischen Rekruten) auf einem muthigen Rosse, dann sieht er schließlich selbst ein, daß er zu diesem Geschäfte Beruf habe und ruft lustig in die Welt hinein:

Der Herrgott selber schuf mich zum Soldaten!
Dazu auch tauften Priester mich und Pathen.
Juchhe! und bleib's so lang die Welt noch Welt,
So lang ein heller Stern am Himmelszelt.

Auch in den geistlichen Liedern ist manche Strophe dem Vaterlande gewidmet und hierin ist es — außer dem „Gott der Ungarn" — die Mutter Gottes, die als besondere Schutzpatronin von Ungarn gefeiert wird. Dies thut jedoch dem einfach christlichen Geiste dieser Lieder keinen Eintrag, denn dieselben sind im Allgemeinen ganz im Sinne der Bibel gehalten. In den nicht reingeistlichen Liedern dagegen sind manche Züge asiatischen Heidenthums stehen geblieben. Der Glaube an Prädestination tritt bisweilen so stark hervor, daß er an die muhamedanische Anschauung und an das heidnische Schicksal erinnert. Der Fluch macht häufig ganz den Eindruck einer heidnischen Verwünschungsformel, namentlich in der Gestalt wie er im ungarischen Volkslied auftritt. Derselbe erscheint zwar in allen Volkspoesien zumeist bei Liebeskatastrophen, hier aber ziemlich abweichend von allen Uebrigen. Den Fluch der Mutter vernehmen wir oft, doch ist er lange nicht so folgenschwer, als der Fluch eines betrogenen Liebenden. „Deine Mutter, Liebchen, hat mich verflucht", klagt der Jüngling, aber das Mädchen erwidert: „Wenn sie dich auch verflucht hat, das hat nichts zu bedeuten!" Wenn der Fluch jedoch von einem der Liebenden über den anderen gesprochen wird, so ist seine Erfüllung unausbleiblich:

Liebchen, und ich sage dir, verlaß mich nicht!
Sonst verfluch ich dich und du wirst dann hinwelken.

Verschieden ist dieser Fluch, der nur Einzelne trifft, von einem andern, der auf dem ganzen Volke lastet und als solcher als unabwendbar zu gelten scheint. Es heißt:

„Es traf ein Fluch die Ungarn,
Daß sie nicht einig seien."

Diese Fluchformel mag aus der Türkenzeit stammen, denn eine Redensart sagt: „euch treffe der Türken Fluch!" Der Fluch der Türken aber soll gewesen sein: daß die Ungarn nie Eines Willens seien. Der gewöhnlichste Fluch lautet wörtlich übersetzt: Gott soll ihn schlagen!

Mit einem schrecklichen Fluche wird auch eine Ballade geschlossen, nach welcher Fehér Láßló (Ladislaus) ein Roß stahl, abgefaßt wurde und nun im Kerker sitzt. Seine Schwester erfährt dies und geht zum Hauptmann, um den Bruder mit Gold auszulösen; doch nicht Gold, sie selbst soll der Preis sein. Aber vergebens war ihr Opfer: der Bruder wird trotzdem zum Tode geführt; da erhebt sich die Entehrte in ihrer ganzen tragischen Größe und bricht in den Fluch aus:

Hauptmann, böser Hauptmann, schlechter Hauptmann,
Meine Flüche kommen auf dein Haupt dann!
Vor dir mög' das Wasser überfließen,
Hinter dir Morast aus'm Boden schießen!
Brechen mög' dein Pferd die Füß in Stücken,
Möge dich mit seiner Last erdrücken!
Dein Waschwasser mög' in Blut aufgehen,
Und dein Handtuch stets in Flammen stehen!
Möge stets dein Brod zu Steine werden,
Dennoch nie dir Gottes Segen werden!

Wir hören hier merklich einen anderen Ton als in der Lyrik: wir haben das Gebiet der Ballade betreten, welche unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen darf.

So lange Ungarn unter nationalen Königen einen unabhängigen Staat bildete, besaß das ungarische Volk — nach dem Zeugniß vieler Chronisten — eine große Anzahl von

Heldengesängen. Aber diese Blätter sind zerflattert und nur spärliche Erinnerungen konnten sich aus dem Gewoge der Jahrhunderte retten. Franz Toldy in seiner Geschichte der ungarischen Poesie (übersetzt von G. Steinacker, Pest. 1863) gibt auf Grundlage der Chronisten eine genaue Zusammenstellung alt-ungarischer Sagenstoffe, und darnach zu schließen, müssen es gewaltige Gesänge gewesen sein, die deren Inhalt bildeten. Was sich jedoch erhielt, sind entweder kümmerliche Bruchstücke oder viel später gedichtete Lieder in geistlichem Tone. Daher hat man lange gezweifelt, ob das ungarische Volk überhaupt noch eine Epik besitze, doch wurden diese Zweifel durch eine beachtenswerthe Anzahl, in jüngster Zeit ans Tageslicht gelangter Balladen auf das Glänzendste widerlegt.

Als eine der besten Balladen kann vielleicht „Susanna von Homlod" gelten, die wir deshalb hier folgen lassen.

„Wie kommt es, wie kommt es, o Tochter Susanna,
Daß dir dein neues Röcklein wird enger und enger?"
„„Die Ursach, die Ursach: schlecht schnitt es der Schneider.
Schlecht schnitt es der Schneider, schlecht näht' es der Näher.""
„Mein Kutscher, mein Kutscher, mein ganzes Gesinde!
Nun bringet, nun bringet mein Trauer-Gefähre!
Und schirret und schirret die feurigen Rosse,
Und führet und führet hinaus mir Susannen,
Hinaus auf die Wiese, hinaus auf den Richtplatz!"
„„Ich grüß Euch, ich grüß Euch, hochedle Frau Homlod!
Wo ist denn, wo ist denn Susanna von Homlod?""
„Ich schickte, ich schickt' sie zum Rosengehege,
Nach Rosen zu sehen, sich dort zu zerstreuen."
„„Ich grüß' dich, ich grüß' dich, du Gärtnergeselle!
Wo ist denn, wo ist denn Susanna von Homlod?""
„Ich weiß nicht, ich weiß nicht, wohl war sie hier gestern."
Ich weiß nicht, ich weiß nicht, nicht sah ich sie heute.

„„Ich grüß' Euch, ich grüß' Euch, hochedle Frau Homlod,
Wo ist denn, wo ist denn Susanna von Homlod?""
„Ich schickte, ich schickt' sie zum Meeresgestade,
Goldfischlein zu fangen, sich dort zu zerstreuen."
„„Ich grüß' dich, ich grüß' dich, du Fischergeselle,
Wo ist denn, wo ist denn Susanna von Homlod?""
„Ich weiß nicht, ich weiß nicht, wohl war sie hier gestern."
Ich weiß nicht, ich weiß nicht, nicht sah ich sie heute!"
„„Ich grüß' Euch, ich grüß' Euch, hochedle Frau Homlod,
Wo ist denn, wo ist denn Susanna von Homlod?""
„Was nützt es zu leugnen, ich muß es euch sagen:
Ich schickte, ich schickt' sie hinaus auf die Wiese,
Hinaus auf die Wiese, hinaus auf den Richtplatz."
„„O lieblose Mutter, was ließest sie richten?
Hast ihr und hast mir auch das Grab ja gegraben!
Ich grüß' dich, ich grüß' dich, du blutiger Henker,
Wo ist denn, wo ist denn Susanna von Homlod?""
„Hier ist sie, hier liegt sie und schlummert in Frieden!"
„„Mein Leib und ihr Leib ruh' in einem Grabhügel,
Mein Blut und ihr Blut mög' ein Bächlein wegspülen!""

Eines Reizes, außer dem Reim, entbehrt die ungarische Volksballade fast ganz, nämlich jener effectvollen Eigenthümlichkeit der nordischen, des Refrains; dagegen ist dessen Vorkommen in den lyrischen Dichtungen häufiger, besteht aber auch dort meist nur in einzelnen Ausrufungen, oder dem „Jodler" ähnlichen, zusammenhanglosen Silben.

Der Stoff der ungarischen Volksballaden ist meistens aus Liebesgeschichten geschöpft und mit wenigen Ausnahmen tragischer Natur. Eine solch tragische Liebesgeschichte wird in der ganz nordisch klingenden Ballade „Klein Lilia" besungen, die wir uns, in Hinblick auf ihre Schönheit, nicht versagen können, vollständig mitzutheilen. Sie lautet:

Heidenkönigs Töchterlein
Durch die Stadt spazierte einst
Mit dem schönen Liebsten sein.

Heidenkönig sah kaum dies,
Er den Jüngling greifen ließ, —
Ließ ihn werfen in's Verließ,
In die tiefste Finsterniß;
Dort ihn quälet Unkenbrut,
Saugen Schlangen aus sein Blut.

Dahin ging klein Lilia;
„Wie ergeht's dir, Liebster, mein?"
„„Bin wie eine Waise gar,
Die getrennt von ihrem Paar!""

Ging nach Haus klein Lilia;
„Vater König, hör' mich, hör'!
Fällt mir's zwar zu sagen schwer:
Dir der Jüngling sagen läßt,
Sollst ihn thun aus dem Verließ,
Aus der tiefsten Finsterniß;
Ach, sein Fleisch frißt ekle Brut,
Ach, und saugt sein rothes Blut!"

Heidenkönig ließ ihn nun
Auf den höchsten Söller thun.
Dahin ging klein Lilia;
„Wie ergeht's dir, Liebster mein?"
„„Bin wie eine Waise gar,
Die getrennt von ihrem Paar.""

Ging nach Haus klein Lilia;
„Vater König, hör' mich, hör'!
Fällt mir's zwar zu sagen schwer:
Dir der Jüngling sagen läßt,
Sollst ihn thun vom hohen Thurm,
Daß ihn nicht erreicht der Sturm,
Daß der Regen ihn nicht näßt."

Heidenkönig vor Verdruß,
Trat sie so mit seinem Fuß,
Daß zerriß ihr Röcklein roth,
Daß ausfloß ihr Blut, so roth,
Daß sie starb gar jähen Tod.

Fingen Glocken an zu gehn,
Höret es der Jüngling, schön.
„„Ach für wen wohl läuten sie?
Für mein Liebchen sicherlich!
Ach, und wenn sie starb um mich,
Ach, so sterb' ich auch um sie!““

Sprang herab vom Thurm, so hoch,
Daß er starb gar jähen Tod.

Heidenkönig ließ sie nun
Beide auf ein Bette thun,
Ließ dem Einen machen dann
Einen weißen Marmorsarg.
Ließ dem Andern machen dann
Einen rothen Marmorsarg.
Ließ sogleich beisetzen auch
Einen wohl vor dem Altar,
Ließ sogleich beisetzeu auch
Andern hinter dem Altar.

An dem Einen wuchs hervor
Eine weiße Lilie,
Aus dem Andern wuchs hervor
Eine rothe Lilie.
Wuchsen, sproßten also lang,
Bis sich Eines in's Andre schlang.

Heidenkönig schaut es wild,
Wollt' sie brechen zornerfüllt.
Rief ihm zu sein Töchterlein:
„Vater, Vater, Vater mein,
Ließ'st im Leben uns nicht Ruh',
Gönn' uns nun im Tode Ruh'!“

Der schöne Glaube einer Wiedervereinigung nach dem Tode ist hier in inniger Weise zur Anschauung gebracht.

Wir würden jedoch die unserer Abhandlung gesteckten Schranken weit überschreiten müssen, wollten wir auch nur die allervorzüglichsten Balladen ihrer ganzen Ausdehnung nach beibringen, oder näher auf ihren ethischen Gehalt eingehen. Mit dieser kurzen und anspruchslosen Skizze haben wir nur eine Vorstellung geben wollen von dem poetischen Schatze, der in der ungarischen Volkspoesie ruht, dem Auslande fast völlig unbekannt.

Ungarn in seinen Denkmälern.

Von Franz von Pulßky.

Die vergleichende Sprachwissenschaft hat es längst bewiesen, daß die Bevölkerung Europas nach und nach aus Asien in ihre jetzige Heimath eingewandert ist, und da bei den Wanderungen der Völker die Meeresufer und der Lauf der Flüsse die natürlichen Wegweiser blieben, würden wir erwarten, daß die ältesten Zeugnisse menschlicher Thätigkeit in den östlichen Ländern Europas und besonders im Becken der Donau gefunden werden sollten. Dies ist aber nicht der Fall. Die rohen Steinwerkzeuge aus der Mammut-Zeit und die Höhlenfunde aus der Rennthierepoche, die in Frankreich und England so häufig vorkommen, sind in Ungarn bisher ganz unbekannt. Aus der paläolitischen Zeit stammen vielleicht jene rohen Pfeilspitzen und Werkzeuge aus den Knochen und Zähnen des Höhlenbären, die Baron Eugen Nyary unter der Stalagmitenschichte der Aggtelker Höhle, zusammen mit Resten des Höhlenbären fand. Bedeutende Reste von Ansiedelungen finden wir erst aus der Periode des polirten Steines, und hier ziehen ganz besonders jene künstlichen Hügel unsere Aufmerksamkeit auf

sich, die längs der Ufer der Theiß und ihrer Nebenflüsse sich erheben und, gleich den Terramares in Ober-Italien, nichts anderes sind als die Reste von Pfahlbauten, in denen wir weggeworfene Scherben und ganze Thongefäße, Küchen-Abfälle und verlorene Werkzeuge finden. Vielfache Kohlenschichten deuten auf so häufige Verwüstungen durch große Feuersbünste und später erneuerte Ansiedelungen auf der Brandstätte, daß es wirklich scheint, als ob die Einwohner, wenn der angehäufte Unrath und das Ungeziefer zwischen den Pfählen unleidlich wurde, ihre aus Zweigen geflochtenen mit Lehm überzogenen Wohnungen selbst anzündeten, sich daneben neue Hütten bauten und nach und nach wieder auf die alte Stelle zurückkehrten, so daß im Laufe der Jahrhunderte durch den Schutt und Unrath sich jene Hügel bildeten, deren Ausdehnung nur entweder durch eine unglaubliche Einwohnerzahl oder — was wahrscheinlicher — durch einen solchen häufigen Wechsel des Wohnplatzes sich erklären läßt. Arnold Ipolyi, der gelehrte Bischof von Neusohl, ließ, als er noch Domherr in Erlau war, den Hügel von Szihalom im Heveser Comitate, der in den alten Chroniken als der Kohlenhügel bezeichnet wird, zum Theil auf eigene Kosten, zum Theil auf jene der archäologischen Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften ausgraben. Die Ausbeute war bedeutend, doch ist sie durch jene aus dem colossalen Hügel von Tószeg und den zahlreichen Resten ähnlicher Pfahlbauten an beiden Ufern der Theiß bedeutend überboten worden. Wir wissen jetzt, daß die Ansiedler den Ackerbau schon kannten, verkohlter Weizen und Hirse fand sich häufig vor, die Waffen und Werkzeuge sind aber noch alle von Stein, und da in der untern Gegend, in der großen Ebene, selbst diese selten oder gar nicht vorkommen, aus Knochen geformt häufiger. Die Pfeilspitzen und seltenen Lanzenspitzen sind aus Obsidian, der vom Tokajer Gebirge stammt, oder aus Kieseln geschlagen, hie und da kommt ein Messer aus Feuerstein vor;

die geschliffenen Meißel, unter denen sich bis jetzt kein Hohlmeißel vorfand, sind aus weichern Steinarten, Serpentin, Diorit, festem Kalkstein, Schiefer u. s. f., wie sie eben vorkamen, gebildet, häufiger sind aber die Beinwerkzeuge, zu denen hauptsächlich die Hirsche und Rehe das Material lieferten. Aus der Krone des Geweihes wurden Streithammer gemacht, aus den Rippen Messer, aus den kleineren Knochen Nadeln und Pfeilspitzen. Selbst Schlittschuhe aus den Schenkelknochen des Rindes fanden sich vor. Unter den Küchen-Abfällen finden wir die gewöhnliche Fluß-Muschel in großer Menge; einige Fischangeln zeigen, daß die Bewohner den Fisch-Reichthum der Theiß zu würdigen wußten. Ein Schädel des kleinen Torfochsen zeigt, welche Gattung von Rindvieh hier gehalten wurde, und eine Reihe kleiner, ziemlich unförmlicher Thierfiguren aus gebrannter Erde, die in Tószeg, Piliny und Szihalom vorkamen, führen uns die Hausthiere jener Epoche vor. Natürlich finden wir darunter den Hund, das Schwein, das Rindvieh, das Schaf und in einem einzigen Exemplare das Pferd, und zwar als Lastthier. Die Form der Werkzeuge und Waffen weicht kaum von jener ab, die wir in anderen Theilen Europas in der Steinzeit vorfinden, den gleichen Bedürfnissen wurde in gleicher Weise entsprochen; eigenthümlich sind aber bei uns jene oft anderthalb Spannen langen, schmalen Keile mit dem meißelartig zugeschliffenen Ende, deren eigentliche Bestimmung wir nicht kennen und welche die Bauern noch jetzt oft zum Schärfen ihrer Sensen gebrauchen. Die Gefäße dieser Zeit sind nicht auf der Scheibe gedreht, sondern mit der Hand geformt, dick und grobkörnig, doch verfeinern sie sich nach und nach. Von Metall ist in diesen Hügeln kaum etwas gefunden worden, in Tószeg eine Kupfernadel, in Szihalom einige unförmliche Bronzereste.

In dieselbe Epoche gehören die Funde, die Fräulein von Torma in Siebenbürgen und die Gräfin Sztáray in Lucska bei Nagy-Mihály in Oberungarn gemacht haben. An letzterem

Orte fanden sich neben den Steinwerkzeugen und Urnen des Grabfeldes mehrere Feuersteinblöcke, die offenbar aus der Fremde eingeführt worden sind, da sie diesseits der Karpaten in Ungarn nirgends vorkommen und wohl zur Fabrikation von Pfeil- und Lanzenspitzen dienen sollten. Merkwürdigerweise fand sich hier auch ein Hammer aus gediegenem Kupfer, als Beweis, daß die so oft bezweifelte Kupferzeit, die schon Keller in seinen Berichten über die Schweizer Pfahlbauten für Ungarn anerkannte, sich unmittelbar an die Steinzeit anschließt, deren Formen sie genau nachahmt. Die durchbohrten Steinhämmer dienten offenbar zum Vorbild der Kupferhämmer, ebenso die breiten so wie die dreieckigen Flach-Meißel. Das Eigenthümliche der Kupferzeit manifestirt sich in der Abwesenheit aller Verzierungen auf den Waffen und Werkzeugen, von denen sich bis jetzt hauptsächlich Messer, Dolche, Schwerter (im ganzen blos zwei, eines in Pest und eines im Bruckenthal-Museum zu Hermanstadt), Flach-Meißel, Beile verschiedener Größe, Hämmer und Keilhauen, oft bedeutenden Umfanges, eine Sichel, Fischangeln und Nadeln vorfanden. Leider kennen wir aus dieser Zeit keine Gräberfunde, nur einzelne Stücke und vergrabene Schätze werden entdeckt, die aber alle in ihren Formen von den Werkzeugen und Waffen der Bronzezeit bedeutend abweichen. Kein Celt, kein Palstab wurde bis jetzt aus reinem Kupfer vorgefunden; es scheint, daß die Kupferzeit in Ungarn eine natürliche Entwickelung der Steinzeit war, die im übrigen Europa, vielleicht mit Ausnahme von Irland, sonst nirgends vorkommt. Merkwürdig ist aber die Uebereinstimmung der Kupferformen Ungarns mit jenen, die wir auf der Insel Cypern und in Ostindien finden.

Die Bronzezeit in Ungarn unterscheidet sich in mancher Hinsicht von der Bronzezeit der andern Länder Europas; offenbar brachte ein Eroberer-Volk dieselbe hierher, das die Legirung des Kupfers mit dem Zinne schon kannte und neue

Formen der Civilisation, der Waffen, Werkzeuge und Gefäße einführte, die von jenen der Stein- und Kupferzeit bedeutend abweichen. Die Celte, Palstäbe und Sicheln der alten Bronzezeit, welche in Ungarn gefunden werden, haben aber keinen speciellen Typus, der in Deutschland, Italien und Skandinavien nicht ebenfalls vorkommen würde. Es ist schwer nachzuweisen, wann der Gebrauch des Eisens in der Bronzezeit aufkam, jedenfalls bestand der Gebrauch beider Metalle eine lange Zeit nebeneinander.

Bronzefunde sind in Ungarn häufig. Abgesehen von den Einzelfunden, kommen oft vergrabene Schätze vor, die uns wahrscheinlich die versteckten Waaren der reisenden Händler erhielten. Sie sind wichtig, hauptsächlich wenn sie verschiedenartige Gegenstände enthalten, da deren gleichzeitiger Gebrauch durch sie bewiesen wird, im Gegensatz zu den Gegenständen, die aus großen Grabfeldern stammen, welche durch lange Zeit viele Menschenalter hindurch ihre Bestimmung erfüllten. Ganz anderer Natur sind wieder die in Ungarn häufigen Reste von Gußstätten, in denen man noch gegossene Bronzekuchen oder zusammenhängende Stäbe, oft in größern Massen, als Material für den Erzguß ausgräbt.

In Hammersdorf bei Hermanstadt in Siebenbürgen betrug das Gewicht dieses Rohmaterials mehrere Centner; man fand auch einzelne Stücke von Zinn dabei, die darauf hinweisen, daß die Bronze im Inland verfertigt und nicht schon als Handelsartikel eingeführt wurde. Zahlreiche Bruchstücke, der verschiedensten Waffen und Werkzeuge kommen bei diesen Gußstätten häufig vor, die zum Einschmelzen gesammelt wurden und die uns eine tiefere Einsicht in das Leben der Bronze-Völker erlauben. Wir finden hier verzierte Gürtel getriebener und ciselirter Arbeit, Armbänder, zierliche Gewandnadeln, Bruchstücke von feinen Sägen, neben den alterthümlichen Formen des Celtes und Palstabs, und wiederum Bruchstücke

von getriebenen Gefäßen, die wahrscheinlich durch den Handel aus dem civilisirteren Italien herkamen und ihren altetrurischen Ursprung nicht verleugnen können, obgleich solche figurirte Ziergefäße, wie sie in Deutschland, Frankreich und in der Schweiz vorkamen, bei denen die vorzügliche etrurische Fabrikation nicht in Zweifel gezogen werden kann, bei uns nicht gefunden wurden. Häufige Gußformen für Celte, Palstäbe, Nadeln, Messer, Sicheln und Lanzenspitzen, zum Theil aus Stein zum Theil aus Bronze, sind die unwiderleglichen Beweise der heimischen Fabrikation, was aber durchaus nicht ausschließt, daß ein bedeutender Tauschhandel sich schon in frühen Zeiten zwischen den Donauländern und den in der Cultur viel weiter fortgeschrittenen Völkern Italiens und Griechenlands entspann, der auf ihre Civilisation bedeutenden Einfluß ausübte. So sind z. B. die Bronzeschwerter in Ungarn mit ihrer lilienblattähnlichen Klinge, mit dem schalenförmigen Knopfe an dem reich ciselirten Hefte von einer Form, wie wir sie ähnlich auf den altgriechischen Vasenbildern und den Amazonenkämpfen des Mausoleums sehen. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht der Schatz von Podhering in Bereger Comitat, wo vierzehn Schwerter beisammen gefunden wurden, beinahe jedes von einer anderen Form. Alle sind reich verziert; offenbar waren sie nicht gebraucht, denn man sieht an keinem derselben eine Scharte, daher wird es wahrscheinlich, daß wir es hier mit dem versteckten Magazin eines Händlers zu thun haben, das uns den Beweis liefert, daß die verschiedensten Formen und Verzierungen der Waffen zu gleicher Zeit im Gebrauch blieben, daß daher die typologischen Untersuchungen über die Entwickelung der einen Form aus der andern bei uns keinen besondern chronologischen Werth für die Bestimmung des frühern oder spätern Ursprungs einzelner Fundstücke besitzen. Merkwürdig ist bei diesem Funde, daß einige Nägel, die das Schwertheft mit der Klinge verbinden, offenbar aus Eisen verfertigt waren.

Die Händler jener Zeit pflegten ihre Waaren auf das sorgfältigste zu verstecken, damit sie bis zu ihrer Rückkunft nicht gefunden wurden. So kam vor einiger Zeit im Weißenburger Comitat und bald darauf bei Bries in der Sohler Gespannschaft in der tiefen Höhlung eines Steinbruches ein solcher versteckter Schatz vor; in dem erstern waren schöne Phalerä, im letzteren eine getriebene Schale italienischen Ursprungs, mit achtzehn reich verzierten Armspangen verborgen. Der bedeutendste Fund dieser Art war jener von Hajdu-Böszörmény, der beim Eisenbahnbau entdeckt, aber nach verschiedenen Seiten verschleppt wurde, wo neben mehreren getriebenen Gefäßen achtzehn Bronze-Schwerter gefunden wurden. Von den Grabfeldern ist besonders jenes am Harßas-Hügel bei Terenye wichtig geworden, wo aber schon einige Formen vorkommen, die in die Kelten-Zeit hinabreichen, wie wir sie aus den Funden von La Têne in der Schweiz kennen lernten. Goldarmbänder eigenthümlicher Form und Ueberzüge von Goldblech auf dem Kopfe von Bronzenadeln kommen hier schon vor und deuten auf höhere Civilisation. Merkwürdig sind besonders die häufigen cylinderförmigen Bronzespirale, die offenbar ein Stück der alterthümlichen Rüstung bildeten, um den Arm zu schützen, ähnlich wie die Armschiene der alten Culturvölker. Solche Spirale werden wohl in Italien und Deutschland, wenn auch selten gefunden, doch nirgends sind sie in solcher Menge wie bei uns anzutreffen. Ausschließlich charakteristisch für das mittlere Donaubecken ist aber die Spiralscheibe mit einer längeren ovalen Handhabe aus dickem Bronze-Draht, die immer paarweise rechts und links gewunden vorkommt und kaum anders zu erklären ist, als daß sie zum Schutz der Hand diente. Aehnliche Handwehren sind bis jetzt aus andern Gegenden unbekannt, sie gehören zu den eigenthümlichen Formen des Landes. Viel häufiger kommen noch Streithämmer vor, von den rohesten bis zu den elegantesten, mit ciselirten Verzierungen versehen, die

jenseits der Karpaten zu den größten Seltenheiten gehören; sie charakterisiren zusammen mit den Spiral-Handwehren eine eigenthümliche Cultur des mittlern Donaubeckens, die kaum die jetzigen Grenzen des Landes überschreitet. Ebenso eigenthümlich sind die oft colossalen Gewandnadeln mit schöner Spiral-Drahtverzierung, die schon mehrfach publicirt worden sind und bei uns zuweilen sowohl in Bronze als in Gold gefunden werden. An diese schließen sich elegante Diademe ebenfalls mit Spiraldraht-Verzierungen an. Diese aber führen uns schon in die Kelten-Zeit; sie sind offenbar mit jenen goldenen Armringen formverwandt, die im Szabolcser und Szolnoker Comitat ausgegraben wurden und ihre Seitenstücke in den französischen Museen finden. Vier solche Armbänder, ziemlich roh gearbeitet, die aber einem eleganten Bronze-Diadem aus dem Turóczer Comitat genau entsprechen, enthielt der Schatz von Fokoru bei Szolnok neben siebzehen schweren gedrehten Halsringen aus Gold (torques). Die getriebenen Verzierungen des dabei gefundenen Goldgürtels und der Goldzierscheiben weisen wieder auf die Keltenzeit, es sind genau dieselben, wie sie in England, Frankreich und der Schweiz vorkommen. Hier beginnen wir in die historische Zeit einzutreten.

Griechische Geschichtsschreiber erzählen, daß, als Alexander von Macedonien in seinem Feldzug gegen die Triballer an die Ufer der Donau kam, Abgesandte der benachbarten Kelten-Stämme sich zu seiner Begrüßung in seinem Lager einfanden. Diese erste Erwähnung der Galater an der Donau wird durch die häufigen Funde von keltischen Silbermünzen bekräftigt, die dem macedonischen Münzfuß entsprechen und die Tetradrachmen des Königs Philipp so wie jene der thessalischen Stadt Larissa roh nachahmen. Solche keltische Münzen finden sich überall längs der Donau in Ungarn, sie geben uns den Beweis einer höheren Civilisation und eines geregelten Verkehres, der das Bedürfniß einer eigenen Münze erweckte. Andererseits scheint

aber das Alphabet diesem Volke noch unbekannt geblieben zu sein, denn die Münzen tragen keine Aufschrift, wohl aber hielt der Münzgraveur die griechische Legende der Philipper für eine bloße Verzierung und ahmte diese als unverstandenes Ornament nach. Jetzt werden Eisenwaffen häufiger, oft haben sie noch ein Bronzeheft; gewöhnlich finden wir sie in den keltischen Gräbern sammt ihrer Scheide mehrfach zusammengebogen. Sie waren also, wie es Polybius ebenfalls erwähnt, nicht aus Stahl, sondern nur aus Eisen geschmiedet, das sich leicht verbiegt. Gewöhnlich findet sich dabei eine kunstreich gewundene eiserne Kette, an der das Schwert hing, häufig auch eine Gewandnadel, mit aufwärts gerichtetem Fuß, welche die Prähistoriker mit dem Namen der La Tênefibel bezeichnen, ferner ein großes Messer eigenthümlicher Form, dann ein Schildbuckel und eine Lanzenspitze. Merkwürdigerweise findet man dieselben Beigaben der Begrabenen in der Schweiz, in Frankreich und in England, mit einem Wort in allen Keltenländern. Es scheint, daß dieses begabte Volk, von Spanien an bis an die untere Donau, überall der Nachbar der Römer gewesen sei; es hatte offenbar, wie dies aus den uns erhaltenen Waffen, Werkzeugen und Schmuckgegenständen erhellt, eine bedeutende eigenthümliche Civilisation, die sich dem Einfluß italischer und hellenischer Cultur nicht entzog, die sich aber noch nicht zu der Idee eines Gesammtstaates erheben konnte und daher bloß in isolirten Stammverhältnissen blieb, die oft zu Bruderkriegen führten. In dem jetzigen Ungarn hören wir hauptsächlich von Bojern, Araviskern, Tauriskern und Skordiskern, die eine ganze Reihe von Städten, von Carnuntum (Petronell) bis nach Singidunum (Belgrad) und Bononia (Viddin) an der untern Donau gründeten. Bekanntlich traten die Galater, deren Tapferkeit allgemein bekannt war, häufig in den Sold der Nachfolger Alexanders des Großen und wagten endlich selbst einen großen Raubzug nach dem Süden bis nach Delphi und hinüber nach Kleinasien,

wo sie durch ein volles Menschenalter, durch fortwährende Nachzüge verstärkt, die griechischen Städte und Fürsten brandschatzten und endlich von Attalus, König von Pergamus geschlagen und ungefährlich gemacht wurden. Die herrlichen pergamenischen Reliefs im Berliner Museum zierten den Siegesaltar, welchen der König Eumenes zum Andenken an die abgewendete Gefahr auf der Akropolis seiner Hauptstadt errichten ließ. Doch während die Blüthe der keltischen Jugend fortwährend nach dem Süden zog, bedrängten die germanischen und slavischen Völkerschaften von ihren Sitzen im Norden und Osten die zurückgebliebenen Kelten. Die Bojer werden durch die Geten am Neusiedler-See beinahe gänzlich vernichtet. Als daher die Römer unter Augustus sich des ganzen Gebietes am rechten Donauufer nach hartem Kampfe bemächtigten, war die Macht der Kelten sowohl durch die Auswanderung als durch die Kriege im Innern schon gebrochen, und doch konnten sie erst durch die Entfaltung der ganzen Kraft des römischen Reiches bezwungen werden.

Jedenfalls waren sie noch immer das leitende Volk im mittleren Donaubecken. Der Einfluß ihrer Cultur, die Form ihrer Waffen und ihrer Schmuckgeräthe erstreckte sich auch in die Gegenden, wo die Quaden, Géten und Daken saßen. Die prähistorischen Funde zeigen keinen Unterschied in dieser Hinsicht zwischen den Bewohnern der Donau-Niederungen und der Karpathen-Abhänge, es ist überall dieselbe von etruskischer und hellenischer Industrie beeinflußte Civilisation. Bis zu den Karpathenpässen werden römische Consular-Münzen oft in größerer Anzahl gefunden; den Chroniken zufolge wurde im sechszehnten Jahrhundert ein Schatz von 30 000 Goldstücken des Lysimachus in Siebenbürgen entdeckt, der in die Hände des Cardinals Martinuzzi kam. Auch die goldenen sogenannten Regenbogen-Schüsseln, die in Böhmen, Bayern und Ungarn öfters vorkommen, scheinen keltischen Ursprungs zu sein. Silber-

Denare des römischen Münzfußes, rohgearbeitet, mit keltischen Häuptlingsnamen in römischer Schrift wurden in Jahrendorf, im Oldenburger Comitat und anderwärts ausgegraben. Die Aravisker behielten im jetzigen Raaber Comitat und weiter hinab selbst nach der römischen Eroberung ihr Münzrecht. Es scheint überhaupt, daß die Römer sich begnügten, die keltischen Städte zu besetzen und nach und nach die Landbevölkerung zu romanisiren, wodurch sich ein eigener römisch-barbarischer Styl entwickelte, den wir aus den Grabdenkmälern jener Zeit und aus den Gegenständen, die in den Gräbern und anderwärts gefunden werden, ziemlich genau kennen. Er unterscheidet sich auffallend von jenen Kunstgegenständen, die aus Italien und bis aus Aegypten in jener Zeit durch die Römer hier eingeführt wurden.

Nahe an fünfthalb Jahrhunderte dauerte die römische Herrschaft in Pannonien; in Dacien freilich viel kürzer, bloß von Trajan bis Aurelian, aber doch lange genug, um auch diese Provinzen und ihre Bewohner vollkommen mit dem römischen Reich, seinen Sitten und Gesetzen, mit seiner Sprache und Cultur zu verschmelzen. Die Vertheidigung bleibt stets das Hauptaugenmerk. In Pannonien bildet die Donau eine sichere Grenze, doch werden am linken Ufer überall befestigte Brückenköpfe errichtet, in Dacien trennt ein fester Limes die Provinz von dem Barbarenland. Straßenzüge verbinden die Städte, die aus Municipien sich zu Colonien erheben und durch ihre Municipalbeamten administrirt werden. Religiöse und gewerbliche Innungen entstehen überall; für die Bequemlichkeit und die Unterhaltung der Bewohner wird durch Bäder, Theater und Amphitheater gesorgt. Eine neue Civilisation tritt auf, selbst die alten Götter mußten den Göttern der Legionen weichen.

In Dacien blüht hauptsächlich der Mithragottesdienst, neben römischen und selbst palmyrenischen Gottheiten, in

Pannonien finden wir den Jupiter Dolichenius neben den großen Göttern, die Fortuna, Nemesis, die Epona und häufig den Sylvanus mit den Nymphen. Aber auf einen Stein, jetzt im Park von Alberti grub auch ein Christ die Worte ein: Es ist nur ein Gott! Die Provinz zeigt im Allgemeinen einen bedeutenden Wohlstand. Ein silberner Dreifuß aus Polgardi im Weißenburger Comitat und reicher Schmuck von Gold, Silber und Email aus römischen Gräbern gehören zu den guten Beispielen der Technik der spätern Kaiserzeit, deren Einfluß sich auch in jene Gegenden erstreckte, die nicht zum römischen Reich gehörten, denn Bronzegefäße, Goldfibeln und Zierscheiben römischer Arbeit sind an der Theiß und unter den Karpathen ausgegraben worden. In den römischen Gräbern finden wir neben Schmucksachen besonders häufig Glasgefäße; in einem Grabe war noch die rothe Schminke erhalten, in einem andern das Stibium zum Färben der Augenbrauen sammt dem dazu gehörigen Pinsel. Silber- und Erzschalen, Elfenbeinbüchsen, verzierte Haarnadeln, Flöten, Malerpaletten, Reibsteine und selbst die Farben des Malers, Würfel und Dambrettsteine, Bernsteinringe, scepterartige Stäbe aus Bernstein, Waagen und Gewichte, Klappstühle, Pferdezeug, Schmuckkästchen kamen aus Sabaria, (Steinamanger), Bregetio (Szöny), Aquincum, Siscia, Syrmien und der ganzen Provinz in das Nationalmuseum, und Bruchstücke einer colossalen Reiterstatue bezeugen, daß selbst dieser Schmuck der Colonie Aquincum nicht fehlen durfte.

Was die Kleidung anbelangt, sind auf den Grabreliefs die Männer stets in römischer Tracht abgebildet, während auf dem großen Cameo des Wiener Antikencabinets, der den pannonischen Triumph des Tiber vorstellt, der gefangene Häuptling noch einen langen Bart hat und Beinkleider trägt. Die Frauengewänder weichen aber auch auf den Grabstellen von den römischen ab. Ein Paar großer Fibeln, wie wir sie auch aus Gräbern in

Silber und Bronze erhielten, knüpfen das an beiden Seiten gespaltene Untergewand über den Schultern zusammen, ein kürzeres Vortuch fällt vorn über das Untergewand, die Haare sind in einem Tuch aufgebunden, ein weiter Mantel umhüllt die Gestalt, der Hals ist mit Geschmeide, die Arme und Finger mit Ringen geschmückt.

Die Kleidung und die Waffen der benachbarten Barbaren kennen wir aus den Reliefs der Trajansäule wieder: weite Beinkleider die am Knöchel zusammengebunden sind, darüber eine kurze Blouse, die ein schmaler Gürtel zusammenhält, und ein weiter Mantel, der bei den Häuptlingen mit breiten Fransen eingesäumt ist; eine Art phrygischer Mütze und lederne Schuhe vervollständigen den Anzug; doch wir befürchten, daß dies nicht die specifische Kleidung der Dacier, sondern bloß das conventionelle Gewand der Barbaren sei, denn wir sehen dasselbe auf der Trajans- wie auf der Antoninssäule, ja selbst auf dem Triumphbogen des Septimius Severus.

Die volle Fluth der Völkerwanderung wälzt sich im fünften und sechsten Jahrhundert durch das jetzige Ungarn. Gothen, Gepiden, Vandalen, Hunnen und Longobarden zerstören gründlich die römischen Municipien und Colonien; denn keine dieser Städte trägt jetzt einen Namen, der an die Römerzeiten erinnert, während in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Belgien und England die alten Namen der Flüsse und Städte unter der barbarischen Umgestaltung noch jetzt zu erkennen sind; die Verwüstung war also bei uns so gewaltig, daß der Faden der Tradition zerrissen wurde; von allen den kriegerischen Völkern blieb keines in größeren Massen im Lande zurück, aber Slaven siedelten sich, als die germanischen Völker weiter zogen, im wüsten Lande an. Sie kamen von jenseits der Karpathen und betrachteten sich als die Erben ihrer Vorgänger, die sie nicht kannten. Ein neues Reitervolk aus Asien erschien aber gleich darauf an der Donau, die Avaren. Sie unterjochten

einen Theil der Slaven, denen der Kaiser Heraclius in Croatien und dem illyrischen Dreieck das Land zur Ansiedelung verliehen hatte, und herrschten drei Jahrhunderte lang von den Karpathen bis an die Donau und Save. Wir erfahren weniges über sie aus den gleichzeitigen Byzantiner und lateinischen Chroniken, aber zahlreiche Gräberfunde aus ihrer Zeit geben uns einen Begriff von ihrem gesellschaftlichen Zustande. Die meisten der Hügel in der großen Ebene, die sogenannten Hünengräber (Kunhalom) stammen von ihnen, wir stießen auch auf viele ihrer Gräberfelder, von denen jenes von Steffhely das wichtigste ist, das so eben durchforscht wird.

Es ist dieselbe Zeit, in der in Frankreich die merovingischen, in England die angelsächsischen, in Italien die longobardischen Könige herrschten. Eine eigenthümliche Technik äußerte sich in dieser Epoche in allen diesen Ländern, so wie in Deutschland, welche die Franzosen Orfèvrerie Cloisonée nennen. Dunkelrothe Schmucksteine, Almandine, werden in goldene Zellen gefaßt, und bilden den Schmuck der Gewandnadeln, Schnallen und Gürtelstücke. Schmuckgegenstände aus tauschirtem Eisen kommen ebenfalls häufig vor; der Gürtel wird mit Vorliebe verziert, an die Stelle der Fibula tritt nach und nach die Schnalle, die Ornamente verlieren die Traditionen der römischen Zeit; es ist ein roher Kunststyl, der sich aber nicht aus der Verwilderung der klassischen Motive erklären läßt und der, soviel wir bis jetzt wissen, nicht von Byzanz abhängt. Es sind orientalische Elemente, denen wir hier begegnen, und das Zellengoldschmiedwerk ist nachweislich auf die Sassaniden zurückzuführen. Der große Goldfund von Szent Miklós im Torontaler Comitat, der im vorigen Jahrhundert in das Antiken-Cabinet gelangte, mit seinen schweren Goldschalen und Goldvasen zeigt in seinen getriebenen Reliefs offenbar persische Motive; bei dem bekannten Schatz von Petreossa in Rumänien finden wir die Verbindung des rothen Edelsteines mit dem

Golde, daneben aber eine Goldschale mit getriebenen Reliefs, auf denen die Gestalten die römischen Traditionen nicht verleugnen. In Ungarn wurden mehrfache Gräber aus dieser Zeit entdeckt, zum Theil einzelne durch reichen Gold- und Silberschmuck ausgezeichnet, wie in Ozora, Bakod, Kunßent Agota, Szent-Endre, zum Theil ganze Grabfelder. Diese Funde aus der Avarenzeit haben sich bis jetzt derart gemehrt, daß wir sowohl die Uebereinstimmung ihres Kunstcharakters mit jenem der westlichen Völker in derselben Zeit, als auch die speciellen Verschiedenheiten nachzuweisen im Stande sind. Charakteristisch sind die edleren Formen der Gefäße, auf denen häufig das sogenannte Wellen-Ornament vorkommt, welches aber leicht einerseits in die römische erste Kaiserzeit, andererseits hinab bis ins zwölfte Jahrhundert verfolgt werden kann. Einen specifisch hierländischen Charakter haben die häufigen Riemenenden und Gürtelbeschläge aus Bronze, oft mit dünnem Goldblech überzogen, auf denen meistens Pflanzenornamente, Greife und Hunde im Kampfe mit Wild sich wiederholen; es ist eine typische Vorstellung, von der ein Exemplar auch im Trentino gefunden wurde, das wir jedoch zahlreich aus den Grabfunden von Keßthely, Ordas, Szegedin, u. s. w. kennen und das selbst in Siebenbürgen noch vorkommt. Eigenthümlich für Keßthely sind fein gearbeitete große Ohrringe aus Bronze und Silber, an denen birnenförmige Verzierungen von Filigranarbeit hängen. Christliche Symbole kommen hie und da auch schon vor; an den Fibeln sehen wir das im Norden wohlbekannte Motiv des Vogelkopfes, auch ein verzerrter Drachenkopf zeigt sich häufig das häufigste Motiv aber bleibt der Greif. Eigenthümlich sind die Cicadenfibeln aus Gold, Silber, Bronze, die den Goldbienen aus dem Grabe Childerichs ähnlich sind. Im ganzen ist die Formenverschiedenheit der Schmuckstücke nicht bedeutend, die Fantasie der Künstler bewegt sich innerhalb enger Schranken, dagegen ist ihre Technik eine ausgebildete und ge-

reicht den Goldschmieden jener Zeit zur Ehre, an deren Spitze wir in Frankreich den heiligen Eligius (St. Eloi) finden.

Eine Fortsetzung der Traditionen aus der Avarenzeit finden wir in einigen Gräbern, die offenbar, nach den bei den Gebeinen gefundenen Münzen zu urtheilen, dem zehnten Jahrhundert angehören, daher specifisch ungarisch aus der Arkadenzeit, vor Stephan dem Heiligen, stammen. Wir finden solche in Veréb, Piliny, auf der Pußta Bene, in Szolyva und andern Orten vor, auch hier spielt der Gürtel und die Riemenenden eine Rolle, neben diesen kommen zahlreiche Knöpfe aus Bronze, theilweise vergoldet, vor. Die Verzierungen sind einfacher und weniger kunstreich wie in der frühern Epoche. Auch aus der ersten Christenzeit in Ungarn wurden in Gerendas mehrere Gräber entdeckt mit Münzen vom heiligen Stephan bis zu Andreas I., und merkwürdigerweise erscheint hier wieder die alte gewundene Halskette, der Torques, kunstreich aus Bronce und Silberdrath geflochten und dennoch an die uralte längst vergessene Keltenzeit erinnernd, ebenso der sogenannten Schläfenring (ein Ohrgehänge besonderer Form), den wir zurück bis in die Zeiten des Kaiser Valentinian verfolgen können, ein neuer Beweis, daß die Tradition alter Formen sich Jahrhunderte, ja ein Jahrtausend lang erhalten kann.

Einiges über die Wissenschaft und ihre Institute.

Von Otto Herrmann.

Es giebt wohl kaum ein Gebiet in unserem nationalen Leben und Streben, welches eine so vielartige Beurtheilung erfahren hätte, als das Kapitel der ungarischen Wissenschaftlichkeit, sei es in Beziehung auf den Geist, die Richtung oder auf die Resultate.

Im Allgemeinen kann behauptet werden, daß wir Ungarn vor dem großen Areopag des Westens auch in Sachen der Wissenschaft noch immer zu den sogenannten „interessanten Völkerschaften" gerechnet zu werden pflegen. Das geschieht um so leichter, als es nicht zu bezweifeln ist, daß zuweilen gerade hundert Prozent unserer auswärtigen Richter keinen rechten Einblick in unser wissenschaftliches Treiben gewinnt, und zwar aus dem höchst einfachen Grunde, weil wir, der Strömung des Zeitgeistes folgend, den vermittelnden todten Sprachen untreu geworden sind, und uns bestreben, die Wissenschaft auch als Hebel für die rein nationale Cultur anzuwenden und auszubeuten.

Kurz ausgedrückt: wir discutiren unsere Themata in jener ungarischen Sprache, welche westlichen Völkern nicht leicht mundgerecht werden wird und welche überdies noch die Sprache einer Minorität bedeutet, um deren Gunst die große Majorität sich nie bewerben wird. Die großen Majoritäten können eben der kleinen Minoritäten leicht entrathen. Das ist aber noch kein Beweis dafür, daß die Minoritäten der Existenzberechtigung entbehren, und noch weniger dafür, daß sie der gerechten, wissenschaftlichen Beurtheilung unwerth sind. Denn strenge genommen ist jede, wie immer beschaffene und noch so geringe Erscheinung vollwichtiger Gegenstand der Wissenschaft, und alle Methoden, deren sich die Wissenschaft bedient, müssen denn doch dem Wahren zustreben.

Wenn dies richtig ist, so folgt daraus wohl ganz unzweifelhaft, daß, vom Standpunkte des wahren Wissens betrachtet, die letzte nervöse Zuckung des ausgerissenen Beines einer Opilionide denselben Werth hat, wie der Ausbruch eines Vulkans; so auch die geistigen und sonstigen Evolutionen des geringsten Volksstammes, wie jene des größten Volkes; es sind eben unleugbare, natürliche Thatsachen und als solche nur der Art und dem Grade der Erscheinung nach verschieden, sonst aber von gleichen Rechten.

Wir Ungarn sind uns unserer Minorität, ja sogar einer gewissen geistigen Inferiorität sehr wohl bewußt, und das Gefühl, daß wir die Letztere aus eigener Kraft wettmachen müssen, hat längst jeden denkenden Kopf durchdrungen.

Wir wissen es ganz gut, daß wir in vielfacher Beziehung noch aus fremden Quellen schöpfen müssen und die Vermittlung dessen, womit wir den Bau der Wissenschaft wirklich fördern, selbst zu besorgen haben u. z. vermittels der Kenntniß der Weltsprachen und ihrer Anwendung; jedoch auch immer mit der ausdrücklichen Bezeichnung des ungarischen Ursprunges aller unserer Resultate.

Und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese Erkenntniß und Selbstkenntniß wohl der größte Fortschritt ist, den wir auch auf wissenschaftlichem Gebiete zu verzeichnen haben, weil darin der Beweis für eine gesunde Anschauung, also auch für die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges enthalten ist.

Ich habe dies absichtlich vorangestellt, um den Beweis zu liefern, daß uns ein Hauptmerkmal der wirklichen „interessanten Völkerschaften" bereits vollständig abhanden gekommen ist, nämlich jenes der unantastbaren Würde und Unfehlbarkeit, welche z. B. die Gelehrten des Koran auszeichnet, und in so hohem Grade interessant erscheinen läßt, daß wir dagegen ein neues Merkmal erworben haben, nämlich die gute Verwendung des angeborenen Sprachtalentes, welches uns heute sogar dazu verhilft, daß wir in so mancher Beziehung über die geistige Bewegung des Westens genauer informirt sind, als etwa Frankreich über die geistige Bewegung Deutschlands und umgekehrt.

Die lateinische Sprache, vor kaum einem halben Jahrhundert noch ausschließliche Beherrscherin ungarländischer, zünftiger Gelehrsamkeit, ist heute ein überwundener Standpunkt und unsere Jungen besuchen die Universitäten Deutschlands eben so gut, wie die wissenschaftlichen Institute Frankreichs und Englands.

Wir finden bereits Publikationen ungarischer Autoren in den vornehmsten wissenschaftlichen Organen des Auslandes und besitzen eigene Organe, welche die Vermittelung unserer Errungenschaften systematisch besorgen u. z. nach dem Grundsatze, daß das Ausland nicht begierig ist, zu erfahren, wie wir selbst unsere Arbeiten beurtheilen, sondern es will die Arbeiten selbst kennen, um sich ein eigenes Urtheil zu bilden.

Wir besitzen wissenschaftliche Anstalten, welche hinsichtlich ihrer Aufgaben und Einrichtungen jenen des Westens zum größten Theile vollkommen Stand halten.

Aber auch das ist wahr, daß wir ein entwickeltes, wissenschaftliches Leben im Sinne jenes der westlichen, großen Culturstätten noch nicht besitzen und auch noch nicht besitzen können, denn dieses will und muß eben entwickelt werden. Jede Entwickelung aber erfordert Zeit und günstige Verhältnisse, und die letzteren fehlen uns zum Theile auch heute noch, obwohl gesagt werden muß, daß die Gesammtheit der Verhältnisse einen wenn auch mäßigen, so doch stetigen Fortschritt gestattet.

Aus diesem dürfte es wohl auch klar hervorgehen, daß die richtige Beurtheilung unseres wissenschaftlichen Lebens einzig und allein nur vom Standpunkte der Entwickelung möglich ist und nicht gelingen kann, ja absolut falsch sein muß, sobald wir einen fremden Maßstab anwenden, wie dies leider viele unserer ausländischen Kritiker zu thun pflegen.

Vom Standpunkte der Entwickelung und in der Nähe betrachtet, werden wir einen oft ganz merkwürdigen Fortschritt verzeichnen; aus der Ferne betrachtet und mit fremdem Maße gemessen, werden wir noch eine geraume Zeit lang wissenschaftlich ebenso karrikirt erscheinen, wie in ethnographischer und gesellschaftlicher Beziehung — etwa in dem Buche des Herrn Tissot.

Das Erwachen Ungarns zu nationalem Geistesleben ist ja noch kein Jahrhundert alt; seit der Einlenkung in die Bahnen moderner Cultur ist noch kein halbes Jahrhundert verflossen, und selbst dieses konnte nicht ausgebeutet werden. Das völlige Erwachen und entschiedene Betreten der Bahn des modernen Fortschrittes auf der Grundlage eigener Mittel, ist noch keine zwei Jahrzehnte alt; die ersten Grundlagen zur Bildung eines Mittelstandes datiren erst aus dem Jahre des Freiheitskampfes 1848!

Man möge doch erwägen, daß Ungarn Jahrhunderte lang das Kampffeld war, wo die Schlachten westlicher Cultur gegen das einbrechende asiatische Barbarenthum geschlagen

wurden, daß diese kleine Nation bis in die neueste Zeit hinein den mitunter höchst gewaltthätigen Entnationalisirungs-Versuchen die Stirne bieten mußte, daß ihre legislatorische Thätigkeit durch fremden Absolutismus oft unterbrochen ward, außerdem bis in die neueste Zeit hinein einen gravaminalen Charakter hatte und haben mußte, weil es sich eben immer und ewig um die Erhaltung oder Rückeroberung der angegriffenen, oft entzogenen constitutionellen Rechte, um die nationale Individualität handelte.

Und schließlich ist zu erwägen, daß Ungarns Mittel sehr oft zur Förderung der Bildungszwecke Oesterreichs verwendet wurden, seine eigenen Bestrebungen dagegen stets dem Widerstande begegneten, daß also die großen Aufgaben der geistigen Entwickelung, bis in die jüngste Zeit hinein, der Staatsgewalt beinahe gar nichts, dagegen nahezu alles nur der Einsicht und dem Patriotismus Einzelner zu verdanken haben.

Es mußte ein Széchenyi kommen, um eine National-Bibliothek zu gründen, aus welcher die Opferwilligkeit Einzelner nach und nach ein modernes National-Museum entwickelte; es mußte ein zweiter Széchenyi kommen, um eine sprachbildende Gesellschaft zu begründen, aus welcher die Opferwilligkeit der Nation ihre Academie der Wissenschaften entwickelte — und so der Reihe nach!

Nicht die Größe der Opfer, sondern die Schwere des Kampfes, welchen es kostete, den Kern, die Angelpunkte nationaler Bildung zu begründen, ist bezeichnend, und es darf behauptet werden, daß wohl wenige Nationen einen so schwierigen Kampf zu bestehen hatten, wie der ungarische Volksstamm. Ein Beispiel möge diesen Satz illustriren. Das Fundament, worauf die zweite Universität des Landes begründet wurde, beantragte Aranka schon im Jahre 1791 — es handelte sich um eine sprachforschende Gesellschaft. Sechszig Jahre verstrichen, ehe es gelang, die Erlaubniß zur Realisirung dieses Gedankens zu erwirken!

Es ist nun natürlich, daß im Verhältniß zum europäischen Westen ein Zurückbleiben eintreten mußte; ein Abstand, welcher um so augenfälliger erscheinen mußte und es in der That auch war, je rascher und großartiger sich in neuerer Zeit der Fortschritt auf allen Gebieten des Wissens gestaltete.

Die fortgeschrittensten Geister der Nation erkannten aber diesen Abstand auch sofort; sie fühlten es nur zu lebhaft, daß es um einen Kampf um's Dasein zu führen, die Anstrengung aller Kräfte gilt, und sie erkannten es auch sofort, daß der Kampf ein dreifacher sein müsse. Handelte es sich ja in erster Reihe darum, jene Hindernisse zu bewältigen, auf welche die Individualität der Nation von Seiten der Regierungsgewalt, des weltberühmten österreichischen absolutistischen Zopfes stieß; in zweiter Reihe handelte es sich darum, die gründlich vernachlässigte Sprache, das Medium alles Wissens, zu entwickeln; und schließlich darum, die geistigen Kräfte nach zwei Richtungen spielen zu lassen: nach dem Niveau modernen Wissens zu streben und gleichzeitig die träge Masse des Volkes in Bewegung zu setzen, zu durchdringen, um Bildungsschichten zu schaffen, in welchen jede Art und jeder Grad der Befähigung Platz nehmen konnte.

Der erste Theil des Kampfes ist mit ziemlichem Erfolge ausgekämpft. Wenn auch nicht in der Form der vollständigen staatlichen Unabhänigkeit, so doch nunmehr auch selbstbestimmend ist eine mäßige Fortentwickelung möglich; wir können einen zwar nur sehr bescheidenen Theil unserer materiellen Kraft, diesen aber voll und ganz, für eigene Culturzwecke verwenden.

Hinsichtlich der Sprache wurde zu Beginn der Bewegung vieles überhastet, weil die politische Lage der Nation eine derartige war, daß man eben Allem einen demonstrativen Charakter geben mußte. Und wenn die ungarische Gelehrsamkeit zur Zeit des sogenannten „Táblabiróthumes“ wegen des lateinischen Idiomes der Masse des Volkes ferne stand, so begann sie nun

mit ihrem gemachten Wortschatz den gesunden Sprachsinn des Volkes zu beleidigen und sich eben dadurch zu isoliren.

Der Rückschlag ist jedoch schon da. Seit etwa zehn Jahren wird im Lager der Neologen und Orthologen lebhaft gekämpft, die Wagschale neigt sich den Orthologen zu, und dies ist eine Wendung zum Besseren. Für den besseren Mittelstand ist z. B. das Lesen populär wissenschaftlicher Schriften nunmehr schon ein Bedürfniß geworden: gewiß eine Erscheinung von unschätzbarem Werthe. Auch die streng wissenschaftlichen Abhandlungen zeigen sprachlich eine bedeutende Besserung, mit Ausnahme der ärztlichen, was aber von geringem Belange ist; sind diese doch in allen Sprachen mit gräco-latinisirtem Kauderwälsch durchsetzte Erzeugnisse einer Zunft.

Die Entwicklung der Bildungsschichten ist durch Hebung des Volksunterrichtes, des Mittelschulwesens und der Hochschulen in Angriff genommen, die Legung der Fundamente also für ein echtes und rechtes geistiges und wissenschaftliches Leben auf der ganzen Linie begonnen.

Was uns fehlt, das ist hauptsächlich die rechte gleichmäßige Durchbildung der verschiedenen geistigen Faktoren; die Zeit von vierzehn Jahren reichte hierfür nicht aus. Ein Zuführen von durchgebildeten Kräften konnte nicht Platz greifen, weil der ungarische Volksstamm nicht Sprach- und nicht Stamm-Verwandte zählt, fortgeschrittene schon ganz und gar nicht. Es erübrigt ihm nichts Anderes, als vorderhand selbst größere Aufgaben den eben vorhandenen schwächeren Kräften anzuvertrauen und inzwischen an der Durchbildung neuer Kräfte rüstig fortzuarbeiten, die Entwickelung im Gange zu erhalten.

Das Ziel ist richtig ausgesteckt, die Wege sind richtig bezeichnet; das Uebrige ist eine Frage der Zeit, des Friedens und der materiellen Mittel.

* * *

Unter so bewandten Umständen ist es wohl ganz begreiflich, daß wir eine entwickelte wissenschaftliche Literatur im Sinne jener der fortgeschrittensten großen Völker des Westens noch nicht besitzen. Zeit und Umstände waren einer constanten Entwickelung aus primitiven Anfängen zu moderner wissenschaftlicher Höhe nicht günstig, wie dies wohl schon aus den vorangestellten Ausführungen erhellt.

Das Bestreben, eine solche zu schaffen, war aber stets vorhanden; das muß constatirt werden.

Unser ältestes zoologisches Werk in ungarischer Sprache z. B. ist eine Uebersetzung des Werkes des hochgelehrten Doctors Wolfgang Franzius, welches 1769 erschien und ein biblisch-moralisch durchsetztes, naives Durcheinander darstellt; zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts schrieb Földy schon auf Grundlage des Linné'schen Systems. Auf dem gegenwärtigen Niveau zoologischen Wissens besitzen wir zwar kein allgemeines, zusammenfassendes Originalwerk, dagegen aber eine Reihe von größeren und kleineren Abhandlungen und Monographien einzelner Thierordnungen und Familien, welche den Anforderungen der Zeit vollkommen entsprechen.

Im modernen Specialismus treffen wir also mit dem Westen zusammen, aber die Wirkung nach abwärts bis in die tiefsten Schichten des Volkes ist wegen der Unausgeglichenheit der Literatur und der Bildungsschichten nicht so intensiv, wie anderwärts. Der Fortschritt des Wissens, der sich auf der Höhe vollzieht ist weniger fühlbar in der Tiefe, obgleich es ja unbestreitbar ist, daß die fortwährende, verhältnißmäßige Durchtränkung aller Volksschichten für den Fortschritt des Ganzen maßgebend ist.

Der große Factor, das Lehrbuch, ist noch nicht zugleich der Spiegel der geistigen Eigenheiten des Volkes, es ist noch durchsetzt mit den blassen Bildern des schlecht und recht Uebernommenen.

In allen Wissenszweigen finden wir so ziemlich das nämliche Bild; selbst auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichtsschreibung ist das gegenwärtige Niveau erst seit kurzer Zeit über die Chronik-Periode und die mehr oder minder kritisch geschriebene Monographie hinaus. Das Hauptgewicht liegt vorerst auf der Eruirung und Sichtung der Materialien, woran tüchtig gearbeitet wird.

Mit fremdem Maßstabe gemessen mag das alles wenig sein; vom Standpunkte der Entwickelung und mit Berücksichtigung der schwierigen Lage, in welcher sich das ungarische Element seit jeher befunden hat, darf man es nicht gering schätzen, und wenn es die Weltereignisse gestatten, daß unsere wissenschaftlichen Bestrebungen einen normalen Fortgang nehmen können, so ist die Zeit nicht mehr ferne, wo ein echtes, wissenschaftliches Leben, frisch pulsirend, die geistige Nahrung bis zu den Endadern des Volkskörpers entsenden wird.

* * *

Und nun gehe ich zum zweiten Theile meiner Aufgabe über, und zwar: zur kurzgefaßten Schilderung unserer wissenschaftlichen Institute.

Unsere Akademie der Wissenschaften* unterscheidet sich von ihren ausländischen Schwestern principiell in doppelter Beziehung und zwar dadurch, daß sie streng national ist, und zweitens, daß sie außer Gelehrten auch die Spitzen unserer politischen und gesellschaftlichen Kreise, gleichsam die Erben der Begründer des großen Instituts, zu ihren Mitgliedern zählt.

Die Klassen haben zwar eine möglichste Autonomie, doch sind sie mit ihren wichtigsten Angelegenheiten dem Plenum wenigstens formell untergeordnet. Die Folge davon ist, daß jeder einzelnen Fachklasse immer die absolute Mehrheit der

* Begründet 1830 durch den Grafen Stephan Széchenyi.

übrigen Fachklassen gegenübersteht, was zuweilen dem vollen, frischen Leben aller Klassen nicht gerade zuträglich ist.

Diesem Umstande ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß sich zahlreiche Arbeitskräfte, die meist auch der Akademie angehören, überdies noch außerhalb derselben in freien organisirten Gesellschaften concentriren, deren Organisation ein regeres Leben gestattet, so in der Gesellschaft für Geschichtsforschung, für Naturwissenschaften, für Philologie; in der Kisfaludy- und neuestens Petöfi-Gesellschaft für schöne Literatur, in der Gesellschaft für Geographie, Geologie, endlich für Archäologie und Anthropologie, und so weiter. Diese Gesellschaften sind beinahe ohne Ausnahme als Ableger der Academie der Wissenschaften entstanden.

Unsere Academie ist noch verhältnißmäßig sehr jung; die schönen Erinnerungen, welche sich an die wirklich erhebenden Momente ihrer Begründung, an ihr neues Erwachen aus dem Scheintode, aus der Unterdrückung, welche dem Freiheitskampfe 1848/9 folgte, knüpfen, theilen noch viele Zeitgenossen unter den Lebenden, welche ihr die vollste Pietät zollen und sichern; ihr oberstes Princip, das „nationale", hat heute noch volle Wirkung auf die gebildeteren, patriotischen Elemente.

Es sei hier bemerkt, daß die Academie der Wissenschaften laut ihrem letzten Rechnungsausweise, über ein Vermögen von nahezu zwei Millionen Gulden, also nahezu 4 Millionen Mark verfügt und etwa 21 Preise zu vergeben hat, darunter solche von 200 Golddukaten. Ihr gegenwärtiger Präsident ist der ehemalige Ministerpräsident Graf Lonyay, ihr Vicepräsident der Justizminister Pauler. Das katholische hierarchische Element repräsentiren 2 Cardinäle, 5 Bischöfe und noch etwa 16 Geistliche verschiedenen Ranges, und es ist sowohl für diesen Umstand als auch sonst für die Academie bezeichnend, daß z. B. Darwins Lehren nicht nur keinen Anstoß erregten, sondern trotz alledem durch die Academie

sogar propagirt wurden. Besondere Klassen bestehen: I. für Philologie und schöne Wissenschaften; II. für Philosophie, Soziologie und Geschichtsforschung; III. für Mathematik und Naturwissenschaften. Die academischen Publicationen erscheinen in Form von Annalen und in Bänden gruppirter Abhandlungen. Das Hauptwerk ist das abgeschlossene Wörterbuch der ungarischen Sprache, welches jedoch vielfach und mit Recht angefochten wurde, jedenfalls einer gründlichen Sichtung und großen Ergänzung, besonders in sprachgeschichtlicher und etymologischer Beziehung bedarf, woran denn auch rüstig gearbeitet wird.

Ein anders geartetes, frischeres Leben pulsirt im zweiten Hauptinstitute, dem National Museum*, wofür schon die Statistik der Besucher Zeugniß ablegt. Die Zahl derselben beträgt jährlich im Durchschnitte etwa 220,000 und bedeutet gewiß eine große Popularität der Anstalt.

Ursprünglich als ziemlich bescheidene Nationalbibliothek begründet, kamen mit den Büchern auch unterschiedliche Alterthümer, einige Mineralien und auch Curiositäten hinzu, wie dies in älterer Zeit eben Brauch und Sitte war.

Die Stände Ungarns haben sich selbst besteuert, sie errichteten einen entsprechenden, monumentalen Palast. Alles kam mit seinen Gaben, mitunter mit sehr reichen Gaben herbei und es ist das National-Museum heute eine vom Staate dotirte wissenschaftliche Anstalt, deren Eintheilung, hinsichtlich der in ihren Bereich einbezogenen wissenschaftlichen Aufgaben, jener der modernen Museen überhaupt entspricht.

Außer der bedeutenden Bibliothek — etwa 200,000 Bände — finden wir eine reiche Sammlung von Alterthümern, sowohl prähistorischen als auch historischen, reiche Sammlungen von Naturalien aller drei Reiche, eine Bildergalerie für

* Gestiftet 1802 durch Graf Franz Széchenyi, den Vater des großen Reformators.

moderne, besonders vaterländische Kunst. Jede Abtheilung hat ihre Custoden nebst dem Hilfspersonale, sämmtlich Männer von moderner, wissenschaftlicher Bildung, darunter mehrere Forscher, die in Fachkreisen eines europäischen Rufes genießen. Die Dotation des Museums beträgt jährlich 95,000 Gulden, welche Summe mit Rücksicht auf das frische, stets weitere Ausgreifen der Anstalt, schon kaum genügt und nur in der mißlichen finanziellen Lage des Landes begründet ist.

Mit Ausnahme der Bildergalerie publiciren alle Abtheilungen, die Bibliothek und die naturhistorische Abtheilung eigene Zeitschriften; letztere Abtheilung giebt auch eine Revue für das Ausland in deutscher Sprache.

Die Abtheilungen genießen im Rahmen ihrer Dotation die denkbar vollständigste Autonomie; die Leiter haben vollkommenste Freiheit hinsichtlich der wissenschaftlichen Richtung. Außerdem dürfte es wenige Museen geben, deren Sammlungen für den Laien, Amateur und Fachgelehrten leichter zugänglich wären, als jene des ungarischen National-Museums. Das beste Zeugniß für die Beschaffenheit dieser Anstalt liegt in dem Umstande, daß die auswärtigen Forscher, deren Besuche sich stets mehren, weit mehr finden als sie erwartet haben: alle sind überrascht, hier auch das zu finden, was bei ähnlichen Anstalten zur Seltenheit gehört, nämlich die übersichtliche Gruppirung dessen, was auf das Land selbst Bezug hat, so daß es dem Spezialisten möglich wird, in denkbar kürzester Zeit alles durchzugehen, was ihn hinsichtlich Ungarns zu interessiren vermag.

Zu vollem Leben und ganzer Wirkung wird die Anstalt erst gelangen, wenn eine günstige Wendung in der Finanzlage des Landes die Erhöhung der Dotation gestattet. Es wäre das auch höchst wünschenswerth, denn es gibt keine zweite Anstalt im Lande, welche mehr geeignet und berufen wäre, rege Beziehungen mit den Gelehrten-Kreisen des Auslandes

zu unterhalten und Ungarns Wissenschaftlichkeit zu repräsentiren, als das National-Museum.

Zunächst folgt das ungarische geologische Institut, das als Staatsinstitut vor etwa einem Jahrzehnt begründet wurde und, nebst streng wissenschaftlicher Pflege der Geologie und Paläontologie, zur systematischen Durchführung der geologischen Aufnahme Ungarns berufen ist. Das Institut ist als solches eine Copie der Wiener geologischen Reichsanstalt; schwach dotirt, war es bis vor kurzem auch schwächlich in der Leitung, was ein selbstbewußtes, frisches Ausgreifen der sonst sehr tüchtigen und bewährten Kräfte bedeutend erschwert hat. Trotzdem schreitet die geologische Detail-Aufnahme des Landes vorwärts und es ist unrichtig, wenn Professor G. vom Rath behauptet, daß der Fleck Ungarn eine vollkommene Lücke im Rahmen der geologisch aufgenommenen österreichisch-ungarischen Monarchie bildet.

Die Aufnahmen umfassen heute $^1/_5$ des ganzen Gebietes, und die Schuld daran, daß sie weniger bekannt sind, als sie es sein sollten und auch verdienten, trägt die Gleichgültigkeit der maßgebenden Regierungsfactoren, welche die Mittel zur Vervielfältigung der Detailkarten nur in höchst ungenügendem Maaße gewähren. Es muß der Mann kommen, der außer der Liebe zum Fache auch die Ueberzeugungsgabe, ebenso wie die nöthige Energie mitbringt, um der Anstalt in allen Richtungen die ihr gebührende Geltung zu verschaffen. Es mag hier bemerkt werden, daß die Anstalt alle ihre wichtigeren Abhandlungen auch in deutscher Uebersetzung erscheinen läßt.

Es möge nun eine kurze Charakteristik unserer „Gelehrten-Schulen," der Universitäten folgen, deren Lehrkörper ja hier, wie überall, das stärkste, leitende Contingent an Gelehrten stellt und dessen maßgebenden Einfluß auf die zukünftige wissenschaftliche Entwickelung der Nation wohl Niemand leugnen kann. Wir besitzen zwei Universitäten und eine poly-

technische Hochschule mit Universitätsrang; letztere und eine Universität befinden sich in der Hauptstadt, die jüngste Universität ist in Klausenburg. Ich habe den Titel „Gelehrten-Schulen" absichtlich apostrophirt, zum Zeichen, daß hinsichtlich dieser Anstalten bei uns die nämliche Auffassung herrscht, welche auch in Deutschland besteht und auch in deutschen Köpfen entstanden ist. Das Princip heißt: „Die Aufgabe der Gelehrten-Schulen ist, Gelehrte zu erziehen, Männer, die die Wissenschaft pflegen und erweitern." Ein wundervoller Satz von hochedlem Klange, nur ist es höchlichst zu bedauern, daß erstens die Durchschnitts-Befähigung der jungen und alten Form der Species „Homo" die Durchführbarkeit und Zweckmäßigkeit dieses hehren Principes leider verneint; und zweitens, daß diese Durchschnitts-Species seit undenklichen Zeiten die Majorität bildet und nach Brod schreit und sicherlich in alle Ewigkeit in allererster Reihe nach Brod schreien wird. Das Brod jedoch, welches die Gesellschaft gewährt, ist von gewissen Diensten abhängig, welche auch dann genügend geleistet werden können, wenn man die höchsten Höhen der Wissenschaft nicht erklommen hat. So oft ich den schönen Satz zu hören bekomme, wundere ich mich stets, daß die Verfechter der Richtigkeit desselben noch nicht dahin gelangt sind, z. B. Dichteruniversitäten zu fordern, deren Aufgabe es wäre, Göthe's, Shakespeare's, Victor Hugo's 2c. zu erziehen. Gelehrte und Dichter systematisch erziehen zu wollen, ist meiner Auffassung nach ganz dasselbe.

Was führt denn die Mehrheit der Jugend eines Landes auf die Hochschulen? Ist es etwa das ideale Bild: als Gelehrter, als Dichter einen Weltruf zu erkämpfen, oder aber das prosaische Motiv, mit Hülfe eines Brodstudiums zu Brode zu gelangen?

Die Antwort kann gar nicht schwer werden.

Es gilt in erster Linie die Durchschnitts-Befähigung zum Dienste der Gesellschaft, für das praktische Leben, für einen

gewissen Beruf tüchtig zu machen. Das und nichts Anderes ist die Hauptaufgabe aller Schulen.

Das Genie, das Talent hat seine eigenen Wege und wird sie ewig haben; es bedarf gewisser Verhältnisse, gewisser Gelegenheiten und es bricht sich aus eigener Kraft eigene Bahnen. Linné hat seine Stellung nicht dem zu verdanken, was ihm die Hochschulen boten, Darwin nicht dem, was Oxford und Cambridge lehrten. Das ist ja eben das beständige Kennzeichen des wirklich Großen, daß es nie reproducirt, sondern immer Neues schafft, Neues, nie auf Hochschulen Gelehrtes. Ich vermag mir den Sinn der Bezeichnung „Gelehrter" nur so zu denken.

Der Fortschritt, welchen die Hochschule als Schule anzustreben und zu sichern hat, ist wesentlich verschieden von jenem, welchen die Wissenschaft auf ihrer allzeitigen, höchsten Höhe macht.

Die Hochschule hat den Jünger mit jener Summe moderner Kenntnisse auszurüsten, welche zur Ausübung eines Berufes unumgänglich nothwendig sind; in dieser Summe ist dann die Möglichkeit vorhanden, den Fortschritt der Wissenschaft zu erfassen, das Ergebniß dieses Fortschrittes, so weit als es die Ausübung des Berufes erleichtert oder vervollkommnet, anzuwenden. Und über dieses Durchschnittsniveau erhebt sich dann das Talent ohne jedes Hinzuthun oder Erziehen aus eigener Kraft.

Aber es ist wahr, die Definition des Wortes „Gelehrter" ist biegsam und wird selten so strenge genommen. Auch auf unseren Hochschulen kann man in neuester Zeit eine große Neigung für eine gewisse Art des Specialismus beobachten, der dann den gewissen „Gelehrten" erzieht.

Man hetzt aufgewecktere, unverdrossenere Jünger auf irgend ein Fragmentchen irgend eines Wissenszweiges; das Resultat ist geringfügig, der Mann hat seine Zeit verloren und findet

kein Brod, welches für Fragmente ja nicht gereicht wird. Hie und da wird die Schule nur dazu verwendet, um einige wenige Kräfte zu pflegen; das Uebrige ist Masse, welche schlecht und recht durchgelassen wird.

Und was resultirt aus dem Ganzen? Das sogenannte geistige Proletariat, welches für Fragmente colossale Gegenleistungen, für wenige Arbeit reiches Brod erwartet, ja fordert, zu Allem geneigt, zu Nichts gründlich vorbereitet ist. Und das ist keine ungarische, es ist eine europäische Erscheinung.

Bei uns war es Anton Csengery, der Vertraute Franz Deák's, der den Satz proclamirte, die Hochschulen seien keine Fachschulen, sondern dazu berufen, Gelehrte zu erziehen. Das große Ansehen, welches Csengery genoß, verschaffte dem hochklingenden Satze das Gewicht eines unanfechtbaren Princips, und die nächste Folge war, daß auch unser geistiges Proletariat zunahm.

Es mußte dies umsomehr eintreten, als es nicht zu bestreiten ist, daß das noch sehr junge, nicht gehörig ausgebildete und entwickelte moderne Elementar- und Mittelschulwesen, nur ungenügend vorgebildetes Material zu stellen vermochte, welches für academische Lehr- und Lernfreiheit nicht reif war, und auch heute noch nicht reif ist.

Die eigentliche „Alma mater" Ungarns, die Universität der Metropole krankt überdies an einem modernen Uebel, welches an allen jenen Hochschulen constatirt werden kann, welche im Knotenpunkte des politischen Lebens des Staates untergebracht sind. Die Lehrkräfte bilden nicht ein in jeder Beziehung compactes Ganzes, weil viele derselben der Anziehungskraft anderer Wirkungssphären nicht widerstehen können. Viele treiben Politik, werden Parlamentarier; Viele werden Functionäre auf socialem Gebiete; alles Dieses ist geeignet, die Lehrkraft bis zu einem gewissen Grade ihrem eigentlichen Berufe zu entziehen.

Dazu gesellt sich in neuester Zeit ein schweres Uebel, daß nämlich von einer guten Leitung und Ueberwachung des Lebens der Jugend in den modernen Metropolen kaum die Rede sein kann.

In diesen Thatsachen dürfte wohl die Ursache der Erscheinung zu suchen und zu finden sein, daß zwischen Immatriculirten und Abiturienten ein großes Mißverhältniß der Zahl entsteht und der Gesellschaft eine Masse unfertiger Elemente zugeführt wird, — wie allerdings anderwärts auch!

Nicht die Hochschulen der Metropolen, sondern die bescheideneren, abseits liegenden Anstalten sind die Pflanzstätten jener Cultur, welche auf die geistige Entwickelung der Nation voll und tief einwirkt, die sich im allgemeinen Geiste wiederspiegelt. Die zweite (Klausenburger) Universität ist für die geistige Entwickelung Ungarns, besonders in der erwähnten Beziehung, von großer Wichtigkeit, ihr Einfluß wird auch von Tag zu Tag fühlbarer.

Seit 1867 wurde für Vervollkommnung der Hochschulen Manches gethan. Es entstanden ganz modern eingerichtete Institute für Chemie, für Physiologie, für klinische Zwecke. Die Vervollkommnung der Wechselwirkung zwischen Mittel- und Hochschule muß aber noch lange mit aller Kraft betrieben werden, denn sie ist aus Gründen, welche ich schon angedeutet habe, noch mangelhaft. Das Polytechnikum wurde von der „Gelehrten-Erziehung" auch gestreift, zum Glücke nur vorübergehend. Ein tüchtig geschulter und gut ausgeglichener Lehrkörper wird den Anforderungen des praktischen Lebens stets mehr und mehr gerecht; ein hauptsächlicher Mangel dieser Anstalt bestand in der ungenügenden Einrichtung und Unterkunft, welchem Uebel jedoch das neue, im Baue begriffene, allen Anforderungen des Unterrichts entsprechende Gebäude abhelfen wird. Für den Agriculturstaat Ungarn mit seinen tückischen Gewässern, welcher sich obendrein bestreben muß, auch ein Ge-

werbestaat zu werden, ist diese Anstalt von ungemeiner Wichtigkeit, und es ist eine erfreuliche Thatsache, daß diese Wichtigkeit von der Gesellschaft stets mehr und mehr anerkannt wird.

Kein einziges Institut ist jedoch bezeichnender für den großen Umschwung des wissenschaftlichen Geistes in Ungarn, als die „königlich ungarische Gesellschaft für Naturwissenschaften.“

Im Jahre 1841 begründet, konnte die Gesellschaft — nach kosmopolitischem Muster gebildet — nie recht Wurzel fassen; sie führte ein „Vereinsleben“ wie tausend andere Gesellschaften es auch heute noch führen, und das dauerte so bis zum Jahre 1868.

Da fanden sich die rechten Männer, sie begründeten eine gutgeplante Monatsschrift, deren Aufgabe es war, naturwissenschaftliche Kenntnisse zu verbreiten. Der Umschwung begann, indem die Mitgliederzahl im ersten Jahre auf 1 600, im nächsten Jahre auf 2 200 stieg und heute die Zahl von 5 500 erreicht hat! Angesichts dieses Erfolges fand sich der Staat veranlaßt, dieser Gesellschaft jährlich einen Betrag von 4 000 fl. zukommen zu lassen, dadurch hatte die Gesellschaft die Mittel erhalten, um ihre Thätigkeit in extensiver und intensiver Richtung zu entfalten.

Es besteht nun die Monatsschrift, die periodisch erscheinende Sammlung populärwissenschaftlicher Vorträge, der fortgesetzte Cyclus von Uebersetzungen aller wichtigeren Werke des Auslandes, so jener Darwins, Reclus, Topinards u. s. w. Dieser Apparat ist auf extensive Wirkung berechnet.

Die Staatssubvention findet eine sehr originelle Verwendung. Es werden in einer gewissen Reihenfolge sogenannte „offene Concurse“ ausgeschrieben, bald für Zoologie, bald für Botanik, Mineralogie, Geologie 2c., worin die Bearbeiter dieser Wissenszweige aufgefordert werden, Entwürfe für irgend eine Arbeit einzureichen. Die Entwürfe werden einer Prüfung

unterzogen und nach Maßgabe des Resultates werden die einzelnen Bewerber mit der Ausführung der Arbeit betraut. Auf diese Art entstand eine Reihe von strengwissenschaftlichen Monographien, von welchen die meisten auch im Auslande bekennt wurden, weil die Gesellschaft im Punkte der Sprachenfrage den Standpunkt des Liberalismus einnimmt. Die Organisation der Gesellschaft ist democratisch; der leitende Ausschuß ist aus lauter Fachmännern ersten Ranges zusammengesetzt, zählt keine gesellschaftlich hochstehenden „Dignitäre,“ sondern lauter Functionäre in des Wortes vollster Bedeutung.

Nichts ist bezeichnender für die Wirkung dieser Gesellschaft, als der Umstand, daß sich in neuester Zeit schon Stimmen vernehmen ließen, welche den geringen Erfolg belletristischer Werke der Thätigkeit der Gesellschaft für Naturwissenschaften zuschreiben.

* * *

Wer die geschichtliche Entwickelung des ungarischen Stammes berücksichtigend, den gegenwärtigen Zustand unseres wissenschaftlichen Lebens und Apparates objectiv betrachtet und überprüft, der wird gewiß zu dem Resultate gelangen, daß dieser Stamm ein großes Anpassungs-Vermögen und daher auch eine große Lebensfähigkeit besitzt. In einer kurzen Spanne Zeit wurden die Grundlagen für ein modernes, der Entwickelung fähiges wissenschaftliches Leben aus eigenem Antriebe und aus eigener Kraft geschaffen, die Wechselwirkung in Gang gebracht. Mit der Consolidirung der gesellschaftlichen Zustände werden sich diese Verhältnisse sicherlich noch bessern; wenn es die Weltereignisse begünstigen, kann darüber kein Zweifel entstehen, daß Ungarn auch voll und ganz ein Culturstaat im Sinne des fortgeschrittenen Westens werden muß.

Ungarisch-türkische Beziehungen.

Von Prof. H. Vámbéry.

I.

Während des VIII. und IX. Jahrhunderts trieben vom linken Irtischufer angefangen bis zum Aral und zum Kaspisee Turkvölker unter den verschiedensten Benennungen sich herum. Hart an den westlichen Ausläufern des Tienschans waren es die Keraiten, Naimanen und Uiguren, hart an diese grenzten die Karluks und Khanglis, während im Norden bis nach Sibirien das schon damals mächtige Volk der Kirgisen sich aufhielt. Auf dem westlichen Theile des Steppengebiets, nämlich im Nordosten des Kaspisees, zwischen der Emba und dem Jaik wohnten die Petschenegen, weiter hin an der Wolga wieder die Khazaren, während das heutige Beßarabien von Bruchtheilen besagter Türkenvölker bewohnt war. Wenn wir uns nun von hier nach dem Norden, d. h. nach der mittleren Wolga wenden, so werden wir auf einzelne, mit Russen untermischte Stämme der Finnugrier stoßen, als da sind: Burtassen, Mérier und Mordwinen. Auf diese nun folgt erst das Reich der Bulgaren, d. h. der Wolgabulgaren, eines im Grunde

türkischen Volkes, für deren östliche Nachbarn — weil zwischen dem Jaik und dem Irtisch wohnend — die Magyaren gehalten werden. Es ist eine höchst vage und unsichere geographische Andeutung, auf der wir hier fußen und wären nicht die flimmernden Funken der vergleichenden Sprachen- und Völkerkunde, — fürwahr, es müßte uns ein Grauen erfassen, wenn wir zur Erforschung der ersten Anfänge der Magyaren uns anschicken. Doch wie gesagt, dank dem Fortschritte der modernen Wissenschaft, können wir heute getrost das buntschillernde Bild der nationalen Traditionen und das phantastische Gewebe der Ursprungsmythen mit der Evidenz untrüglicher Thatsachen vertauschen und mit dem Lichte der Philologie und Ethnographie selbst die entfernteste Vergangenheit aufhellen.

Ob die Magyaren schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zwischen der Wolga und dem Jaik gewohnt, ob sie im Allgemeinen sich daselbst lange aufgehalten, das läßt sich mit Bestimmtheit nicht nachweisen; doch daß sie an der äußersten Nordgrenze des türkischen Völkergebietes sozusagen die Vorposten der Turko-tataren nach dem Norden hin in nächster Nähe der ugrischen Völker gewohnt, folglich mit diesen in regem Verkehre gestanden, darüber kann kein Zweifel obwalten. Darauf deutet mit einem allerdings schwachen Lichte die geschichtliche Ueberlieferung hin, dieses beweist die Sprache, schließlich wird dies durch die Momente der primitiven Cultur ersichtlich, aus welchen insgesammt die Lehre hervorgeht, daß wir in den Magyaren ein turko-tatarisches Volk vor uns haben, das Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende lang auf der Steppe eine nomadische Existenz gefristet und, wie die Wüstenbewohner im Allgemeinen, durch Kriegslust und unbändige Sucht nach Abenteuern sich hervorgethan, das durch die leiseste Anregung zu den kühnsten Waffenthaten sich hingerissen fühlte und das schließlich an den in den Steppen leicht erregbaren Stürmen lebhaften Antheil nahm.

Ein solcher Sturm war in den Pontusländern und im Nordosten des Kaspisees durch die gewaltige Bewegung hervorgerufen, welche die siegestrunkenen Schaaren des arabischen Propheten in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts in den entferntesten Gauen Asiens erzeugten. — Vom Tigris über den Kaukasus nach dem Norden vordringend, stießen die Araber und ihre Helfershelfer auf die Macht der Khazaren, die nach längerem Kampfe gebrochen wurde und mit deren Sturz auch jener Damm gewichen war, der die allezeit wildtobende Fluth der unruhigen Steppensöhne bis dahin aufgehalten hat. Kanglis und Ghuzen stürzten sich nun auf Petschenegen, diese wieder auf die Magyaren; im wilden Völkergedränge war ein Stamm durch den andern geschoben und eine glücklichere Rolle in der Geschichte ward nur demjenigen Volke zutheil, welches unter geschickter Führerschaft, unter dem Schutze besserer Institutionen und namentlich kraft seiner Waffen, in den Besitz einer solchen Heimath gelangt war, wo die Niederlassung von klimatischen und territorialen Bedingungen begünstigt und die ethnischen Constellationen eine neue Staatengründung ermöglicht hatten. Solcher Vortheile, daher auch eines solchen Glückes erfreuten sich die Magyaren. Auf ihrer Wanderung vom mittlerem Jaikgebiete nach dem Südwesten hielten sie erst einige Zeit auf dem Gebiete der damals schon geschwächten Khazaren Rast. Nachdem sie von hier weitergezogen, ward im heutigen Bessarabien die zweite Station gemacht, und da den ursprünglichen Steppenbewohnern auf der Suche nach einer neuen Heimath nur das Bild einer unabsehbaren Ebene mit grasreichen Triften vorgespiegelt, so ist es wohl ganz natürlich, daß die Niederungen der Donau und der Theiß, als würdige Reminiscenzen der alten Heimath, diesem Volke am passendsten schienen und daß es selbst ohne die Einladung Arnulfs von Baiern, ohne von den Petschenegen dazu gedrängt worden zu sein, das Haidenland des alten

Pannoniens aufgesucht hätte. Unter den heterogenen Elementen des damaligen Pannoniens war namentlich ein wilder Kampf zwischen den Slaven im Norden und den von Osten her einbrechenden Deutschen entbrannt. Im Südwesten waren es außerdem Slowenen und Kroaten, im Südosten Serben und Bulgaren, die gegenseitig um den Vorrang stritten, während im Innern khazarische Nomaden, mit den awarischen Völkerüberresten untermischt, ihre altherkömmliche asiatische Lebensweise führten.

Auf dieses bunte, fragmentarische, ohne jegliche Leitung und Regierung lebende Völkergemisch hatten sich nun die Magyaren in den letzten Jahrzehnten des IX. Jahrhunderts gestürzt; die Magyaren, welche auf ihrem Zuge von der Wolga bis zur Donau so verschiedene nach Krieg und Abenteuer dürstende stammverwandte Elemente in sich aufgenommen konnten das Werk der Eroberung daher mit Leichtigkeit vollführen. Sie waren ihren Gegnern durch mannigfache Vortheile überlegen. Sie erschienen auf ihren kleinen, flinken und kräftigen Rossen, die in der Steppenwelt noch heute die Bewunderung des Reisenden erwecken; sie waren mit jenen vorzüglichen Hieb- und Stichwaffen versehen, die zu jener Zeit aus den berühmten Werkstätten Persiens und des Kaukasus weit im nordischen Steppengebiete ihre Verbreitung gefunden; sie waren in der Kriegskunst, in der Handhabung der Waffen und in der Disciplin dermaßen geübt, daß selbst die culturell höher stehenden Byzantiner sie zu Mustern nahmen; der Krieg war mit einem Worte ihre einzige Beschäftigung — kein Wunder daher, wenn diese Fremdlinge, die noch obenein mit ihrer äußeren Erscheinung imponirten, den zumeist ackerbautreibenden seßhaften Pannoniern jener Zeit wilde Furcht einjagten und das Land in kurzer Zeit unter ihre Macht gebracht hatten. Am Anfange des X. Jahrhunderts war das heutige Ungarland von den Karpathen bis zur Save und vom östlichen

Siebenbürgen bis nach Preßburg schon Eigenthum der Magyaren. Daß diese in der neuen Heimath nicht urplötzlich ihre alte Lebensweise verändert, d. h. nicht sofort von Schwert und Lanze zum Pfluge sich gewendet hatten, das darf unter keinen Umständen befremden.

Rohe Barbaren können die Magyaren aber schon deshalb nicht genannt werden, weil die Gründung einer neuen Heimath inmitten solch grundverschiedener Elemente und mit wohl verhältnißmäßig kleiner Kriegerzahl — da die Magyaren sammt ihren verbündeten Stammesgenossen höchstens 60 Tausend waffenfähige Männer zählten — nur das Werk denkfähiger, politisch reifer Menschen sein kann. Der Geist der Duldsamkeit gegen die Unterworfenen Pannoniens, die staatlichen Institutionen unter den ersten Heerführern im X. Jahrhundert und schließlich die Beziehungen dieser noch heidnischen Herrscher zu den christlichen Fürsten der Nachbarländer deuten insgesammt darauf hin, daß Árpád, Zoltán und Taksony, trotz der ununterbrochenen Streifzüge, die einzelne Kriegerhaufen nach Außen hin unternahmen, mit dem festen Willen einer stabilen Niederlassung an der Donau umgingen und daß Geyza durch die Schutznahme des Christenthums das Werk des Friedens und der culturellen Umgestaltung seines Volkes mit allem Eifer betrieb. Was Letzterer begonnen, setzte sein Sohn Stefan, genannt „der Heilige" fort. Es war keine kleine Arbeit, an die der erste christliche Fürst der Magyaren sich gemacht, denn die strengconservative Tendenz der Asiaten und namentlich einer nomadischen Gesellschaft war zu keiner Zeit leicht zu brechen. Angesichts des Indifferentismus in Religionssachen, der allen Turaniern des Alterthums eigen war, hätte die Lehre Christi wohl unschwer Eingang finden können, doch Christenthum war mit fester Niederlassung, mit friedlicher Lebensweise und mit dem Aufgeben der alten Sitten, Gebräuche und des Aberglaubens identisch, daher denn auch

die stramme Opposition und der Geist der Auflehnung, auf welche die ersten Fürsten bei der magyarischen Bevölkerung stießen. Im Schatten der dunklen Haine oder bei der rauschenden Quelle den Hausgöttern zu opfern und die bösen Geister zu beschwichtigen, das gefiel den alten Magyaren viel besser, als dem Ceremoniell einer kirchlichen Messe anzuwohnen und die Gebete des fremdsprachigen Priesters nachzumurmeln. Ebenso entsprachen ihrem Naturell und ihrer Lebensanschauung viel mehr die alten Gewohnheiten, auf flüchtigem Rosse wilden Abenteuern nachzujagen, die Schätze der Seßhaften sich gewaltsam anzueignen, als hinter dem Pfluge einhergehend dem Boden durch Mühe und Arbeit Reichthümer abzugewinnen. Aus turanischen Nomaden sind, soweit die Geschichte lehrt, nur an wenigen Punkten unserer Erde friedfertige Culturmenschen geworden. Daß die Magyaren, trotz besagten Widerwillens und ungeachtet erwähnter Raceneigenheit, sich dennoch im Verlaufe der ersten zwei Jahrhundert so total umgestaltet haben, das muß ausschließlich den ersten Fürsten als Verdienst angerechnet werden. Unter Europas Himmel, auf Europas Boden konnte man nur unter dem Schutze europäischen Glaubens und europäischer Institutionen fortleben, und weil die Magyaren sich dieser Nothwendigkeit gefügt, so hat der merkwürdige Fall sich ereignet, daß ein Volk, turko-tatarischer Abstammung, trotz der erstaunlichen Minderzahl, in Europa einen Staat gegründet, die verschiedenen Völkerelemente um sich herum theils assimilirt, theils im Laufe der Zeit absorbirt hat, und daß eine Hand voll tapferer Krieger einen abendländisch christlichen Staat gegründet hat.

II.

Ungefähr hundert Jahre, nachdem die Magyaren aus ihrer alten Heimath im Binnenlande zwischen dem Jaik und der Wolga zum Zuge nach dem Westen aufgebrochen waren, trat

ein anderer mit ihnen stammverwandter Zweig des Türkenvolkes, von Seldschuk, ihrem unternehmenden und begabten Häuptlinge geleitet, ebenfalls die Wanderung nach einem besseren Weidelande, folglich nach einer neuen Heimath an. Auch er war von ähnlichen Beweggründen ins Völkerchaos jener Zeit hineingerissen, auch er hatte mit den Widerwärtigkeiten des Schicksals zu kämpfen und sonderbarer Weise hat auch ihn das Loos in die nächste Nähe des christlichen Abendlandes gebracht. Unter diesem Türkenvolke verstehen wir die Osmanen, bekanntermaßen ein Bruchtheil der Seldschukiden, die früher zu den Kanglis gehörten und auf ihrem Marsche nach dem Westen nicht durch die Pontusländer, sondern auf dem weiten Umwege über den Jaxartes und Oxus durch Persien, Armenien und Kleinasien an die Ufer der unteren Donau gelangten. Was das aus 60,000 Kriegern bestehende Magyarenheer in Pannonien vollführte, das gelang den kaum halb so starken Osmanen, unter der Leitung Suleiman Schah's, im völkerbunten Anatolien.

Immer weiter drangen die Osmanen vorwärts, bis sie endlich an den Ufern der Donau auf einen ihrer würdigen Gegner stießen, nämlich auf das stammverwandte Volk der Magyaren, sozusagen auf ihr Geschwisterkind, einen Gegner, von dem sie, nach dem Satze „ex ungue leonem," sofort erkannten, daß er aus anderem Stoffe geformt, daß er Schwert und Lanze viel besser zu führen wisse, als Armenier, Griechen, Araber, Serben, Bulgaren und Walachen, den sie aber dennoch nicht als ihren blutverwandten erkannten, denn Zeit, Klima und Institutionen hatten den Magyaren schon den Stempel der Fremdartigkeit aufgedrückt; ihr Asiatismus war nur im Kriegsgeiste zu erkennen. Der osmanische Türke war mit dem Gepräge des Islams, d. h. des echten Asiatismus erschienen, der Magyare war Bekenner der Lehre Christi und außerdem vom Geiste der abendländischen Gedankenwelt durchdrungen.

So standen denn die ehemaligen Nachbaren auf den Steppenregionen im Norden des Caspisees hier im alten Pannonien einander gegenüber. Im ersten Berichte, den Schehab-ed-Din von seinem ersten Kampfe mit den Magyaren an Sultan Murad machte, hieß es: — „Herr, die Madscharlis sind zwar Christen, doch sie schlagen sich wie die Löwen.“ — Auf ihren ferneren Eroberungen in Ungarn waren die Osmanen immer dieser Vorzüge ihrer magyarischen Gegner eingedenk, Hunyadi's Gegenwehr hatte sie in ihrem Glauben nur bestärkt; doch die Sultane der Türkei geboten über endlose Schaaren blut- und beutegieriger Krieger, die sie aus den entferntesten Gauen der asiatischen Welt nach Ungarn führten, bis endlich das Magyarenherr von der Ueberzahl erdrückt und Ungarn zu den Füßen Solimans, des Diktators, lag.

Zum vierten Male hatte nun die asiatische Weltanschauung es versucht, durch die Niederungen Ungarns hinweg mit der auf griechisch-römischer Erbschaft gegründeten Bildungswelt Europas den Kampf aufzunehmen. Das erste Mal war es Attila mit seinen Hunnen, das zweite Mal war es Árpád mit seinen Magyaren, das dritte Mal war es Batu mit seinen mongolisch-türkischen Kriegern und das vierte Mal war es Soliman mit seinen aus Persern, Kurden, Arabern, Türken und Griechen zusammengewürfelten bunten Heere. Wenn früher die arischen Repräsentanten des Christenthums gegen die eindringende Fluth rauher asiatischer Krieger und gegen die Gefahr einer gewaltsamen Einführung asiatischer Bildungswelt sich selbst vertheidigten und mit wechselseitigem Glücke auch an der Bresche Stand hielten — so waren es jetzt Turanier, welche den Anschlag der turanischen Eroberer vereitelten und die auf Europa losstürmenden Hunderttausende vom Islam begeisterter Asiaten aufhielten. Namentlich ist es Deutschland, welches der Standhaftigkeit dieses Männerwalls viel Dank schuldet, Deutschland, das durch den Geist seiner Institutionen,

durch das gegebene Beispiel in Culturſachen dem Entſtehen des magyariſchen Staates Dienſte geleiſtet, ſich nun aber für ſeine Mühe um ſo reicher belohnt gefunden; denn ohne den Arm eines Hunyadi, Zrinyi und Juriſich, ohne die zahlreichen aus der Blüthe des magyariſchen Adels beſtehenden Opfer wären die vom Glücke begünſtigten Banner eines Murad II., eines Muhammed II. und eines Soliman wer weiß wie weit vorgedrungen. Und fürwahr! ſehr theuer kam dieſer Liebesdienſt an Europa den Ungarn zu ſtehen. Die Cultur, die unter Matthias einen ſo blühenden Aufſchwung genommen, die Kunſt, die Bibliotheken, Alles ſchwand dahin und nicht nur geiſtiger Rückſchritt, ſondern ein ſchauervoller materieller Niedergang war die Folge dieſer Flankenſtellung des Magyarenthums gegen die Türken und deren Bundesgenoſſen.

Die Osmanen erſchienen als beuteluſtige Moslimen im Lande der durch ſie verachteten Ungläubigen und all ihr Thun und Wirken war nur von der blinden Habſucht und vom Fanatismus geleitet. Nur die oberſten Spitzen machten hierin eine Ausnahme. Sultan Soliman intereſſirte ſich beſonders für die Ungarn; er war kaum einige Monate im Lande, als er einigen türkiſchen Gelehrten den Auftrag gab, ihm die Geſchichte Ungarns zu ſchreiben, und als dieſe mit ungariſchen Gelehrten in Berührung traten, entſtand die merkwürdige Handſchrift: „Tarichi Engerus“, d. h. „Die Geſchichte der Magyaren,“ in welcher die Geſchicke dieſes Volkes von ſeinen erſten Anfängen bis nach dem Rückzuge der Mongolen geſchildert werden. Andere Zeichen der Theilnahme ſind in jener vorzüglichen Rolle zu entdecken, welche der Name „Madſchar“ in der Türkei und im ferneren Oſten von nun an ſpielte. Man unterſchied dieſen Namen ſtrengſtens von der gemeinſamen Benennung Gyaur (Ungläubiger) und Frenk (Europäer), man vermuthete in demſelben einen verſchiedenen ethniſchen Beſtandtheil, doch weiter ſchritt man in der Erkenntniß nicht fort.

Aehnliches läßt sich auch von den Magyaren selber behaupten. Bei ihnen sind die Begriffe Türke und Muselmann noch heute identisch. Im Türken hat der Magyare seinen Feind, seinen Unterdrücker, den Vernichter seiner nationalen Selbstständigkeit und den stets raublustigen Fremdling erkannt, als solchen haßte er ihn auch und hat daher bei dem damaligen Zustand der Nationalitätsbegriffe und der Kenntnisse von der Vergangenheit gewiß nicht auf die Idee kommen können, daß der Tyrann im fremdem Gewande, mit fremder Zunge und mit fremdem Glauben ein ihm nahe stehender Verwandter sei. Die einzelnen Momente der Annäherung zwischen den Magyaren und Osmanen jener Zeit beruhen entweder auf politischen Beweggründen oder müssen als der Ausfluß zufälliger Thatsachen betrachtet werden. Wir meinen, bezüglich des letzterwähnten Verhältnisses, daß die Magyaren, welche im XVI. Jahrhundert in der türkischen Literatur oder im türkischen Staatsleben zur Berühmtheit gelangten, eigentlich nur in Ungarn geborene Türken oder schon früh gewaltsam bekehrte und im Geiste des Islam aufgewachsene Magyaren gewesen, daher vor allem nur als Muselmanen zu nehmen sind. Was nun andererseits die Beziehungen gewisser ungarischer Parteiführer wie Zápolya's, Bethlens, Tökölyi's und Rákoczy's anbelangt, so hat bei denselben wohl mehr der politische Hader mit Oesterreich und die antinationalen katholischen Bestrebungen letzterwähnten Staates gegen Ungarn, als das Bewußtsein von einer Stammesverwandtschaft zwischen Magyaren und Türken, die beim damaligen Zustande unserer Wissenschaft der geo- und ethnographischen Verhältnisse Asiens rein unmöglich war, den Ausschlag gegeben. Das Nationalitätsgefühl, bei den Türken selbst heute noch nicht erwacht, spielte bei den damaligen Magyaren eine verhältnißmäßig noch geringe Rolle; die einzelnen Punkte der Annäherung in der Sprache der Magyaren und Osmanen konnten keinesfalls nach Gebühr gewürdigt

werden, denn wenn gleich man in Ungarn verworrene Begriffe von der Herkunft aus dem Skythenlande hatte, so war man andererseits wieder in der tiefsten Unkenntniß über die Abstammung der Türken, und selbst im kühnsten Traume wäre es Niemandem eingefallen, daß die Vorfahren dieser vom moslimischen Fanatismus schnaubenden Sipahis und Janitscharen vor einem Jahrtausend noch im Nordosten des Caspisees in unmittelbarer Nachbarschaft der alten Magyaren gesessen und daß die osmanischen Tyrannen und Unterdrücker nahe Blutsverwandte der mit unerbittlicher Härte verfolgten magyarischen Rajas gewesen.

Das arme Land seufzte unter der Bürde einer fremden Herrschaft und athmete erst dann wieder freier auf, als diese ihm unbekannten Geschwisterkinder durch das Anstürmen der vereinten westlichen Macht aus den Gauen des alten Pannoniens verdrängt und die Spur der schrecklichen Türkenherrschaft vollends geschwunden war.

III.

Es waren nun wieder zwei Jahrhunderte im unendlichen Raume der Zeit dahingerollt. Zwei Jahrhunderte, doch von weittragenden Folgen für die Geschicke des Abend- und Morgenlandes. Das immer mehr und mehr sich verjüngende Europa hatte den Staub seiner mittelalterlichen Institutionen allmälig abgeschüttelt, der Geist der modernen Weltanschauung hob mit mächtigen Fittigschlägen sich empor, Kunst, Industrie, Wissenschaft, staatliche Ordnung und freiheitliche Institutionen verliehen ihm enorme Vortheile über das an seine alten Gewohnheiten sich stramm anklammernde, jedem Fortschritte abholde Asien und überall, wo das Banner unserer modernen Welt auf dem alten Erdtheile auftrat, pflanzte es sich als Sieger und als Vernichter asiatischer Verkommenheit auf. Am ersten

und am meisten ward von diesem, sich mächtig regenden Geiste des christlichen Europas der ottomanische Staat getroffen. Zu Wasser und zu Land geschlagen, verengten sich die Grenzen dieses ehedem auf drei Welttheile sich erstreckenden Reiches immer mehr und mehr, die an Sieg gewohnten Janitscharen kehrten von ihren Feldzügen nicht mit Beute, sondern mit blutigen Köpfen heim, der glanzvollen hohen Pforte verblieb nur der Bombast des Titels und auf den ehedem gefürchteten Herrscher am Bosporus blickte das stolze Europa mit tolaler Gleichgültigkeit, ja Geringschätzung. Haben die europäischen Waffen die staatliche Existenz der Pforte allmälig zu Grunde gerichtet, so hat unser Einfluß während der Friedenszeit ihr nicht minder geschadet. Europäische Dampfschiffe kreuzten ununterbrochen die türkischen Gewässer, unser Handel und unsere Industrie überschwemmten die Märkte des westlichen Asiens, vernichteten daselbst alles Gewerbe, und wo ehedem Wohlstand gehaust, da zog nun das erschreckende Gespenst der Armuth ein. Staatlich und gesellschaftlich zu Grunde gerichtet, war die Türkei bei der Erörterung der sogenannten orientalischen Frage ein willenloses Werkzeug in den Händen der europäischen Diplomatie und der einst so gewaltig brüllende Leu des moslimischen Asiens war nun, aus Barmherzigkeit, als Popanz für die sich immer mehr und mehr unruhig geberdenden christlichen Elemente seiner Herrschaft, — da Europa aus deren gewaltsamen Aufraffen eine Conflagration befürchtete — zurückgelassen.

In diesem Zustande der Verlassenheit und der ununterbrochenen Anfeindung seitens Europas war es nun, daß in Ungarn ein allmäliger Umschlag bezüglich der Gesinnungen für die Türkei eintrat. Die Wunden, welche die Türkenherrschaft geschlagen, waren so ziemlich vernarbt und vergessen; der einstigen Erbitterung gegen den übermüthigen Feind hatten nun die Gefühle des Mitleides für den hart bedrängten Nachbar

Platz gemacht, und da die Existenz der Pforte zumeist von dem in riesigen Dimensionen anschwellenden Colosse des Nordens gefährdet war, so begann man in Ungarn beim Herannahen des Letztern an die untere Donau sich immer unbehaglicher zu fühlen, und schließlich war es das stille Bewußtsein von der Gemeinsamkeit des Gegners, aus welchem sich das Verhältniß einer gegenseitigen Annäherung heranwuchs. Auch in Constantinopel hatte man in der Mitte unseres Jahrhunderts die tapfere Gegenwehr der Madscharlis (Ungarn) von ehedem längst vergessen. Vom ehemaligen Paschalik zu Ofen, Erlau und Temesvár lebten nur noch die leisesten Rückerinnerungen im Angedenken der wenigen Geschichtskundigen, während der Name Madschar beim Gros der Bevölkerung ganz anders aufgefaßt und einen viel besseren Anklang fand, als die Namen anderer mit der Türkei verkehrenden europäischen Nationen. Daß ein Ungar die erste große Kanone zur Eroberung Constantinopels gegossen, daß ein Ungar die erste Buchdruckerei am goldenen Horne eingeführt, das war nur Wenigen bekannt, und dennoch paarte sich der Name Madschar — dieses unmittelbaren Nachbars gegen Westen — mit den Begriffen der Kunstfertigkeit, der Geschicklichkeit und der Errungenschaften der modernen Cultur. Sah doch der Türke in der aufblühenden Metropole Ungarns den ersten Schimmer abendländischer Bildung, daher denn auch ungarische Handwerker bei ihm stets bevorzugt wurden und ungarische Rathschläge zur Einführung der modernen Cultur ein viel willigeres Ohr fanden, als englische, französische oder andere.

So standen die Beziehungen als der Unabhängigkeitskrieg Ungarns im Jahre 1848 ausbrach und die russischen Heersäulen von den östlichen und nördlichen Karpathen her gegen das, für seine nationale Selbständigkeit kämpfende Volk der Magyaren heranzogen. Der Haß gegen den gefürchteten Namen Uruß belebte sich mit dem ganzen Ingrimm des türkischen

Volkes, im selben Maße wuchsen auch die Sympathien für die hartbedrängten Madscharlis, und als Letztere, von der Uebermacht erdrückt, auf türkischem Boden Zuflucht suchten, da war es ganz natürlich, daß nicht nur der Sultan und seine Minister, sondern das ganze türkische Volk der durch russische Waffen bezwangenen Nachbarn sich wärmstens annahm und ihnen gerne eine Zufluchtstätte bot. Die Islamisirung der magyarischen Flüchtlinge war nur äußere Formalität, nur ein diplomatischer Kunstgriff, denn der Madscharli war schon damals als Bruder angesehen, der fanatische Moslime wollte in ihm kaum den Christen erkennen, und gegen Ende der fünfziger Jahre war nicht nur im Centrum der Regierung, sondern auch in den entferntesten Provinzen die Kunde verbreitet, daß die Madscharlis Brüder der Osmanen, Schicksalsgenossen und gemeinsamen Ursprunges mit ihnen seien. In dieser sonderbaren Weise hat die geschichtliche Entwicklung den Ergebnissen ethnologischer Forschungen vorgegriffen und auf der einen sowohl als auf der anderen Seite unbewußt das verschwommene Bild der Jahrtausende alten Beziehungen wieder in den Vordergrund gebracht.

Die edle Gastfreundschaft, welche die Pforte den österreichischer Gewalt glücklich entkommenen Brüdern gewährte, hat in Ungarn Gefühle der tiefsten Dankbarkeit erzeugt. Rachsucht war nie ein markanter Zug des magyarischen Volkes, und anstatt der alten Leiden und der schweren Noth zu gedenken, gesellte man in Ungarn zu diesen Gefühlen der Dankbarkeit noch die Erinnerung an jenes Asyl, welches die Pforte in vergangenen Jahrhunderten den eigentlichen Nationalhelden Ungarns gewährte. Man verglich das Gebahren der moslimischen Türkei mit dem so mancher christlich europäischer Staaten, die es nicht scheuten, den unglücklichen Flüchtlingen die Zuflucht zu versagen oder sie gar der östreichischen Rachsucht auszuliefern. — „Ungarn liegt zu Füßen deiner Majestät!"

hatte Paskievitsch an Czar Nikolaus berichtet. „Lieber sofort den Krieg, als daß meinen magyarischen Gästen ein Haar gekrümmt werde," sagte Sultan Abdul-Medschid, und in dem für die Türkei günstigen Sinne dieser gegenseitigen Aeußerungen mußten selbstverständlich die türkischen Sympathien in Ungarn nur umso mehr erstarken und jene in Europa befremdende Form annehmen, in welcher dieselbe sich während der letzten russisch-türkischen Kriege kundgab. Unstreitig waren es auch politische Motive, welche mitgewirkt hatten, denn wenn es früher der Südosten war, von welchem die unheilschwangeren Wolken über das Land der Magyaren hereinbrachen, so ist es in der Neuzeit der Norden geworden, von welchem man das heranstürmende Gewitter nicht mit Unrecht befürchtet. Auch Mitleid für den Schwächeren und für den Hartbedrängten, kam bei dem ritterlich fühlendem Volke der Magyaren in Betracht. So geschah es, daß in dem Maße, in welchem unten an der Donau das verheerende Kriegsfeuer entflammte, die Sympathiebezeugungen der Magyaren für die Sache der Türken immer größere Dimensionen annahmen. Es gab allerdings eine Zeit, wo das Gesammteuropa für den Erfolg der türkischen Waffen eintrat und im Zweikampfe zwischen Osmanen und Moskowiten entschieden auf der Seite der ersteren stand. Doch die Gefühlsbezeugungen der Magyaren waren von einer tiefergehenden Wirkung, und zu keiner Zeit und unter keiner Zone haben die Befolger der Lehre Christi für die Anhänger des arabischen Propheten in solch eclatanter Weise ihre Liebe bezeugt. Das ganze Land war wie auf einen Schlag vom Türkentaumel ergriffen; Einzelne sowohl wie Gesellschaften wetteiferten miteinander in Collecten zur Unterstützung der darbenden osmanischen Krieger. In geselligen Kreisen, bei Hochzeiten, Kindtaufen, bei nationalen, kirchlichen und municipialen Feierlichkeiten gedachte man der kämpfenden Osmanen, und wer zu jener Zeit täglich einige Stunden im türkischen

Generalconsulate zu Budapest zugebracht und es mit angesehen, wie Tag für Tag Geldbriefe, Kisten mit Charpie und Verbandzeug, Kleider, Medicamente, Leckerbissen jeder Art eintrafen, um nach Constantinopel befördert zu werden, der hätte es fürwahr kaum geglaubt, daß es eben Ungarn war, welches vor drei Jahrhunderten noch von Türken tyrannisirt worden und daß es Christen wären, die für den Erfolg der moslimischen Waffen sich in solchem Maße begeisterten.

Und dieses Verhältniß und diese verschiedenartige Auffassung der Dinge war auch ganz richtig und stand in vollem Einklange mit jener Sachlage, die ein Jahrhunderte altes geschichtliches Walten geschaffen. Der Keil, der in Folge der neuen südslavischen Staatenbildung zwischen Ungarn und Türken gewaltsam hineingeschoben wurde und dieses seinem Ursprunge nach verwandte Nationalelement auseinandergesprengt hat allerdings dem besonneneren Theile der magyarischen Politiker eben so wenig gefallen, als der großen Masse ihrer Landsleute; doch waren die Ersteren schon längst zur Einsicht gelangt, daß den Türken wohl wenig zu helfen und an den unerbittlichen Folgen der Geschichte wohl kaum etwas zu ändern sei.

Es ist in Ungarn Niemandem eingefallen, die vielartigen Fehler und Mängel der unter dem Banne der altmoslimischen Weltanschauung schmachtenden türkischen Gesellschaft zu beschönigen oder zu bemänteln. Man weiß es sehr wohl, daß der mächtige Wogendrang der abendländischen Bildung von Westen nach dem Osten zu eilt und daß diese hochgehende Fluth über den noch so starren Conservativismus hinweg Alles mit sich reißt. Ob die Frist, welche man der Türkei zum Werke der Assimilirung gegeben von hinreichender Dauer gewesen, darüber läßt sich wohl noch streiten, doch daß das XIX. Jahrhundert keine Repräsentanten des Asiatismus dulden könne, darüber ist in Ungarn Jedermann überzeugt.

Und weil dem so, hat man sich auch in die Nothwendigkeit gefügt, von den nun hinfällig gewordenen alten Nachbaren sich zu trennen und mit den neueren politischen Factoren im Süden der Donau freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, in der Hoffnung, daß ein Verständniß für die gegenseitigen Interessen das Werk der Eintracht fördern werde.

Die bildende Kunst in Ungarn und ungarische Künstler in der Fremde.

Von Dr. Julius Pasteiner.

I.

Die Thätigkeit der ungarischen Bestrebungen auf dem Gebiete der bildenden Künste kann mit drei Worten charakterisirt werden: Ehrgeiz, Begeisterung und Fieberhaftigkeit. Die ungarische Nation ist zur Ueberzeugung gelangt, daß sie, wenn sie den gebildeten Völkern des Westens gleich kommen will, auch eine bildende Kunst haben muß; außerdem war sie, obgleich die Kenntniß der Kunstgeschichte nicht allzusehr verbreitet ist, sich dennoch bewußt, daß auch in alten Zeiten jede gebildete Nation ihre blühende bildende Kunst hatte. Man hat also ausgesprochen, daß eine ungarische bildende Kunst existiren müsse, und es fand sich eine Schaar von jungen Leuten, die sich in die Welt hinaus begaben, wohin ihr Weg sie eben führte, oft ohne zu wissen, wo sie morgen Brod hernehmen würden. Aber sie waren entschlossen, in Ungarn eine bildende Kunst zu schaffen. Und der Kampf um die bildende Kunst

war ein siegreicher, denn wir haben eine solche und die Helden sind nicht verblutet, sie genießen die Lorberen ihres Sieges und — es sind keine mageren Lorberen.

Aber drücken wir uns richtig aus, wenn wir sagen: Die ungarische bildende Kunst? und sollten wir nicht lieber sagen: Die bildende Kunst in Ungarn?

In dieser Frage liegt zugleich die Frage der Originalität der ungarischen bildenden Kunst. Ohne uns hier in eine Erörterung über den absoluten Werth der Originalität einzulassen, wollen wir einfach die Regel als solche acceptiren und eingestehen, daß es schwierig sei, die Frage der Originalität zu beantworten.

Die Originalität, der Werth und der ungarische Character unserer bildenden Kunst sind nicht in den eigenartigen Formen, auch nicht in der Selbstständigkeit der Auffassung zu suchen, sondern darin, wie die künstlerische Aspiration entstand und wie überraschend die Verwirklichung derselben ist. Ihre Originalität besteht in der Improvisirung, in der Frische, oft in der Ueberhastung, welche ihr eine neuartige Physiognomie verleiht; ihr vornehmster Characterzug ist die hochstrebende, fieberhafte Kühnheit, mit welcher die Kunst in den ungarischen Boden verpflanzt wurde.

Die Kunstgeschichte lehrt, daß der Kunst des Pheidias das Zeitalter des Dipoenos und Skyllis, diesen aber die Epoche der technischen Erfindungen vorangegangen und daß Raphael eine dreihundert jährige Entwickelung der Malerkunst vor sich hatte. Seitdem die Völker in nähere und unmittelbarere Berührung zu einander getreten sind, haben auch die Regeln der Entwickelung der Künste vielfache Aenderungen erfahren; die Lehrjahre sind überflüssig geworden. Unsere Malerei hat keinen Giotto und benöthigt keinen Van Eyck, unsere Sculptur hat keine Familie Pisano.

Die veränderten Verhältnisse geben der Fähigkeit, zu lernen und geistig anzueignen den Vorzug vor der Originalität.

Losungswort und Gesetz sind heute, daß wir von einander lernen. Wo wäre die Kunst, wo die Wissenschaft, wo die ganze allgemeine Cultur, wenn jedes Volk hätte von vorn beginnen wollen oder müssen?

Der Umstand, daß die ungarische bildende Kunst den europäischen Maßstab als Richtung gebend angenommen, ist für dieselbe auch materiell vortheilhaft gewesen. Anstatt, daß Ungarn für die besseren Kunstwerke des Auslandes ein Absatzgebiet geworden wäre, ist im Gegentheil das Ausland als Käufer für ungarische Kunstwerke aufgetreten, so daß ungarische Künstler im Auslande die materielle Unterstützung finden, die ihnen in der Heimath nicht geworden.

II.

Eine instinktive Eigenthümlichkeit des ungarischen Stammes ist jene hervorragende Fähigkeit zur geistigen Aneignung, deren Zeugen wir auch in der modernen Kunst sind. Als König Stefan der Heilige und nach kurzem Widerstreben die ganze ungarische Nation zum Christenthum übertrat, offenbarte sich diese Instinktivität zum erstenmal, und gewiß am großartigsten. Von dieser That hing der Bestand der ungarischen Nation in Europa ab, diese Aneignung war die Vorbedingung, die Einleitung zu allen übrigen Aneignungen auf dem Gebiete der allgemeinen Cultur. Es ist jedenfalls überraschend, wenn nicht wunderbar, daß dieses Volk, welches noch vor Kurzem ein Nomadenleben führte und seine Neigungen nach einem unstäten, kriegerischen, abenteuerlichen Leben noch immer nicht überwunden hatte, daß dieses Volk, sagen wir, mit dem Christenthum sogleich auch den Sinn für den Kunstbau vereinigte. Ohne Zögern dürfen wir dasjenige als großartig

bezeichnen, was der Monumentalsinn der ungarischen Nation gleich in den ersten Jahrhunderten hervorbrachte. König Stefan der Heilige selbst gab diesem seinen Sinn für die Monumentalbaukunst durch den Bau der Stuhlweißenburger Basilika Ausdruck, welche nicht nach den in Deutschland damals üblichen, nur den dringendsten Bedarf vor Augen haltenden kleinlichen Dimensionen, sondern nach den großartigen Proportionen der älteren italienischen Basiliken errichtet wurde. Der nämliche König gründete zehn Bisthümer und in dem Sitze eines jeden dieser Bisthümer sah man einen monumentalen Bau entstehen. Die Geschichte schreibt diesem Könige den Bau von nicht weniger als 17 Kirchen zu.

Was Stefan der Heilige begonnen, das haben die Könige aus dem Arpadenhause bis über die Hälfte des 12. Jahrhunderts hinaus, somit 1½ Jahrhunderte hindurch fortgesetzt. Diese 1½ Jahrhunderte waren in Ungarn die Epoche der altchristlichen Basilika und des romanischen Baustils. Unter den Königen aus gemischten Häusern und unter den Anjou's zu Beginn des 14. Jahrhunderts, somit um zwei Jahrhunderte später als in Frankreich, sehen wir den romanischen Baustil durch die Spitzbogen-Architektur abgelöst. Diese letztere kann sich zwar in Bezug auf Kunstformen mit der Architektur der früheren Epochen nicht messen, doch war sie nicht minder produktiv. Von Mathias Corvinus angefangen, hatte auch die Renaissanee bei uns ihre kurze Epoche; nach der Schlacht bei Mohács machte dann die Türkenherrschaft wie Allem, so auch der Architektur ein Ende.

Während dieser fünfhalb Jahrhunderte sind die einander folgenden Baustile, angefangen von der altchristlichen Basilika bis zur italienischen Renaissance, in Ungarn sämmtlich vertreten. Die altchristliche Basilika zu Fünfkirchen, die im romanischen Stile erbauten Kirchen von Ják und Lébény, der Spitzbogen-Dom zu Kaschau sind die hervorragendsten Schöpfungen

dieser Bauthätigkeit. Wie fruchtbar die Bauthätigkeit unter den Königen aus dem Arpadenhause gewesen, beweist uns die Thatsache, daß die Zahl der im altchristlich-romanischen und Transennal-Stil errichteten Bauwerke, welche aus diesem anderthalb-hundertjährigen Zeitraume übrig geblieben, mehr als 250 beträgt. Eine Uebersichtskarte der Kunstdenkmäler dieser Stile überzeugt uns, daß mit Ausnahme des Alföld in Ungarn kaum eine bedeutendere Stadt zu finden ist, welche selbst nach so vielen Verheerungen, denen dieses Land ausgesetzt gewesen, nicht heute noch irgend einen monumentalen Bau, oder mindestens die Ruinen eines solchen aufzuweisen hätte.

Ungarns nationale, politische und literarische Wiedergeburt währte schon seit einem halben Jahrhundert, als im Jahre 1846 die Wanderversammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher die Aufmerksamkeit des Landes auf dem Dom von Kaschau lenkte, welcher so epochal und hoch er ist, eine ebenso alleinstehende Erscheinung auf dem Gebiete unserer Kunstgeschichte ist. Wie die Aerzte und Naturforscher dazu gekommen, das erfahren wir aus dem Umstande, daß eine Section der Wanderversammlung sich auch mit Archäologie beschäftigte und daß Emerich Henszlmann, dieser Veteran der ungarischen Kunstgeschichte, der damals in einem mit mehreren Kupferstichen versehenen Foliowerke die Abbildungen der Kaschauer Elisabeth- und Michaelikirche veröffentlichte, früher in Bologna die medizinischen Studien absolvirt hatte und erst später Architekt und schließlich Kunsthistoriker wurde. Die Versammlung begeisterte sich bei dem Anblicke dieser architektonischen Kunstwerke und acceptirte einstimmig den Antrag, daß die Akademie der Wissenschaften aufgefordert werde, für eine gebührende und eingehende Untersuchung sowohl der Kaschauer als aller übrigen in Ungarn vorhandenen Kunstdenkmäler zu sorgen. So bescheiden war der Beginn jener Thätigkeit, welche alsbald nach zwei Richtungen hin zu erfreulichen Ergebnissen

führte: nach der geschichtlichen und nach der künstlerischen Richtung. Im Jahre 1858 errichtete die Akademie thatsächlich die archäologische Section, im Jahre 1872 constituirte sich die archäologische Landescommission der G. A. 39: und nahm 1881 endlich die historischen und Kunstdenkmäler in ihren Schutz und sichert der Regierung den gebührenden Einfluß auf die Erhaltung derselben.

In der Jahresversammlung der Akademie vom Jahre 1861 hielt Bischof Arnold Ipolyi einen Vortrag über die Monumentalbaukunst Ungarns im Mittelalter und skizzirte in großen Zügen die Ergebnisse der ersten Forschungen. Dies war die erste Darstellung über die Baudenkmäler Ungarns und es wurde bittere Klage geführt, daß dieselben dem gebildeten Publikum fast gänzlich unbekannt seien. In den Jahresversammlungen 1863—1864 sprach der gelehrte Bischof über Sculptur und Malerei im Mittelalter. Gleichwie das Auftreten Henszlmann's im Jahre 1846 in Kaschau zuerst auf die Kunstdenkmäler die Aufmerksamkeit hinlenkte, so waren die drei Vorträge Ipolyi's der Ausgangspunkt der ungarischen Kunstgeschichte. Diesen beiden Männern, Henszlmann und Ipolyi, kommt der Ruhm der Priorität zu, nicht nur in Bezug auf die Zeit, sondern auch in Bezug auf wissenschaftliche Bedeutung.

Doch diese Thätigkeit konnte sich auf das wissenschaftliche Gebiet nicht beschränken, sie war von großem, ersprießlichem Erfolge auch auf dem Gebiete der Kunstarchitektur. „Die Kunst unserer erhabenen Kirchen, unserer großartigen Dome liegt im Staube, die königlichen Paläste und Burgen unserer glorreichen Fürsten und Großen liegen in Trümmern, ihr vollständiges Verschwinden vom Erdboden ist zu befürchten.“ So klagte Arnold Ipolyi, Bischof von Neusohl, in seinem Nekrolog des früh verstorbenen Architekten Franz Schulcz. Es mußte für die Erhaltung und Restaurirung dieser Denkmäler gesorgt

werden. Zu dieser schönen und dankbaren Aufgabe waren in erster Reihe die Kunstarchiteten berufen.

Franz Schulcz war der Erste, welcher die Pläne zu einer stilgerechten Restaurirung der königlichen Burg Vajda-Hunyad mit wissenschaftlicher und künstlerischer Befähigung anfertigte. Der unerbittliche Tod hat diesen außerordentlich befähigten Mann zum großen Schaden unserer Baukunst früh hinweggerafft; nur einen kleinen Theil seines Planes konnte er verwirklicht sehen und es ist sehr bedauerlich, daß die Restaurirung dieses Baudenkmales noch immer ihrer Vollendung harrt. Friedrich Schulek hat die Pläne und Restaurirung des Viregrader Königschlosses entworfen, bis jetzt wurde aber nur der untere Burgfried (auch nicht ganz) hergestellt. Rascher geht es mit der Restaurirung der Kirchen vorwärts. Unter Emerich Steindl's künstlerischer Leitung sind der Kaschauer Dom, die Kirchen in Bartfeld und Máriafalva, endlich die in romanischem Stile gehaltene schöne Kirche in Ják, theils bebegonnen, theils vollendet.

Friedrich Schulek hat auch die Pläne für die gothische Mathiaskirche in der Ofner Festung angefertigt und die Restaurationsarbeiten nehmen einen raschen Fortgang, so daß im Jahre 1884 das Sanctuarium und ein Theil des Hauptschiffes dem Gebrauche übergeben werden können. Franz Storno hat die Abteikirche zu Martinsberg und, durch die Opferwilligkeit des Bischofs Ipolyi unterstützt, die beiden Kapellen der Kirche von Neusohl restaurirt. Nach den Plänen des Wiener Dombaumeisters L. Schmidt wurde mit der Restaurirung der alt-christlichen Basilika von Fünfkirchen vor geraumer Zeit begonnen.

Es wäre zu wünschen, daß die Neigung zu dieser wahrhaft monumentalen und künstlerischen Bauthätigkeit gehoben würde und daß der Einfluß derselben zur Reinigung des Geschmackes in der modernen Architektur beitragen möchte. Bisher

können wir nur zwei Gebäude anführen, bei welchen dieser Einfluß zur Geltung gekommen ist: das eine ist die in romanischem Stil gehaltene Pfarrkirche im Budapester IX. Bezirke, das andere ist die Hofkapelle des Erzherzogs Josef in Alcsuth; die erstere ist von Nikolaus Ybl, die letztere von Franz Storno entworfen worden.

III.

Im Sanctuarium der Stuhlweißenburger Kathedrale waren Wände und Altar mit Statuen und Reliefs geschmückt, welche mit hervorragender Kunst — mirifico opere, wie der Zeitgenosse Hartwig sich ausdrückt — angefertigt waren. In der Basilika zu Fünfkirchen finden wir eine ganze Serie von Reliefs, welche das an Ungemach so reiche Leben des Königs Peter verewigen sollen; es sind mehr als 30 Figuren in halber Lebensgröße vorhanden. Von da ab hat vier Jahrhunderte hindurch die romanische und gothische Plastik, Hand in Hand mit der Baukunst, zahlreiche Werke geschaffen. Auch selbstständige Statuen waren nicht ganz unbekannt. Bonfin, Istvánffy, Mikes, Rávay, Schriftsteller aus dem 15. und 16. Jahrhundert, sprechen als Augenzeugen mit Entzücken von der Reiterstatue aus Erz des heiligen Königs Ladislaus und von der Standbildergruppe der heiligen Könige, welche zu Großwardein vor der Kathedrale standen. Johannes, der dritte Bischof von Großwardein, ließ im Jahre 1390 diese Statuen durch die Bildgießer Georg und Martin gießen, welche laut der Inschrift Söhne des Klausenburger Malers Nicolaus waren. Nach dem Falle von Großwardein haben die Türken diese Monumente zu Kanonen umgießen lassen. Es sind ferner geschichtliche Spuren von Statuen vorhanden, welche das königliche Schloß Visegrad zierten, doch sind auch letztere spurlos verschwunden. An einer Wand der Kirche zu Szepes-Váralja in

der Zips wurde vor 20 Jahren unter einer dicken Kalkschicht ein Freskogemälde entdeckt, das die auf dem Throne sitzende Madonna darstellt, vor welcher König Robert Karl und sein Gefolge knien. Es heißt, daß dieses Gemälde von einem Jünger der Malerschule des Simone Martino herrührt. Es finden sich Gemälde aus dem 14. Jahrhundert an mehreren Orten im Lande. Wir wissen aus der Geschichte der italienischen Malerei, daß Masolino einer der großen Meister der florentinischen Schule in Ungarn war und für Pipo Spano hier Fresken malte.

Indeß war Alles, was Bildhauerkunst und Malerei in den vergangenen Jahrhunderten hervorbrachten, wenn auch an Zahl nicht gering, in künstlerischer Hinsicht doch unbedeutend.

Sculptur und Malerei haben in Ungarn aus der Vergangenheit keine Traditionen überkommen, die vom künstlerischen Gesichtspunkte in Betracht kommen könnten. Als nach mehr denn 300jährigem Schlummer das nationale Bewußtsein der Ungarn zu erwachen begann, verband die Nation auf dem Gebiete der Bildhauerkunst Vergangenheit und Gegenwart dadurch, daß vor Allem die Errichtung eines Monuments für denjenigen geplant wurde, dessen Herrschaft im 15. Jahrhundert die letzte Kunstepoche in Ungarn gewesen. Allerdings hatte diese Idee mehr einen politischen als einen künstlerischen Charakter: die Nation wollte durch ein Denkmal von Erz an den Ruhm Ungarns zur Zeit Königs Mathias erinnert werden.

Graf Stefan Széchényi erhob wiederholt seine energische Stimme gegen dieses, wie er sagte, verfrühte Projekt und meinte, die Nation habe weit wichtigere und dringendere Culturbedürfnisse zu befriedigen. Die Mahnung war fruchtlos; die Nation war von der Begeisterung über die Idee des Mathias-Denkmals fortgerissen. Die Spendensammlungen waren im ganzen Lande im Zuge. Ein ungarischer Bildhauer verbrachte 7 Jahre an der Seite berühmter Meister, um sich für die

große Aufgabe vorzubereiten. Dies war Stefan Ferenczy, mit dessen Person die ganze Geschichte des Mathiasdenkmals verschmolzen ist. Der Künstler hatte Unglück, aber er besaß auch nicht die Fähigkeit zu einer so schwierigen Aufgabe und die Angelegenheit des Denkmals machte Fiasco. So wurde der erste monumentale Versuch der Bildhauerkunst vereitelt, weil der erforderliche Fond an Kunst nicht vorhanden war. Stefan Ferenczy war der großen künstlerischen Aufgabe, für die er sich so sehr begeisterte, nicht gewachsen; dies beweisen seine andern Bildwerke, welche in ihren Formen so schwach und in ihrer Ausbildung so primitiv sind, daß sie selbst die bescheidensten Ansprüche nicht befriedigen können. Der unzureichend befähigte Künstler hatte dann eine praktische Idee, welche zwar zur Vereitlung des Projektes eines Mathiasdenkmales ebenfalls beitrug, nichtdestoweniger aber unsere Anerkennung verdient, weil man vom nationalökonomischen Gesichtspunkte ihr die Nützlichkeit nicht absprechen kann. Ferenczy wollte, daß die heimische Bildhauerkunst heimisches Material aufarbeiten und sich nicht an das Ausland wenden soll. Er bereiste das ganze Land, forschte, suchte und grub nach einem solchen Marmor, in welchen er seine Werke hätte meißeln können. Der Erfolg war ein sehr mittelmäßiger, obgleich er für diese Idee mehr als 40 000 Gulden opferte. Als dann das Modell der Reiterstatue des Königs Mathias fertig war, wollte er den Guß nicht dem Auslande anvertrauen; da es aber im Lande keine Kunstgießerei gab, errichtete er in seinem eigenen Hause eine solche mit großen Kosten. Der Versuch mißlang: die Thonhülle wurde durch das hineingegossene heiße Erz gesprengt. Mit erstaunlicher Willenskraft verfertigte er das Modell zum zweitenmal, allein der Guß wollte auch zum zweitenmale nicht gelingen. Nun wandte sich das Vertrauen von ihm ab; das neue Originalmodell des Mathiasmonumentes wurde bei Schwanthaler in München bestellt, aber es wurde

keine Mathiasstatue daraus, sondern das Monument des Königs Ludwig von Baiern, welches jetzt einen der schönsten Plätze von München ziert.

In der Geschichte der Reiterstatue des Francesco Sforza, an welcher Lionardo da Vinci zwanzig Jahre lang arbeitete, liegt etwas Tragisches, das aber in der Geschichte dieser ungarischen Statue fehlt; denn es fehlt das Bewußtsein, daß an ihr ein Kunstwerk verloren gegangen sei. Im Gegentheil, die Erkenntniß dessen, daß nur ein sehr unvollkommenes Werk zustande gekommen wäre, bietet uns eine gewisse Befriedigung darüber, daß das Werk nicht zur Vollendung kam. Wir müssen zugeben, daß Széchenyi Recht hatte, indem er sagte, die Zeit dazu sei noch nicht gekommen.

Die patriotische Begeisterung an sich schafft noch keine Kunst; es gehört Beruf, es gehören Studien dazu. Und es mußte noch ein zweiter Künstler kommen, welcher die Lehre mit seiner Carrière und mit seiner künstlerischen Thätigkeit bezahlte. Dies war Nicolaus Izsó, Schüler Ferenczy's und in der chronologischen Reihenfolge der zweite Bildhauer. Der Meister gehörte der vor achtundvierziger Zeit an, der Jünger der nach achtundvierziger Zeit an; Letzterer ist erst vor wenigen Jahren im Mittag seines Lebens zwar, aber nachdem er in der Kunst sich selbst überlebt hatte, gestorben. So jung die Bildhauerkunst in Ungarn ist: hat sie doch schon zwei Todte!

Nicolaus Izsó hat an Befähigung seinen Meister weit übertroffen; er war ein echtes künstlerisches Temperament. Sein erstes Werk, mit welchem er hervortrat, war „der trauernde Juhász.“ Die durch Petöfi's Poesie so oft besungene und sympathisch gewordene Gestalt wurde von dem Künstler mit richtigem Sinne auserkoren. Die schwermüthige Figur des Helden der Volkslieder, den Hut über die Augen herabgezogen, auf seinen langen Stab gestützt, die kurze Pfeife im Munde und in Gedanken tief versunken, — sie erschien plötzlich in

weißem Marmor gemeißelt vor dem Publikum. Die an Dimensionen nicht große Statue war hinsichtlich der Haltung und des Gesichtsausdruckes psychologisch charakteristisch. Das Publikum war bezaubert und Izsó war mit einem Male ein großer Bildhauer. Und darin lag der Fehler, nicht des Künstlers sondern des Publikums, welches in seiner Begeisterung vergaß, wie wenig Izsó noch gelernt hatte. Das verhätschelte Künstlerkind der Nation wählte dann mit richtigem Sinn noch einen populären Stoff, indem er den „sterbenden Honvéd“ schuf, welcher an den kapitolinischen sterbenden Gallier erinnert, ohne aber des Plagiums geziehen werden zu können. Man sah es diesem Werke wohl an, daß Vorbildung und Schule des Künstlers nicht ausreichen zur Lösung einer schwierigen Aufgabe. Außer den historischen Büsten, welche er für das National-Museum zu liefern hatte, beschäftigte die Anfertigung von drei Statuen das Leben Izsó's: die des Dichters Michael Csokonai, die des Dugonics und die des großen Dichters Petöfi; die erste war für Debreczin, die zweite für Szegedin, die dritte für Budapest bestimmt. Die Statue Csokonai's wurde im Jahre 1871 enthüllt. In diesem monumentalen Werke treten die Mängel des Künstlers noch fühlbarer zu Tage; er hat die Individualität des Dichters richtig erfaßt; allein die Formen und die Ausführung verrathen den Mangel an Schulung. Ein Theil der öffentlichen Meinung schien geneigt zu sein, Izsó in der Kunst dorthin zu stellen, wo Petöfi in der Poesie gestanden; der Künstler selbst war zu einer solchen Auffassung geneigt und hielt sich für ganz besonders berufen, die Gestalt des großen Dichters in einem Monumente zu verewigen. Mit diesem Wahne identifizirte er seine ganze Kunst und seine ganze Ambition. Das Petöfi-Monument bildete seinen Lebenszweck. Allein seine künstlerische Vorbildung reichte dazu nicht aus.

Das Modell wurde vielfach verändert und der Künstler,

der vermöge seiner Befähigung befähigt war, viele Gestalten zu schaffen, wie diejenige, mit welcher er seine Künstlerlaufbahn begonnen, der berufen gewesen wäre, die populäre Bildhauerschule zu begründen und damit der ungarischen plastischen Kunst einen nationalen und originalen Charakter zu geben. Dieser Künstler wurde mitten unter den Arbeiten an dem Modell eines solchen Monumentes, bei dessen Schaffung schon der erste Angriff verfehlt war, vom Tode hinweggerafft. Das Monument des Dugonics ist gleichfalls unvollendet geblieben.

Es will mich die Ahnung nicht verlassen, daß die ungarische plastische Kunst von einem Mißgeschick in Schaffung der Monumente verfolgt wird. Das Verhängniß, welches auf die Laufbahn Ferenczy's und Izsó's seine Schatten warf, wollte mit diesen beiden Künstlern noch nicht weichen. Das Projekt des Mathiasmonumentes ist gänzlich vereitelt worden, Izsó konnte sein Petöfi-Monument nicht vollenden und dennoch konnte die Hauptstadt dem Schicksale nicht entgehen, das zweimal von ihr abgewendet worden war. Es sind nun zwei Jahre her, daß das Monument Stefan Széchényi's aus den Spenden der Nation errichtet wurde. Die auf dem parkirten Platze vor dem Palast der Akademie der Wissenschaften stehende Colossalstatue mit den vier mythologischen Figuren am Sockel ist das Werk des Bildhauers Josef Engel.

Es ist in der That ein seltsames Verhängniß, das gerade jenen Stefan Széchenyi zum Gegenstand eines Monumentes ausersehen hatte, der seinerzeit in so schonungslosen Worten darauf hingewiesen hatte, daß es noch zu früh sei, mit einem Monument zu experimentiren und der auch vom Gesichtspunkte der Kunst Recht hatte, weil ein Denkmal, das große und vielfache Studien erfordert, unmöglich den Ausgangspunkt bilden darf. Auch Josef Engel hätte, würde er in einem seinen Fähigkeiten entsprechend bescheidenern Kreise sich bewegt

haben, anstatt sich von dem Ehrgeiz, eine Colossalstatue zu schaffen, fortreißen zu lassen, viel mehr und dauerndere Erfolge erzielen und seinem Namen in der Geschichte der ungarischen bildenden Kunst einen besseren Klang sichern können. Das ganze Leben, die ganze Kraft des Künstlers wurde durch dieses eine Monument absorbirt und das Ergebniß steht durchaus nicht im Verhältniß zu diesen Anstrengungen.

* * *

Die plastische Kunst hat in Ungarn bisher, noch ausschließlicher als anderwärts, in den Monumenten ihre höchste Aufgabe erblickt. Und es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die jüngste Vergangenheit eine weit größere Anziehungskraft übt als frühere Zeiten. Man beeilt sich jenen hervorragenden Männern Monumente zu errichten, die noch vor Kurzem unter uns wandelten. König Stefan der Heilige, der dieses Reich begründete, hat noch kein Monument, während die Monumente der Zeitgenossen aufeinanderfolgen.

Wir haben gegenwärtig zwei Bildhauer, deren künstlerischer Ruf mit dieser Kunstgattung in engem Zusammenhange steht, und nachdem die anderen Zweige der plastischen Kunst eigentlich bei uns noch kaum kultivirt werden, kann man von ungarischen Bildhauern nur unter Antizipirung der Zukunft sprechen. Diese beiden Bildhauer sind Baron Nikolaus Vay junior und Adolf Hußár. Nur wegen der Verwandtschaft der Kunstgattung erwähnen wir die Beiden nebeneinander, obgleich der hinsichtlich der künstlerischen Bedeutung zwischen ihnen bestehende Unterschied nicht verschwiegen werden darf. Baron Vay hat die in Stuhlweißenburg errichtete Statue des Dichters Michael Vörösmarty angefertigt. Es ist ein einfach edles Werk, das in allen Details die große Vorliebe ver-

räth, mit welcher der Künstler an seiner Aufgabe hing, doch ist der größte Vorzug desselben jedenfalls die Diskretion. Ein Werk des nämlichen Künstlers ist die zu Balaton-Fured, am Ufer des reizenden Plattensees, errichtete Statue des Dichters Alexander Kisfaludy. Der Sänger der ewig schönen Sagen erscheint gleichfalls in einer einfachen Gestalt, bekleidet mit der üblichen ungarischen Gala; doch reicht weder die Composition noch die Durchführung an jene des Vörösmarty-Denkmals heran. Der fleißige Künstler hat außerdem noch eine ganze Reihe von Denkmalmodellen angefertigt und mit einem Theile derselben auch konkurrirt; doch ist keines zur Ausführung gekommen.

Kaum war Baron Josef Eötvös, der große ungarische Staatsmann und Dichter, aus dem Leben geschieden, als im Wege öffentlicher Sammlungen der zur Errichtung eines Monumentes erforderliche Betrag aufgebracht wurde. Es wurde ein Concurs ausgeschrieben, dessen Ergebniß rücksichtlich des künstlerischen Werthes der eingelangten Modelle ein mittelmäßiges war, doch kann es anderseits ein glänzendes genannt werden, weil bei diesem Anlasse ein bis dahin ungekannter, niemals erwähnter fertiger Künstler so zu sagen der Nation in den Schoß fiel. Der erste Preis wurde Adolf Hußár zuerkannt, der damals schon 6 Jahre in den Ateliers von Fernkorn und Gasser in Wien gearbeitet hatte. Der Künstler wurde auch mit der Ausführung des Monumentes betraut, und als das EötvösDenkmal fertig war, zeigte es sich, daß Hußár nicht nur ein fertiger Künstler sei, der sein Modell nach den Regeln der Schule entworfen, sondern ein Künstler ersten Ranges, der die Fähigkeit und die Vorbildung besaß, auch an größere, schwierigere Aufgaben sich heranzuwagen.

Das Erscheinen dieses Künstlers bildet einen hervorragenden Wendepunkt in der Geschichte der neueren ungarischen Kunst; das Niveau der ungarischen Sculptur stieg mit einemmale

sehr beträchtlich; das Vertrauen in unser künstlerisches Können befestigte sich.

Noch war das Modell des Eötvösmonumentes nicht ganz vollendet, somit der erste Erfolg des Künstlers noch nicht besiegelt, als die Bestellungen einander folgten. Die Ausführung der infolge des Ablebens Izsós unvollendet gebliebenen Petőfi- und Dugonics-Denkmäler wurde ihm übertragen. Beide Monumente sind in ganz neuer Gestalt unter seinem Modellirstabe hervorgegangen. Das Dugonics-Monument steht bereits in Szegedin, die Enthüllung des Petőfi-Monumentes ist am 15. Oktobee 1882 zu Budapest erfolgt.

Das letztgenannte Werk entspricht den großen Erwartungen nicht, welche darangeknüpft wurden. Es ist sehr zu bezweifeln, daß an der unruhig bewegten Composition, der überangestrengten Haltung der zehn Fuß hohen Gestalt und an den schwerfälligen, mangelhaft ausgebildeten Formen des Körpers und Gewandes, selbst die hingebendste Begeisterung für den Dichter Gefallen finden könne.

Hußár wurde auch mit der Ausführung des Monumentes einer legendarischen Gestalt des ungarischen Freiheitskampfes, des Generals Bem beauftragt. Das Monument steht in Erz gegossen auf dem Markte zu M. Vasarhely in Siebenbürgen. Bei der Preisausschreibung auf ein Monument für die in Arad hingerichteten 13 ungarischen Generale des Freiheitskampfes oder wie man sie zu nennen pflegt, der 13 ungarischen Märtyrer, ließ Adolf Hußár mit seinem Concurrenzwerke seine Mitbewerber weit hinter sich. Das Modell, welchem der erste Preis zu theil wurde: eine Kolossalfigur der „Hungaria" mit vier allegorischen Figuren auf dem Sockel harrt der Ausführung.

Hußár ist mit zwei Modellen, einer sitzenden und einer stehenden Figur, auf der Concrurenz für das Deakmonument erschienen, an welcher, gegen im vorhinein ausgelobte besondere

und sehr beträchtliche Honorare, auch zwei ausländische Künstler sich betheiligten; auch unter den Juroren hatten Ausländer Platz genommen, und die Jury erkannte einstimmig den beiden Modellen Adolf Hußár's den ersten Preis zu.

Zur Ausführung wurde die sitzende Figur gewählt.

Ungarns großer Staatsmann, einer der Schöpfer des Ausgleichswerkes zwischen Oesterreich und Ungarn, sitzt in einem Lehnsessel. Gleichwie ihn in seinem ganzen Leben ruhige Besonnenheit und die Vorliebe für Bequemlichkeit charakterisirten, so bilden auch hier ungestörte Ruhe und Bequemlichkeit die charakteristischen Grundzüge seiner Erscheinung. Eine glückliche Vereinigung dieser beiden Hauptmomente giebt der Statue den Grundcharakter.

Ein in Originalgröße angefertigtes Probemodell ist im verflossenen Jahre auf dem Franz Josefsquai in Budapest, an der Stelle, wo einst das Monument selbst zu stehen kommen wird, aufgestellt worden. In der Nähe steht das Eötvösmonument, das erste Werk des Künstlers, und es war somit Gelegenheit gegeben, die beiden miteinander zu vergleichen. Das Resultat des Vergleiches ist, daß, während der Künstler bei dem Eötvösmonument einen harten, nicht ganz erfolgreichen Kampf mit zwei widerstrebenden Anforderungen zu bestehen hatte, er bei dem Deakmonument einen vollständigen Sieg errang. Die Gestalt des Eötvösmonumentes zeigt uns einen mit dem einen Fuße hervortretenden Parlamentsredner mit diskreter Geberde; aber schon diese geringfügige Bewegung stört die einer Kolossalstatue zukommende Ruhe, welche Ruhe dem Petöfi-Monumente leider völlig abgeht. Das Antlitz, ohne besondere Charakteristik und individuelle Aehnlichkeit zu zeigen, entbehrt der einfachen Linien einer Kolossalstatue und es fehlt demnach der Ausdruck des Gemüthszustandes, was sich übrigens aus den leicht beweglichen Zügen Eötvö's einigermaßen erklärt. An der Statue Petöfi's finden wir eine entfernte Aehnlichkeit, mit dem Dichte

aber zum Nachtheile dessen, was an einer Kolossalstatue künstlerisch schön genannt werden kann. Das in den Hauptlinien stark entwickelte Antlitz Franz Deak's bietet dem Bildhauer große Vortheile, und Adolf Hußár hat diese Vortheile mit der ganzen Kraft seines künstlerischen Könnens ausgenützt. Er hat ein zum Sprechen ähnliches, individuell charakteristisches und zugleich wahrhaft kolossales Antlitz gebildet. Blicken wir auf diese kräftigen Bogen der Augenbrauen und auf die stolze mächtige Stirne, so erinnern wir uns unwillkürlich der homerischen Verse über Zeus. In dem Antlitz liegt der größte künstlerische Werth des Deakmonumentes.

An den vier Seiten des Postamentes sind auf den Stufen allegorische Figuren postirt.

Neben Hußár giebt es in neuerer Zeit vier junge Talente, welche die ungarische Bildhauerkunst repräsentiren: Georg Kis, Béla Száß, Alois Strobel und Teryánßky. Alle vier stehen am Beginn ihrer Laufbahn; keiner von ihnen hat eine Vergangenheit. Sie Alle haben mit Hußár Theil genommen an der Anfertigung der am neuen Opernhause mit wenig Glück placirten, berühmte Musiker darstellenden, Portrait-Statuen. Sollte man die vier jungen Künstler klassificiren, so müßte Georg Kis jedenfalls an die erste Stelle kommen. Schon als Schüler der Münchener Akademie, trat Kis mit einer Gruppe hervor, betitelt: „Der barmherzige Samaritaner hilft dem Verwundeten auf den Esel.“ Wir erkennen in Kis auf den ersten Blick den praesumtiven Nebenbuhler Adolf Hußár's. An der Concurrenz zu einer Statue zur Krönung des Deákmausoleums haben sich unter Andern auch Adolf Hußár und Georg Kis betheiligt, und der jüngere Künstler hat mit seiner Victoriastatue den ersten Preis über Adolf Hußár davongetragen. Die Statue ist bereits fertig, sie ist in Budapest in Erz gegossen worden: der erste Erzguß in Ungarn. Die Idee des ersten ungarischen Bildhauers hat sich verwirklicht.

IV.

Aus dem vergangenen Jahrhundert können wir nur einen einzigen namhaften ungarischen Maler anführen, es ist Johann Kupeczky (1667 — 1740). Den größten Theil seines Lebens hat er im Auslande zugebracht, als Portraitmaler von großem Rufe. Mehrere deutsche Fürsten, sowohl der Wiener und Petersburger, als auch der englische und dänische Hof trachteten, ihn zu gewinnen, allein der Künstler wies die glänzendsten Anerbietungen zurück. Sein größtes Werk, und wohl eines der allerbesten, „David mit dem Kopfe Goliath's" befindet sich in der Berliner Galerie.

Die ungarische Malerei dieses Jahrhunderts hat nur drei Verstorbene: Karl Markò senior, dessen italienische Landschaften einst sehr gesucht und wohl auch heute noch bekannt sind, dann Karl Brocky und Soma Orlay. Einer der ersten Bahnbrecher auf diesem Kunstgebiet, der alte Nicolaus Barabás, führt heute noch den Pinsel ebenso rüstig wie vor 50 Jahren. Er hat vorwiegend das Portrait cultivirt und zwar mit bestem Erfolge.

Die jüngste und kräftigste Erscheinung der ungarischen Culturbestrebungen ist zweifelsohne die Malerkunst; in ihr sehen wir gleichsam das geistige Leben Ungarns verjüngt und es beschleicht uns die Ahnung, als wäre der ungarische Genius berufen, auf diesem Gebiete Großes zu schaffen. Die Anzahl und die künstlerische Bedeutung der ungarischen Maler stehen in einem auffallend unrichtigen Verhältnisse zur Jugend der ungarischen Malerkunst, aber auch nicht im richtigen Verhältnisse zu dem Umstande, daß es eine ungarische Malerkunst noch nicht giebt, ja daß wir auch die ersten Ansätze zu einer solchen vermissen. Es scheint uns, als wäre dies ein Mangel an Abgeklärtheit, was in den Augen Einzelner vielleicht als Nachtheil erscheinen mag, sich aber aus den Verhältnissen sehr

gut erklärt. Alexander Wagner ist Professor an der Münchener Akademie, Julius Benczur wird in diesem Jahre aufhören, es zu sein, Lietzen-Mayer ist Direktor der Stuttgarter Akademie; man kann doch nicht verlangen, daß sie in Deutschland die Grundlagen einer ungarischen Malerschule schaffen sollen. Ebensowenig konnte Michael Zichy in Petersburg und Michael Munkácsy in Paris dies thun.

Es giebt einen gemeinsamen Zug, den die ungarische Malerei charakterisirt: dies ist der leidenschaftliche Schaffensdrang, der eine unumgängliche Vorbedingung für die Hervorbringung jedes wahrhaften Kunstwerkes ist. Hand in Hand mit diesem Schaffensdrang geht ein fast auf der ganzen Linie sich zeigender Reichthum an Ideen. Die allgemein verbreitete Klage über das Mißverhältniß zwischen äußerlicher Virtuosität und ideeller Inhaltlosigkeit findet auf ungarische Maler keine Anwendung. Das innere Bedürfniß nach künstlerischem Schaffen tritt überall hervor, und bis jetzt hat sich bei keinem die nur auf technische Virtuosität abzielende Arbeit geltend gemacht.

* *
*

Es giebt in Ungarn nur eine einzige private Bildergalerie; es ist die vom Kardinal Fürstprimas Simor mit fürstlicher Munifizenz gegründete, gut geordnete, mit einem Catalog versehene Graner Gallerie. Die Bruckenthalsche Sammlung in Hermannstadt ist Eigenthum der Siebenbürger Sachsen. In Budapest giebt es zwei öffentliche, Staatseigenthum bildende Bildergalerien. Die sogenannte Landesbildergalerie enthält eine Sammlung von Werken alter Meister. Die Galerie besteht aus der durch den Staat angekauften Eßterházygalerie, ferner aus dem Vermächtniß des Erlauer Erzbischofs Pyrker und endlich aus der von dem Neusohler Bischof Arnold Ipolyi gespendeten Sammlung. Die Bilder-

galerie des National-Museums ist eine Sammlung von Werken moderner Künstler. Wir finden hier auch Copien, die uns belehren, daß die ungarische Regierung Fresken des Raphael Sanzio in Oelmalerei copiren läßt; es kostet uns eine nicht geringe Selbstüberwindung, dies dem Auslande zu verrathen. Den meisten Raum nehmen die Gemälde ein, deren Motiv aus der ungarischen Geschichte geschöpft ist, was auf ein Uebergewicht der Neigung zur Historienmalerei hinzudeuten scheint. Mit Ausnahme der farbenreichen prächtigen Gemälde Benczur's, sind alle diese historischen Gemälde durch einen Mangel an künstlerischer Unmittelbarkeit charakterisirt.

Es sind die Werke von Moritz Than, Bartholomäus Székely und Victor Madaráß. Doch auf Grund der langen Serie von historischen Gemälden läßt sich nicht behaupten, daß diese drei Künstler die historische Malerschule repräsentiren oder wenn doch, so ist es die Bühnen-Historienmalerei, welche, zum größten Glücke, niemals Jünger hatte.

Wenn wir den Katalog dieser Galerie mit dem Namensverzeichniß der ungarischen Maler vergleichen, so finden wir eine sehr wesentliche Verschiedenheit zwischen Beiden. Jene Künstler, welche dauernden Aufenthalt im Auslande genommen und sich dort Namen und Stellung erworben, sind in der Galerie kaum vertreten oder höchstens mit solchen Gemälden, die sie noch als Anfänger gemalt hatten. Michal Zichy, Michael Munkácsy, Alexander Wagner, Alexander Lietzen-Mayer, Julius Benczur, Géza Mészöly, durchwegs im Auslande wohlbekannte Namen, welche den ungarischen Künstlerruhm zu hohem Glanze gebracht, sind in unserer nationalen Bildergalerie nicht genügend repräsentirt. Wir meinen, daß dieser äußere Umstand der glänzendste Beweis ist für die Vitalität der ungarischen Malerei.

Obige sechs Namen repräsentiren ein solches künstlerisches

Kapital, mit welchem selbst größere und gebildetere Nationen zufrieden sein können, als es die ungarische ist.

* * *

Der ungarische Schriftsteller sieht sich in einer eigenthümlichen Lage, wenn er daran geht, einem ausländischen Publikum über die bildende Kunst seines Vaterlandes und zugleich über die im Auslande lebenden ungarischen Künstler zu berichten, jenem Publikum, das diese im Auslande lebenden Künstler schon weit früher erkannt und gewürdigt hat.

Zichy, der Schüler Waldmüllers, der einst den Malerstolz von Wien bildete, Zichy mit seiner ganzen Individualität, mit seinen geistvollen Compositionen, mit seiner unerschöpflichen Phantasie, ist in Petersburg und Paris in viel weiteren Kreisen besser bekannt, als in Ungarn. Er war der Erste, der mit seiner Kunst dem ungarischen Namen im Auslande Anerkennung erwarb. Wenn Zichy und seine Mitstreber im Vaterlande, Jeder für sich, eine ganze Galerie gemalt hätten, so würden sie nicht so viel erreicht, würden sie das Interesse für die Kunst nicht so erweckt haben, als wie sie es durch ihre Erfolge im Auslande thaten. Im Auslande ahnt man es nicht und es ist auch schwer zu schildern, von welch elektrisirender Wirkung, von welcher Erschütterung die Nation ergriffen wird, so oft sie Kunde erhält von den künstlerischen Erfolgen eines ihrer Söhne. Die Wiener und später die Pariser wollten die Begeisterung in's Lächerliche ziehen, mit welcher Munkácsy in Budapest und im ganzen Lande empfangen und gefeiert wurde. Damit haben sie bewiesen, daß sie uns Ungarn nicht verstehen. Es war dies der Ausbruch einer Jahre hindurch unterdrückten, bisher nicht manifestirten Begeisterung. Munkácsy's Person und der große Erfolg seines Gemäldes „Christus vor Pilatus“ waren nur der Anlaß; die überschwänglichen Ovationen galten nicht ihm allein, sondern

mit ihm all Jenen, die im Auslande den ungarischen Namen berühmt gemacht hatten. Die Nation beeilte sich endlich, einen großen Theil ihrer Schuld an Dankbarkeit und Anerkennung abzutragen.

In der Galerie des Nationalmuseums finden sich eine „Kreuzabnahme“ und ein anderes kleineres Bild aus der frühen Jugend Michael Zichy's; außerdem hat er vor 5 Jahren im Auftrage der ungarischen Regierung „Die Königin Elisabeth an der Bahre Deak's“ gemalt. Letzteres Gemälde zeigt außer der wunderbar vollkommenen Zeichnung noch andere hervorragende Eigenthümlichkeiten. Auf Grund dieses Gemäldes allein und der zur neuesten Petöfi-Ausgabe und zu den Sagen des Grafen Géza Zichy (des einhändigen Klavierkünstlers und trefflichen Poeten) gelieferten Illustrationen des Künstlers sind wir nicht in der Lage, Zichy vor dem Auslande zu würdigen. Er weilt nunmehr seit mehr als einem Jahre in Tiflis, um Studien zur Illustration der Gedichte Lermontoff's zu sammeln. Es läßt sich denken, daß dort in der Tiefe des Uralgebirges etwas Ungewöhnliches im Werden ist, was nur dazu beitragen kann, die Stellung Zichy's unter den allerersten Illustratoren zu befestigen.

Michael Munkácsy steht an der Spitze der ungarischen Künstler in der Fremde. Sein neuestes Gemälde „Christus vor Pilatus“ hat ihm diesen Platz angewiesen, zugleich aber ist er zu einer hervorragenden Gestalt der modernen Malerei überhaupt geworden. Die Wirkung, welche er mit dieser Schöpfung erzielt hat, ist völlig beispiellos in der Kunstgeschichte der neueren Zeit, und man kann sagen, daß es dem ausländischen Publikum erst seit dem neuesten Erfolge Munkácsy's motivirt erscheint, über ungarische Kunst zu sprechen. Es wäre ein eitler Versuch, die ersten Anfänge von Munkácsy's Kunst in der ungarischen Malerei zu suchen. Wir besitzen in der nationalen Galerie einige seiner Gemälde aus früherer Zeit,

allein diese stehen in gar keinem Entwicklungsnexus mit jener Kunst, die in seinem neuesten Gemälde sich manifestirt. Munkácsy war schon ein erwachsener junger Mann, als er die Tischlerwerkzeuge aus der Hand legte, um seinen Weg nach Deutschland zu nehmen. Es sind kaum 10 Jahre her, daß er in Düsseldorf sein erstes Werk „Die Armensünderzelle" schuf, das seinen Namen im Auslande bekannt machte. Aus dem Auslande drang sein Ruf auch in's Vaterland, denn bis dahin war er, außer einem engen Kreise von Freunden und Gönnern, in Ungarn nur wenig bekannt. Mit der „Armensünderzelle" hat nicht nur der Ruhm, sondern auch die Kunst Munkácsy's begonnen. „Der Held des Dorfes," im Pariser Salon vom Jahre 1875 ausgestellt, war noch kein Fortschritt. Im darauf folgenden Jahre erschien „Das Atelier" und bald darauf „Milton," und von da gelangte er mit einem wunderbaren Schritt zu dem Gemälde, in welchem er „Christus vor Pilatus" darstellte. Die Ueberraschung war allgemein, auch im Auslande. Wir Ungarn aber schienen aus einem Traume zu erwachen; es schien kaum glaublich, daß Ungarn in der Person eines seiner Söhne auf dem Gebiete der Malerei einen so glänzenden Lorbeer errungen. Ungarn wird in Zukunft selbst im schlimmsten Falle einen Platz in der Geschichte der Malerei einnehmen, in der verzeichnet sein wird, daß es das Vaterland jenes Künstlers ist, der das clair obscure dort aufgenommen hat, wo es Rembrandt gelassen.

Alexander Lietzen-Mayer, Alexander Wagner und Julius Benczur nehmen als academische Lehrer hervorragende Stellungen ein, welche ihnen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Malerei sichern. Es sind dies drei ungarische Künstler, welche bisher ganz dem Auslande angehörten. Es wäre der höchste Ehrgeiz Ungarns, alle im Auslande lebenden ungarischen Künstler wieder zu gewinnen. Von

den eben genannten drei Künstlern ist Julius Benczur derjenige, bei welchem diese Sehnsucht der Nation bald in Erfüllung gehen wird, da er dem Rufe an die Spitze der in Budapest demnächst zu errichtenden Meisterschule gefolgt ist.

Dieser „Catalogus artificum" wäre unvollständig, wenn wir vier Künstler unerwähnt ließen. Géza Mészöly ist der Meister der romantischen Plattensee-Gegend; er ist nicht der älteste, aber jedenfalls der vorzüglichste der ungarischen Landschafter.

Ludwig Ebner in Paris hat sein bestes Bild noch nicht gemalt, auch jenes nicht, welches seinen Namen allgemein bekannt machen würde; allein durch unermüdlichen Fleiß hat er es erreicht, daß er in der jüngeren Malergeneration hinsichtlich des Könnens an erster Stelle steht.

Ludwig Bruck, ebenfalls in Paris, malt gemüthvolle, heitere, schön colorirte Genrebilder; endlich Paul Böhm, der in München mit unermüdlicher Ausdauer seine „Räuberbilder" für die Kunsthändler malt.

* * *

Moritz Than, der unter den historischen Gemälden so auffallend stark vertreten ist, wurde zuerst damit betraut, eine Wand des großen Saales der städtischen Redoute in Budapest mit einem monumentalen Gemälde zu schmücken. Er schöpfte seinen Gegenstand aus der schönsten Epoche unserer Geschichte. Sein Gemälde zeigt uns den König Mathias als Sieger über den böhmischen Helden Holubár in einem Turnier. Unter den zahlreichen Werken des Künstlers hat dieses den meisten Werth.

Kurze Zeit nach diesem Versuche wurde der monumentalen historischen Malerei mit einem Schlage eine doppelte Gelegenheit geboten zur Schaffung von groß konzipirten Gemälden, nämlich in der Treppenhalle des Nationalmuseums und in der vom Architekten Nicolaus Ybl in romanischem Stile er-

bauten Kirche des 9. Bezirkes der Hauptstadt Budapest. Diese beiden Aufgaben wurden Karl Lotz und Moritz Than übertragen. Den Plafond des schönen Treppenhauses schmückt eine sinnreiche allegorische Composition, die geistige Thätigkeit des Menschen darstellend; die Friese der Seitenwände zeigen Darstellungen aus der Geschichte Ungarns; zwischen den Fenstern sind einzelne allegorische Figuren angebracht. In der genannten Kirche ist das Wandgemälde über einem Nebenaltare das Werk Moritz Than's: „König Stefan der Heilige spendet Almosen.“ Ein anderes Wandgemälde: „König Ladislaus, der Heilige, schlägt Wasser aus dem Felsen“ nennt Karl Lotz seinen Meister. Derselbe malte auf dem Friese der Seitenwände Bilder, sechs an Zahl, vier mit Szenen aus dem Leben des Heiligen Franz von Assisi, und zwei mit Motiven aus der Geschichte Ungarns: „Johann Capistran predigt in Ungarn den Kreuzzug gegen die Türken“, und „Johann Capistran ertheilt dem sterbenden Johann Hunyady die Communion.“

An dem einen wie an dem anderen Orte wird man unwillkürlich darauf angewiesen, die Werke der beiden zusammen wirkenden Künstler zu vergleichen. Der Vergleich fällt unbedingt zu Gunsten Lotz's aus. Die selbstständige, durchaus originelle Auffassung seines Gegenstandes, die freie, leichte und dabei doch charakteristische, von allem conventionellen Wesen freie Composition, die zarte und duftige Farbengebung, welche an Masolino erinnert, sichern ihm den Vorrang. Than hingegen ist mehr durch das Conventionelle gekennzeichnet, seine Farben sind lebhafter, aber auch, besonders in den Fleischtönen, roher. Karl Lotz hat durch diese Bilder den ersten Platz unter den in Ungarn wirkenden Malern erworben und diesen Platz kann ihm Niemand streitig machen.

Franz Szoldatics weilt ständig in Rom, arbeitet aber hauptsächlich für Ungarn; er ist berufen, in der monu-

mentalen Historienmalerei neben den obengenannten zwei Künstlern Stellung zu nehmen; in neuester Zeit hat er im Auftrage des Erzbischofs von Erlau die dortige Kathedrale mit Fresken geschmückt. Szoldatics ist ausschließlich religiöser Maler; seine Manier erinnert an Ittenbach, obgleich er hinsichtlich der technischen Vollkommenheit gegen Franz Ittenbachs ähnliche Gemälde weit zurücksteht.

Wenn wir noch erwähnen, daß in den fünfziger Jahren der Graf Stefan Károlyi in Fóth, unweit von Budapest, eine prächtige Kirche im Renaissancestil erbauen und deren Inneres durch den berühmten Wiener Maler Eugen Blaas mit Fresken schmücken ließ, welche sowohl der Kirche als dem Ruhme des Meisters würdig sind, so haben wir alles erschöpft, was die monumentale Malerei in Ungarn bis heute geschaffen hat.

Anton Ligeti, ein anderer Veteran unserer Malerei und der erste der Munkászy erkannte und ihn großherzig unterstützte, ist der einzige ungarische Landschafter von klassischer Richtung. Er hat besondere Vorliebe für religiöse oder historische Staffage und malt mit außerordentlich sorgfältiger Technik. Das hervorragendste seiner historischen Landschaftsbilder ist: „König Mathias kehrt von der Jagd in die Burg Hunyad zurück.“ Alexander Wagner hat in diesem Gemälde den Jagdzug gemalt, der bei einer Krümmung des Weges einbiegend seinen Weg nach Hunyad nimmt; durch diesen, aus lebendigen Gruppen gebildeten prächtigen Jagdzug wird der Werth dieses Gemäldes beträchtlich gehoben. In Hinsicht auf Composition gehört dieser Jagdzug zu dem besten Gemälde des Nationalmuseum’s.

Gustav Keleti kultivirt das Landschaftsbild; er hat einige recht gelungene Waldpartien gemalt und würde sicherlich mehr und Besseres geschaffen haben, wenn nicht zum Theil seine kunstliterarische Thätigkeit, zum Theil aber die Leitung der

Musterzeichenschule, der er mit großem Eifer obliegt, seine Zeit und seine Mühen in Anspruch nähmen. —

Georg Vastagh hat in der 1873er Wiener Weltausstellung mit einem Gemälde, welches eine walachische Bauernhochzeit darstellt, die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Doch hat Vastagh dieses Genre bald aufgegeben und sich der Porträtmalerei gewidmet, die jetzt seine Spezialität bildet. Er führt den Pinsel sicher, die Aehnlichkeit ist immer befriedigend, aber seine Farbengebung droht in das Süßliche auszuarten.

Béla Pállik hat gleichfalls einige Porträts gemalt, aber nur ausnahmsweise. Seine Kunst fühlt sich zur Thierwelt hingezogen, und es ist eine seltsame Fügung, daß dieser leidenschaftliche Verehrer der Thierwelt vielleicht die vollkommenste Technik unter allen ungarischen Künstlern besitzt; seine Thiere sind jederzeit wie zu einem Feste gerüstet, aber dennoch trefflich charakterisirt.

Johann Greguß ist ein künstlerisch angelegter Maler, der das ländliche Leben in kleinen, durch ihre Farben harmonisch prächtig wirkenden Bilder darstellt, leider sieht man von ihm nur selten etwas, denn er ist durch den Maler-Unterricht zu sehr in Anspruch genommen.

* * *

Als im Herbste des Jahres 1877 der neu erbaute prächtige Palast des Landesvereines für bildende Künste zu Budapest eröffnet ward, da drängte sich eine ganze Schaar junger Künstler zu der aus diesem Anlasse veranstalteten Ausstellung, eine Schaar von Künstlern, die es liebt, sich zum Unterschiede von den ältern Künstlern die junge Generation nennen zu lassen. Es gab in dieser Massenausstellung viele primitive Versuche, doch begegnete sie einer wohlwollenden aneifernden Aufnahme. Zu dieser jüngern Künstlerschaar zählen die Genremaler Julius Aggházy, Johann Valentiny,

Paul Vágó, Eugen Gyárfás, Emerich Greguß, Otto Baditz, Johann Temple; die Landschafter Arpad Feszty, Arthur Tölgyesi, Béla Spányi, Ladislaus Mednyanszky. Proben der Historienmalerei haben Franz Paczka und Franz Innozent versucht. Nach einem kurzen Stillstand zeigte die jüngere Malergeneration im Jahre 1881 wieder eine regere Thätigkeit. Die im letztgenannten Jahre veranstalteten Gemäldeausstellungen des Künstlerhauses ergaben eine Bruttoeinnahme von 12 000 Gulden. Diese Thatsache spricht auch dafür, daß das künstlerische Resultat gestiegen und in der That sind sorgfältiger studirte Bilder an die Stelle von tollkühnen, auf die Leinwand geworfenen Skizzen getreten. Von vier Preisen sind zwei an Eugen Gyárfás und Julius Agghàzy, Mitglieder der jüngeren Malergeneration zuerkannt worden.

Die erfreulichen Anzeichen der Entwicklung und Konsolidirung sind unverkennbar und wir haben gegründete Aussicht, daß die ungarische Malerei in der jüngern Künstlergeneration unterstützt von der, unter der gegenwärtigen taktvollen Leitung aufblühenden Gesellschaft für bildende Künste, ihre schönsten Triumphe feiern wird.

Wir reden von der Gesellschaft, denn es muß bemerkt werden, daß in Ungarn das Publikum durch Vermittlung der Gesellschaft mitarbeitet an der Entwicklung der bildenden Künste und es wird noch eine geraume Zeit verstreichen — seien wir aufrichtig — bis die Kunst den organischen festeren Zusammenhang mit dem allgemeinen Geschmack findet, und bis die Kunst als Ausdruck des nationalen Kunstsinnes betrachtet werden wird; denn nur dann, wenn sich dieser Kunstsinn geäußert hat, wird die Möglichkeit eintreten, von einer eigentlichen ungarischen Malerei und Kunst überhaupt zu sprechen, und nicht von der Kunst in Ungarn.

Wie die Kunst und Künstler geschaffen wurden, so wird auch der Kunstsinn in dem allgemeinen Geschmack Wurzel fassen.

Das ungarische Theater.

Von Dr. A. S. Ötvös.

I.

Der Kampf ums Dasein, den die ungarische Nation noch bis heute kämpft, spiegelt sich in der Geschichte ihrer Kunst ganz besonders wieder. Unter noch weit ungünstigeren Verhältnissen, als die deutsche, entstand die magyarische Literatur und doch gingen von der letzteren sämmtliche Anregungen zur nationalen Wiedergeburt und zur allseitigen Entfaltung der Talente aus. Zu einer Zeit, da in Deutschland bereits Lessing seine reifsten Werke der Unsterblichkeit überliefert hatte und Goethe's Genie seine ersten Strahlen warf, begnügten sich die ungarischen Literaten mit Nachahmungen, Uebersetzungen und poetischen Versuchen, welche Stadien Deutschland schon ein Jahrhundert früher hinter sich gelassen hatte. Das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts bedeutete für Ungarn das erste geistige Erwachen aus einem langen dumpfen Schlafe. Die Stufenfolge des geistigen Schaffens war ziemlich klar: es mußte zunächst eine Schriftsprache geschaffen, das Medium zur er-

höhten Gedankenmittheilung herausgebildet werden. Die ungarische Sprache, welche schon einmal eine kurze Blüthezeit gehabt hatte, war durch den Kriegslärm verscheucht worden. Die Sprache der Gelehrten und Gebildeten war das Latein, dessen Allgewalt noch tief bis in unser Jahrhundert hineinreichte.

Die nationale Sprache entstand in der theresianischen Zeit siegreich aus ihren Trümmern, mit ihr im Gefolge kam die Poesie, der sich die Schauspielkunst, dann die Musik anschlossen. Nach den politischen, literarischen und theatralischen Triumphen zogen — last not least — auch die bildenden Künste in Ungarn ein. Das Aufblühen der Architektur, Malerei und Bildhauerkunst in Ungarn ist erst das Resultat der jüngsten parlamentarischen Epoche, welche durch Sprache und Schrift so lange Zeit vorbereitet gewesen war.

1772 wurde das erste ungarische Lustspiel: „Der Philosoph" geschrieben, eine Arbeit im Genre von Destouche, mit viel Dialog und wenig Handlung. Und doch war es das erste nationale Lustspiel aus dem Grunde, weil die erste autochthone Figur der ungarische Landedelmann, der Typus des conservativen Volksgeistes, darin auftrat, und seitdem in allen möglichen Variationen wiederkehrte. Die Erleuchteten der Nation, die Literaten an der Spitze, hatten gegen nichts so sehr, als gegen das allen Fortschritt abwehrende Phlegma des erbgesessenen Landjunkerthums anzukämpfen, welches den Kern des magyarischen Stammes bildete. Noch heute wird in Wort und Schrift gegen die Reste indolenten Asiatenthums in der grundbesitzenden Mittelklasse, angekämpft.

Das ungarische Drama, wenn anders die Nachahmungen und Umarbeitungen der ersten Periode so zu nennen sind, war weit früher zur Welt gekommen, als die ungarische Bühne. Wir sehen von älteren Denkmälern ungarischer Bühnenkunst ab, da die Continuität länger als ein Jahrhundert unter-

brochen wurde.* Genug dem, das moderne ungarische Schauspielwesen ging ganz und gar neu aus den frisch erwachten nationalen Impulsen zu Ende des vorigen Jahrhunderts hervor, und lehnte sich zunächst an das selbst in Ungarn weit ältere deutsche Schauspielwesen an.

Die Geschichte des deutschen Theaters in Ungarn ist eine äußerst interessante. Wir verweisen diesbezüglich u. A. auf die Arbeiten des verdienten Literarhistorikers Karl Maria Kertbeny, („Ungarische Revue", Jahrgang 1881. Budapest, Verlag der Franklingesellschaft). Für unsern Zweck genügt die Erwähnung, daß von Oesterreich aus sich deutsches Schauspielwesen frühzeitig nach Ungarn verpflanzt und namentlich von den Städten Besitz ergriffen hatte. Die Metropole deutschen Bühnenwesens war längst Pest-Ofen, als es weder eine ungarische Literatur, noch eine ungarische Bühne gab. In Pest, wie in Ofen gab es große, ständige deutsche Theater, die mit bedeutenden Mitteln arbeiteten und in Allem dem Wiener Vorbilde huldigten. Die Schauspielkunst war in Ungarn längst heimisch, ehe es noch eine nationale Bühne gab. Und welch riesiges Kunsttalent in dem pannonischen Boden steckt, davon legen noch heute Namen, wie Adolf Sonnenthal, Siegwart Friedmann, Emerich Robert, Ludwig Barnay, Karl Bukovics, Lila Bulyowsky, Katharina Frank, Marie Barkány und viele Andere, selbst Angesichts der großen deutschen Nation ein ehrenvolles Zeugniß ab.

Die Herrschaft der deutschen Kunst erleichterte einestheils, erschwerte andererseits doppelt das Entstehen des nationalen Bühnenwesens. Einerseits nämlich fanden die ungarischen Talente sofort fertige Meister und Vorbilder ihres Strebens vor, andererseits dagegen traten die deutschen Bühnen der aufkeimenden nationalen Kunst mit allen Mitteln entgegen.

* Vergl. Emerich Vahot im 1853er Jahrgang der „Magyar Thália."

Die erste Periode der ungarischen Bühnen ist eine Zeit fortwährenden Kampfes um ein Obdach, eine Wanderzeit, ein Ringen um Geltung gegenüber der weit älteren und kräftigeren deutschen Kunst. Diese Periode, in welcher sich die nationale Kunst trotz aller Schwierigkeiten und Unbilden immer mehr stärkte, dauerte bis **1821**, in welchem Jahre Siebenbürgens Hauptstadt, Klausenburg, das erste ständige ungarische Theatergebäude, einen prachtvollen Musentempel, eröffnete.

So langsam gingen damals die Angelegenheiten der Kunst vorwärts, daß es sechsundzwanzig Jahre bis zum Ausbau des Klausenburger Theaters gebraucht hatte, und wieder sechszehn Jahre vergingen, bis die ungarische Landeshauptstadt ihr jetziges „Nationaltheater“ eröffnen konnte.

Die erste ungarische Schauspielgesellschaft, unter Leitung des Grafen Ráday, debütirte am 25. October 1790 im Ofner, und bald darauf im Pester deutschen Theater in einem übersetzten Stücke unter unbeschreiblichem Enthusiasmus des zahlreich anwesenden, patriotischen Publikums.

Von 1790 bis 1821 ist die Geschichte der ungarischen Bühne, auf deren intimere Details wir nicht eingehen wollen, ein mit vielen bitteren Erfahrungen getränkter Roman aus dem Comödiantenleben, dem ähnliche Kreuz- und Querzüge, Leiden und Freuden ja auch den Deutschen nicht unbekannt sind. Zu bewundern ist der unvergängliche Fond von Enthusiasmus, der in den ungarischen Kunstjüngern steckte. Sie fanden sich von einem doppelten Gefühl getragen, nämlich neben dem Eifer für ihre Kunst auch von der Ueberzeugung, die wichtigsten Förderer der heiligen nationalen Sache zu sein. Trotz aller Wechselfälle und Entbehrungen, machten die sich allmählig mehrenden ungarischen Schauspieltruppen immer größere Eroberungen und Klausenburg, Miskolcz, Kaschau, Debrecin, Großwardein, Szegedin, Pest, Stuhlweißenburg, Preßburg, mit einem Worte, ganz Oberungarn und ein Theil des Alföld

huldigte bald dem Scepter der ungarischen Thalia, für welche auch die gesammte Literatenwelt einzutreten als ihre heiligste Pflicht erachtete.

Vom Jahre 1821, von der Eröffnung des ersten ständigen ungarischen Theaters, des Prachtgebäudes in Klausenburg an, haben wir die erste Blüthezeit des ungarischen Theaters zu verzeichnen. Es gab damals schon hochbegabte Schauspieler, ein großes Publikum in allen Gauen des Landes und auch den Beginn einer dramatischen Originalliteratur.

Der Schöpfer des ungarischen Dramas, Karl Kisfaludy hatte nach langen Irrfahrten und mißlungenen Versuchen endlich sein eigentliches Terrain gefunden. Die nationale Geschichte und die nationale Gesellschaft fanden in ihm ihren dramatischen Herold. Kisfaludy schuf mit großer Leichtigkeit und seine Tragödien und Lustspiele sind auch heute noch für die ungarische Bühne nicht veraltet. Sein Trauerspiel „Irene", aus der Zeit des Falles von Konstantinopel, dürfte sogar auf auswärtigen Bühnen sich behaupten können. Karl Kisfaludy war das erste große dramatische Talent Ungarns und als er starb, fand er in dem jungen Szigligeti einem Autor von unerschöpflicher Fruchtbarkeit und Versatilität, einen würdigen Nachfolger in der stets frischen Versorgung der Nationalbühne mit Stücken aus der Geschichte und Gegenwart des ungarischen Volkes.

Die Klausenburger Epoche des ungarischen Theaters fiel nicht nur mit der ersten Blüthe des ungarischen Drama's zusammen, nicht nur wurde um diese Zeit das heute noch beste ungarische Trauerspiel: „Bancbanus" von Josef Katona (vergl. Grillparzers: „Der treue Diener seines Herrn") geschaffen, sondern auch der ungarische mimische Stil wurde damals creirt und wir begegnen hier schon den Namen, welche später den Glanz des Pester Nationaltheaters ausmachten.

Klausenburg war auch die Wiege der ungarischen

Oper, um 1824. Die Gastspiele der Klausenburger Gesellschaft in allen Theilen Ungarns machten mächtige Eroberungen für die nationale Sache und daran hatte die Oper nicht geringen Antheil.

Die erste schöne Blüthezeit der ungarischen Kunst von 1820—40 ist mit allen ihren Abenteuern, rührenden und erhebenden Kämpfen in dem zweibändigen Tagebuch der ersten bedeutenden ungarischen Sängerin Rosa Déri (Rosalia Schönbach) mit wundervoller Naivetät erzählt. Ihre Memoiren gehören bei aller ihrer schmucklosen Einfachheit zu dem Besten der Theaterliteratur. Rosalia Schönbach war ein gottbegnadetes Talent, das auch von der deutschen Kritik Pest's mit Enthusiasmus gefeiert und der Malibran gleichgestellt wurde. Das ungarische Nationalgefühl war in ihr so mächtig, daß sie die Schöpferin und die erste Säule des ungarischen Operngesanges wurde und ihrer Begeisterung noch als 81jährige Greisin treu blieb.

Die erste Glanzzeit der ungarischen Bühne beginnt aber erst seit Eröffnung des Pester Nationaltheaters 1837. Jahre lang vorher hatte die Agitation diesem Ziele zugestrebt. Es war auch nur eine Frucht großer Kämpfe. Das deutsche Theater, ein Ableger des wienerischen, stand in großer Blüthe und konnte sich in künstlerischer Beziehung mit jedem großen deutschen Stadttheater messen. Es war nicht leicht, in Pest einen ungarischen Kunsttempel zu errichten und ihm ständigen Zuzug zu sichern. Das noch heute aufrecht stehende, Oper und Drama in sich vereinigende Pester Nationaltheater wurde mit einem Kostenaufwande von über 300 000 fl. gebaut und am 22. August 1837, unter enormem Zudrang des Publikums mit einer Allegorie: „Arpáds Erwachen" eröffnet. Damals gab es bereits vierzehn magyarische Schauspieltruppen in Ungarn. Aber der Alles verdunkelnde Glanzpunkt der ungarischen Kunst wurde nun Budapest. Sekretär und Seele des National=

theaters war der bereits erwähnte Szigligeti, der in Vers und Prosa, Dichtungen und theoretischen Werken bis zu seinem vor fünf Jahren erfolgten Tode den Mittelpunkt des ungarischen Bühnenwesens bildete. In Pest fand sich Alles zusammen, was dramatisches, gesangliches und literarisches Talent hatte und die Epoche von 1840—60 können wir wohl die Glanzzeit des ungarischen Theaters nennen.

In der Oper that sich außer der merkwürdigen Sängerin Déri noch Frau Schodel hervor, welche auch außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes bekannt wurde. Auch später mangelte es dem Nationaltheater nicht an berühmten Sängernamen, wie: die Hollósy, Csillag, Acs, Voggenhuber, Balàzs-Bognàr, Benza und die Herren Steger, Füredi, Bignio, Benza, Petz, Ellinger, Perotti. Das Nationaltheater öffnete seine Räume auch willig allen ausländischen Größen des Gesanges. In Franz Erkel, Compositeur des „Ladislaus Hunyadi," fand das Nationaltheater den ersten bedeutenden ungarischen dramatischen Tondichter.

In diese Periode fallen auch die größten ungarischen Schauspieler. Skizziren wir flüchtig einige der Hauptgestalten der ungarischen Mimenkunst, wie Szigligeti uns dieselben in seinen vortrefflichen „Biographien" aufbewahrt hat! Als erste und bahnbrechende Kraft ist, wie bei der Oper, auch hier eine Frau zu nennen. Frau Kántor (geb. Engelhardt, 1798—1853) war die erste geniale Schauspielerin, die Heroine der ungarischen Bühne. Sie war ganz und gar Künstlerin, die keine weitere Lebensaufgabe kannte. Selbst ihr Kind gab sie einer Freundin zur Pflege, welche dann die wahre Mutter desselben wurde. Frau Kántor war so sehr mit ihrer Mission verwachsen, daß sie, wenn sie auf der Bühne stand, für nichts Anderes Auge und Ohr und Seele hatte, als für ihre Rolle. Jede kleinste Störung selbst von Seiten des intimsten Freundes konnte ihren jahrelangen Groll hervorrufen. Szigligeti schildert

sie folgendermaßen: Eine hohe Gestalt, große melodische und metallische Stimme, bewegliches Denken, ein jede Leidenschaft getreu und leicht wiederspiegelndes Auge und Mienenspiel, ein Blick, der magisch anziehen oder tödtlich treffen konnte, eine echt innerliche, packende, brausende, donnernde Leidenschaft, schroffe, unbeugsame Energie und doch dabei so viel würdevolle Ruhe — das ist in kurzen Zügen die künstlerische Physiognomie der ersten ungarischen Heroine. Ein leichter Schatten des Tadels liegt nach der Seite hin, daß Frau Kántor manchmal auf zu hohem Kothurn ging, doch bewies sie ihre Fähigkeit natürlichster Conversation auch in einzelnen Lustspielrollen. Für ihren Stolz ist es bezeichnend, daß sie wegen einiger Differenzen ein Engagement am soeben zu eröffnenden Pester Nationaltheater ausschlug und Zeit ihres Lebens auch keines dahin annahm. Sie verbrachte noch etwa ein Jahrzehnt mit Gastspielen in der Provinz und als sie ihre künstlerische Kraft schwinden fühlte, nahm sie unter immensen Ovationen des Publikums von der Bühne Abschied. Das Haus des Grafen Lázár nahm sie gastlich auf und wieder nur ihr Stolz war daran Schuld, wenn auf ihre letzten Tage düstere Schatten der Entbehrung fielen. Nahm sie ja doch selbst von ihrer wohlhabenden Tochter keine Unterstützung an. Die erste ungarische „Lady Macbeth" und „Elisabeth" war selbst ein tragischer Charakter. Ihr Fach wurde am Pester Nationaltheater durch ein Mädchen besetzt, welches sich später einem der genialsten Dichter vermählen sollte, Rosa Laborfalvi, heutige Frau Moritz Jókai.

In Martin Lendvay (1807—58) lernen wir den ungarischen Emil Devrient kennen. Gestalt, Charakter und Rollenkreis waren ähnlich, nur daß es Emil Devrient beschieden war, inmitten eines großen Volkes den Ruhmesbecher bis auf die Neige zu leeren, während Lendvay früh von einer tückischen innern Krankheit befallen wurde, und im trotzigen Kampfe ihr

zum Opfer fiel. Nach der Reconvaleszenz in der anstrengenden Rolle des „Karl Moor" auftretend, konnte er dieselbe nicht mehr zu Ende spielen. Es war sein letztes Auftreten auf der Erdenbühne.

In Lendvay vermählten sich Talent und Bildung. Er las alles Ungarische und vieles Deutsche. Er war oft aufmerksamer Gast des Pester deutschen Theaters. Er bereiste Deutschland zu seiner höhern Ausbildung und wurde in Berlin der Freund Seydelmanns. Dieser charakterisirte ihm die deutschen Schauspieler mit treffenden ironischen Bemerkungen und empfahl ihm Lessing und Tieck zum theoretischen Studium, fügte aber hinzu, auf Kopf und Herz deutend:

Hier und da muß es sein; sonst taugt alles Uebrige nichts.

Der genialste, vielseitigste, meistbeweinte Künstler Ungarns war unstreitig Gabriel Egressy (1808—66), dessen Name noch heute erklingt, wenn man das Musterbild eines ungarischen Schauspielers anführen will. Der große Charakterdarsteller des „Hamlet", „Lear", „Brankovicz", „Bolingbroke" war ein ganzer Mann, genial in seiner Kunst, aber auch ein Held des Schwertes, der Feder, des Wortes. Er betheiligte sich am Freiheitskampfe und verbrachte vier Jahre im Exil. Deutsch erlernte er durch das Copieren der Lessing'schen Dramaturgie, er besuchte Paris, um das Théâtre français und das Spiel der Rachel zu studiren. Es war einer der hervorragendsten Lehrer der 1865 in Pest eröffneten Schauspielschule. Er war Kritikus und Autor des werthvollen „Buches der Schauspielkunst". Er war groß, nicht nur als Schauspieler, sondern auch als Geist und Character. Die größten Männer der Nation rühmten sich seiner Freundschaft, die Dichter besangen ihn, das Publikum trug ihn auf Händen. Es war ein Trauertag, als Egressy — in so vielem Davison ähnlich — 1864 in der Rolle des Bolingbroke „auf der Bühne von einer Zungenlähmung" und einem Schlaganfall betroffen wurde. Schwer

konnte sich der geniale Mann wieder aufraffen und mit ungezähmter Willenskraft trat er schon am 26. Januar 1865 wieder als „Lear“ unter frenetischem Jubel des Publikums auf. Am 30. Juli 1866 starb er in der Rolle des „Brancovicz“ auf der Bühne.

Wir wollen unsere Rundschau über die Größen der Glanzzeit schließen mit der kurzen Erwähnung des ungarischen Döring, Karl Megyeri (1798—1842), von dem ein Dichter sang, daß er selbst „die Schatten der Unterwelt zum Lachen brachte,“ des vorzüglichen Heldenvaters Johann Bartha (1798—1852), der sich vom Garderobeschneider bis zum „Zrinyi“ und „Soliman“ hinaufgearbeitet hatte, und des eminent liebenswürdigen Bonvivants Koloman Szerdahelyi († 1872), den ein Herzleiden zu früh der Bühne und Literatur, seinen zahllosen Bewunderern und Freunden hinwegraffte.

II.

Wir eilen der Gegenwart zu. Noch ragen einige Säulen aus der Vergangenheit hervor, welche die Tradition aufrecht erhalten. Wir sehen eine Anzahl frischer Talente entstehen, deren Zukunft vielversprechend ist.

An dominirender Ausdehnung hat das ungarische Schauspielwesen seit der Etablirung der parlamentarischen Aera stetig zugenommen. Die Pester Nationalbühne sandte ihre Apostel ununterbrochen in alle Theile der Provinz, um für ungarische Sprache und Kunst emsig Propaganda zu machen. Die großen Resultate dieses Missionswesens zeigten sich darin, das Jahr für Jahr neue ständige Theater in den Hauptorten Ungarns (Debrecin, Arad, Steinamanger, Pàpa, Theresiopel, Szegedin, Czeglèd, Kecskemèt) entstanden, und die Zahl der ungarischen Theatergesellschaften überhaupt auf etwa vierzig angewachsen ist. Wahrlich kein geringes Ergebniß für kaum

ein Jahrhundert bei einem kleinen, fortwährend um seine Existenz ringenden Volksstamme!

Das deutsche Theaterwesen Ungarns hat während dieser ganzen Zeit weniger extensiv, als intensiv gelitten. Von Preßburg bis Hermanstadt dehnt sich noch heute ein ganzer Cordon großer deutscher Bühnen aus, welche alle Gattungen der Kunst pflegen. Doch haben diese Theater unstreitig sämmtlich jenes höhere Niveau verloren, welches sie lange Zeit eingenommen hatten, und welche Ungarn in einer gewissen Epoche zu einer Quelle deutscher Literatur- und Bühnentalente machte.

Doch kehren wir zum ungarischen Theater zurück! Das Budapester ungarische Theater wurde durch den Reichstagsbeschluß von 1841 zum Nationaltheater, mit einem vom Lande bewilligten Fond von 400,000 fl. erhoben, wozu im Jahre 1857 weitere 300,000 fl. gesammelt wurden. Seit 1864 genießt das ungarische Theater auch eine sehr hohe königliche Subvention. Das Nationaltheater ist der Mittelpunkt alles künstlerischen Strebens in Ungarn. Seit Szigligeti's Tode (1878) ist Eduard Paulay die Seele des Instituts, ein Mann von viel Geschmack, mit weitreichender literarischer Bildung, der auch von dem Intendanten des Instituts, Baron Friedrich Podmanicky in allen künstlerischen Absichten freigebigst unterstützt wird. Paulay hat während der kurzen Zeit seines Wirkens dem Budapester Nationaltheater einen doppelten, prägnanten Charakter aufgeprägt. Einerseits ist es die Pflegstätte aller heimischen producirenden Talente geworden, unter denen Paulay einen Csiky, den wirksamsten Fortsetzer Szigligeti's auf dem nationaldramatischen Productionsgebiete gefördert hat; andererseits trägt das Repertoir durch die Herbeiziehung alles dramatisch Schönen einen kosmopolitischen Charakter zur Schau, der der Unbefangenheit des ungarischen Geschmackes zur höchsten Ehre gereicht. Die deutsche Literatur war namentlich im Vormärz sehr stark am Nationaltheater

vertreten. Unter Paulay wurde Schiller's „Don Carlos", Goethe's „Egmont" neu scenirt, „Faust" ist in Vorbereitung; von zeitgenössischen Autoren sind Werke Gottschall's, Lindau's, Mosers, Schweitzer's, Murad's, Klapp's u. A. aufgenommen. Mit vorzüglicher Pietät werden die Shakespeare'schen und Molière'schen Dramen behandelt und nach dem Théâtre français ist factisch die Budapester Bühne diejenige, welche Molière am häufigsten und mit ununterbrochenem Erfolge gibt. Sophocles, Plautus, Racine, Calderon ergänzen das klassische Repertoir. Die sogenannten „Kassastücke" sind indeß außer den heimischen Lustspielen Csiky's die Pariser Novitäten von Augier, Dumas, Sardou, Pailleron u. A. Auch aus der modernen englischen, russischen, polnischen, italienischen Dramenliteratur gelangt das Erträglichste zur Aufführung.

Der Einfluß des Nationaltheaters wird ein noch weit intensiverer und extensiverer werden, wenn die Scheidung von Schauspiel und Oper durchgeführt sein wird. Auf der neuen, im elegantesten Stil erbauten Radialstraße, welche Pest von Nordost nach Südwest durchschneidet, erhebt sich ein wahrer Prachtbau, das neue Opernhaus, eine Errungenschaft der letzten Jahre. Die königliche Munificenz hat den luxuriösen und raschen Ausbau dieses Musentempels, einer verjüngten Ausgabe des Wiener Opernhauses, ermöglicht. Das Gebäude ist längst unter Dach, doch wird die complette innere Ausstattung und somit die für die ungarische Musik Epoche machende Eröffnung des neuen Operngebäudes sich wahrscheinlich bis zum Herbst 1884 verziehen. Die Trennung der Oper vom Schauspiel wird diesem letzteren namentlich zu Gute kommen.

Es muß zugestanden werden, daß seit dem Verschwinden jener oben geschilderten Glanzzeit, seit dem Hinscheiden Lendvay's, Egressy's, Barthás, Szerdahelyis und Anderer, der tragische, oder höhere dramatische Stil im ungarischen National-

theater dem Verfall entgegenging. Die eigentliche Force, die Zugkraft des ungarischen Musterinstituts, besteht in dem Repertoir, das zwischen Molière und Gondinet alle Scalen mittlerer dramatischer Gattungen bis zur feinen Posse durchläuft.

In diesem weitaus gedehnten Genre sind die Vorstellungen unseres Nationaltheaters ohne Uebertreibung musterhaft zu nennen. Es ist hier alles stilvoll; Costüme und Decorationen sind treu, reich und geschmackvoll und vom Barockcostüm bis zur feinen Pariser Toilette spiegeln sich hier alle Phasen der Trachtengeschichte genau wieder. Dem edeln Geschmack in der Ausstattung ist auch der feine Ton, die graziöse gesellige Manier, die rasche, leichte, elegante, dabei nicht ausdruckslose, sondern lebhafte und warme Conversation sämmtlicher Schauspielkräfte entsprechend. Sardou's und Pailleron's geistreiches Geschwätz wird auf den Pariser Bühnen schwerlich eine conformere Verkörperung finden, als im ungarischen Nationaltheater. Zudem sind die einzelnen Kräfte durch jahrelange Gewohnheit vollkommen auf einander eingespielt und die nie getrübte Harmonie der Ensembles läßt den Zuhörer die oft großen Unterschiede in der Begabung der einzelnen Mitwirkenden beinahe übersehen.

In den genannten Eigenschaften: Grazie, Leichtigkeit, Einfachheit, Natürlichkeit des Tons und der Bewegungen bei diskreter Charakteristik, maßvolle Schilderung der Leidenschaften, harmonische Uebereinstimmung der Erscheinung mit dem Charakter des Stücks und rundes, glattes Zusammenspiel, manifestirt sich das, was wir den ungarischen dramatischen Stil nennen möchten, und der dem französischen sehr nahe verwandt ist.

Künstlerisch weit tiefer, als das dramatische Ensemble, welches sich in gewissem Genre bis zur Vollendung erhebt, steht die Oper, in welche die Zeit tiefe, unausfüllbar scheinende

Lücken gerissen hat. Auf der Höhe der Tradition steht auch noch das vorzügliche, jetzt von des Operncomponisten Sohn Alexander Erkel geleitete Orchester, das einige Jahre lang den Schüler Richard Wagners, Hans Richter seinen Dirigenten nannte. An Pracht der Ausstattung und modernem, rasch wechselndem Repertoire hat die ungarische Oper indeß unstreitig zugenommen.

Neben dem Nationaltheater, das trotz aller Mängel und Gebrechen doch ein Musterinstitut von bedeutendem künstlerischen und nationalen Einfluß ist, hat sich im Jahee 1875, als ein Kind der neuen Aera, ein zweites, rivalisirendes Institut erhoben: das ungarische Volkstheater. Einige hundert Schritte weit in derselben Straße wie das Nationaltheater gelegen, übt das Volkstheater schon durch sein modernes, imposantes Aeußere die mächtigste Anziehungskraft auf alle Schichten der Budapester Bevölkerung aus. In der Größe und nach dem Stil des Wiener Stadttheaters gebaut, ist es momentan der architektonisch einzig würdige Kunsttempel einer Großstadt, wie Budapest. Der glänzende, gut akustische und ventilirte und von allen Seiten bequem übersehbare Zuschauerraum ist ein Lieblingsplatz selbst der Aristokratie und der eleganten Welt, trotzdem das Volkstheater seiner Bestimmung und den fabelhaft billigen Entréepreisen nach so recht eigentlich für die Massen berechnet ist. Nun kam aber seit sechs Jahren nicht nur das Volk, sondern auch Alles, was sich darüber zu stehen dünkte, in das neue, prachtvolle, heiter strahlende Gebäude geströmt.

Das Volkstheater verdankt seine Entstehung dem glühenden Eifer einiger nationaler Demokraten, den fruchtbaren Schriftsteller Eugen Rákosi an der Spitze, welche so lange sangen und sagten vom Kunsttempel für das ungarische Volk, so lange redeten und sammelten, bis die Idee zu Fleisch ward. Seit 1837 das zweite nationale Kunstgebäude in Pest! Die parla-

mentarische Aera hatte diese goldene Frucht gezeitigt, von der nach der Niederwerfung der Freiheitsbewegung Niemand auch nur zu träumen gewagt hätte. Und das ungarische Volkstheater ward unter der sechsjährigen Leitung Rákosi's weit mehr, als seine Gründer hofften. Es trug mächtig dazu bei, mit dem Sirenensang der Kunst Budapest den nationalen Charakter aufzuprägen, den dominirenden Staatsgedanken bis in die breitesten und untersten Schichten zu tragen!

Das Volkstheater wäre indeß trotz der schönen, anziehenden Hülle nicht das geworden, was es ist, wenn diese Hülle nicht von einer herrlichen, entzückenden Seele bewohnt gewesen wäre. Diese Seele hieß Louise Blaha, eine Liedersängerin von unbeschreiblichem, pikantem Reiz des Aeußern, die Verkörperung des zugleich feurigen und graziösen ungarischen Frauentypus, mit einer hell schmetternden und jubilirenden Lerchenstimme, wie geschaffen für die Darstellung der Heldinnen des spezifisch ungarischen Volksstücks.

Das ungarische Volksstück, eine Schöpfung Szigligeti's noch aus den vierziger Jahren, ist die dramatisirte Dorfgeschichte, mit drastischer Copie der Figuren, mit einer Handlung von meist einfacher Intrigue voll treuherziger Einfalt und stark aufgetragener Moral. Scherz und Ernst wechseln darin ebenso kräftig ab, wie die ungarische Volksmelodie und der ungarische Volkstanz stets in eine melancholische und eine frisch bewegte Weise sich gliedern. Die Pole des Gefühls lösen im ungarischen Volkscharakter einander ab, wie dies bei sanguinischen, leicht zu entflammenden Nationen die Regel ist. Das ungarische Volksstück findet in den eingeflochtenen Volksliedern und Tänzen seine stilvolle Ergänzung. In dieser Beziehung ist es eine dramatische Specialität Europa's, das sonst nirgends das keusche, bald melancholisch klagende, bald himmelhoch jauchzende Volkslied und seine Weisen dramatisch so verwerthet. Für dieses musikalische Volksstück mußte aber auch

eine Liedersängerin kommen, wie die Louise Blaha, welche den berauschendsten pikanten Reiz des Aeußern mit dem begeisternden Nationaltypus, mit der metallenen, herzergreifenden Stimme und der schauspielerischen Verve verband. So lange das Volksstück noch die Sonntags-Kassamagnete des Nationaltheaters bildeten, war es eben dort die Blaha, (seit 1873, durch Eduard Pauly in Debrecin entdeckt), welche diesem Genre die höchste Vollendung brachte. Und das Volkstheater wurde auch nur unter der Bedingung gebaut, daß das Nationaltheater ihm das Volksstück und somit die Lerche mit der goldenen Kehle überließ.

Sechs Jahre hat Rákosi das Scepter des Volkstheaters im Pest mit beispiellosem Erfolge gehandhabt, und immer war die Blaha seine mächtigste Bundesgenossin, welche das Publikum nicht müde wurde zu sehen, zu hören und zu applaudiren. Einige jüngere Sängerinnen haben sich an ihr gebildet. Das Volksstück fand an Szigeti, Csepreghi und namentlich an dem frühverstorbenen Schauspieler Eduard Tóth erfolgreiche Fortsetzer. Tóth ist auch in Deutschland durch seinen „Dorflump" bekannt geworden.

III.

Die ungarische Hauptstadt zählt nun, die Oper und das Ofener Festungstheater mitgerechnet, vier ungarische Bühnengebäude, während die deutsche Kunst sich in einem großen Actientheater (jetzt Eigenthum Stanislaus Lesser's) und in einem Sommertheater, in anständiger Mittelmäßigkeit fortbehauptet.

Wirklich originelles Leben zeigt derzeit nur die nationale Bühne.

Musik und Musiker der Ungarn.

Von Stefan Bartalus.

I.

Historischer Rückblick.

Die Vorgeschichte der ungarischen Musik, die in unseren Tagen allenthalben in Europa so vieler Sympathie begegnet, ist ebenso in dichtes Dunkel gehüllt, wie die Anfänge der Musikgeschichte aller anderen europäischen Völkerschaften. In solcher Unklarheit tasten wir bereits in den Epochen des IX. und X. Jahrhunderts; und obschon einzelne historische Momente uud sporadische Aufzeichnungen der verschiedenen Chroniken auf die ewige Wahrheit hinweisen — die wir übrigens auch aus den Gesetzen der Natur allein mit voller Bestimmtheit folgern dürften — daß alle Völker der Erde zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen je nach eigenen Weisen Gesang und Musik pflegten, so gewinnen wir gleichwohl von der Wesenheit alles dessen kaum eine deutlichere Vorstellung, als wir sie etwa von den Aoeden und Rhapsoden des Alterthumes haben.

Stellen wir uns die auf das Musikleben der Ungarn in der Vorzeit bezüglichen Daten zusammen, so gelangen wir zu dem Schlusse, daß die Muse des Gesanges in allen Schichten der Nation heimisch war und insbesondere die Verherrlichung von Kriegszügen und Heldenthaten im Liede allgemeiner und in höherer Fülle blühte, als bei anderen Völkern. Hiervon zeugen die ungarischen Sagen und Ueberlieferungen, die in Gesänge gefaßt, von den glücklichen und den bösen Tagen des Volkes, von den Thaten der Fürsten und Führer, von den Schlachten erzählen, deren Ausgang das Schicksal von Millionen entschied, kurz, welche bis ins XI. Jahrhundert herauf die Stelle der Nationalgeschichte vertraten und von da ab den Chronisten als Quelle dienten.*

Sang und Klang der nationalen Weisen waren im Volke, unter den Mittelklassen und in den vornehmen Kreisen so allgemein heimisch und verbreitet, daß man allenthalben entweder selber sang oder sich Gesänge vortragen ließ, versteht sich mit der entsprechenden musikalischen Begleitung. Die „Koboz", ein Instrument nach Art der Lyra oder der Harfe, fehlte kaum in irgend einem Hause. Selbst Recht und Gesetz wurden im Liede bewahrt; späterhin, in der Zeit, da bereits geschriebene Gesetze herrschten, schöpfte man noch immer nicht selten das Recht aus den alten Gesängen, denn sie enthielten die althergebrachten Rechtsgepflogenheiten, sie überlieferten die Verfügungen des Landrechtes und des bürgerlichen Gesetzes.**

* Die in den Chroniken mit Sicherheit nachweisbaren Stoffe dieser Heldengesänge sind in Toldy's Geschichte der ungarischen Nationalliteratur zu finden. In der auswärtigen Literatur ist es Amadé Thierry, der in seinem Werke „Die Attila-Sagen" den ungarischen Sagenschatz in interessanter Weise zusammengestellt hat. Dasselbe Thema behandelt ferner der Anonymus König Bélas in der Einleitung und im XLII. Hauptstück. —

** Verböczi, Praefatio. — Schödel „Disquisitio de Regno Hung." in der Vorrede. —

Bei solcher Stimmung im Leben der Nation konnten denn auch an den Höfen der Könige und Fürsten Sänger und Gesang nicht fehlen. Die Sänger, von Alters her mit eigenen Gerechtsamen bekleidet, bildeten eigene Gilden und hatten, da sie mit Grundbesitz ausgestattet waren, auch in politischer Hinsicht ihre Bedeutung.* Und es waren nicht ausschließlich ungarische Sänger, die sich am Hoflager der Könige einfanden; wir begegnen daselbst auch den alle Welt durchziehenden Kämpen der zu hoher Blüthe gelangten ritterlichen Sangeskunde. Erwähnenswerth sind unter diesen insbesondere unsere „Trufatoren", fahrende Sänger religiösen Charakters, die sich Anfangs der Unterstützung der Kirche erfreuten, späterhin aber dieser Benefizien verlustig gingen.** Die Vorträge der Trufatoren aus der Passionsgeschichte und der Heiligenlegende waren, wie auch das obige Citat beweist, mit Gesang und Instrumentalmusik verbunden; das ungarische Volksleben hat sie völlig in sich aufgenommen; unser, in unseren Sprachschatz eingebürgertes Wort „tréfa": eine gemüthliche, stimmungsvolle, harmlose Unterhaltung, gemahnt an den alten „Trufator."

Parallel mit diesen Culturbewegungen war auch die neue christliche Kirche in steter Zunahme begriffen. Die Pflege der im Mittelalter neu aufkeimenden Kunst der Musik und des Gesanges bahnbrechend zu beeinflussen, vermochte sie nicht; um dies zu können, mußte sie zuvor nicht nur ganz Ungarn an Leib und Seele christianisiren, sondern auch sich selber die

* Dies ist auch aus einer Urkunde König Andreas III. ersichtlich, in welcher die Ortschaft Igriczi als Besitzthum der königlichen Sänger aufgeführt wird. —

** Péterffy, Sacra concilia, I. 196. XXXVIII. Canon. „Mimis, histrionibus, fistulatoribus, lutinistis de elemosina Christi, quae pauperum est, non tribuant." (Schauspielern, Komödianten, Pfeiffern und Spielleuten soll von Christi Gut, welches der Armen Gut ist, nichts mitgetheilt werden.)

damalige musikalische Bildung des übrigen Europa aneignen. All dies aber erheischte viel Zeit. Und weiteres wissen wir aus der Geschichte wie das junge Christenthum, als es nach der endlichen Unterdrückung der verschiedenen christenfeindlichen Parteien inneren Frieden nöthig gehabt hätte, der es dann wohl in die Lage gesetzt haben würde, auch Musik und Gesang zur Blüthe zu bringen, — durch äußere Feinde, durch die Einfälle der Türken und die hierdurch geschaffene politische Lage an jeder groß angelegten Unternehmung gehindert und so auch ganz und gar nicht im Stande war, mit den Musikmeistern Europas zu wetteifern.

Nichtsdestoweniger weist das ungarische Kirchenleben Glanzpunkte auf, welche von hoher Blüthe desselben Zeugniß geben und bekunden, daß wir mit den anderen, bahnbrechenden Völkern Europa's im culturellen Aufschwunge wacker Schritt hielten. Die vornehmste Leistung im Gesange bildete wie bei den Deutschen, so auch bei uns der sogenannte ewige „Gesang". Einen solchen stiftete u. A. die letztwillige Verordnung König Sigismunds an der Kathedralkirche zu Großwardein, wo seiner Verfügung gemäß an seiner und der Königin Maria Begräbnißstätten ununterbrochen Psalmen und Kirchenlieder gesungen wurden. Eine Glanzperiode im kirchlichen Musikleben Ungarns bildete die Regierungszeit König Mathias'. Ein Schreiben des Legaten Sixtus IV., Bischofs Peter von Vultura, sagt diesbezüglich: „Einen ausgezeichneteren Sängerchor, als es jener Mathias' ist, habe ich noch nicht gesehen. Dieser Tage ließ er nach hiesiger, lobenswerther Gepflogenheit in der Hofkirche in Anwesenheit vieler Großen und Edelherren eine solenne Messe mit Gesang feiern. Wenn ich zurückkehre, werde ich erzählen, mit welcher Andacht, welcher Pracht und welchem Glanze diese Messe celebrirt wurde. Ich gerieth schier in Verwirrung, da ich mir gestehen mußte, daß ein weltlicher

Fürst in kirchlichen Dingen, in Sachen der Andacht und Erbauung uns übertrifft.“*

Ueber die Einführung der Orgel in unseren Kirchen haben wir keine Daten, aber es ist anzunehmen, daß dieses Instrument nach dem Beispiel der übrigen Höfe auch bei uns alsbald nach seiner Erfindung eingeführt wurde, Anfangs mindestens in der Hofkirche und in anderen Kathedralen. Von der Mitte des XV. Jahrhundertes ab begannen auch bereits die bedeutenderen Städte für ihre Kirchen Orgeln anzuschaffen. So errichtete, nach einem Stiftungsbriefe des Gouverneurs Johann Hunyadi aus dem Jahre 1442, damals die Stadt Felsö-Bánya eine Orgel.** Die Orgel König Mathias in Visegrod hatte — nach dem Berichte Nikolaus Oláh's — silberne Pfeifen. Die vornehmeren Kathedralkirchen hatten übrigens nicht nur ihre Orgel, sondern auch ihren ordentlich bestellten Musik- und Sängerchor. Selbst der von seinen ewigen Geldverlegenheiten berühmt gewordene König Wladislaus II. gab jährlich 200 Dukaten für seine Musiker und Sänger aus.***

Trotz dieser umfassenden Verbreitung unseres Musiklebens vermögen wir, da der Verlauf der Zeiten alle Nachrichten hierüber zu nichte gemacht hat, leider nur sehr wenige derjenigen zu nennen, die bei der Entwicklung dieses musikalischen Lebens mitgewirkt haben.

Die erste Schule errichtete der heil. Gerhard, Bischof von Csanád. An dieser Anstalt unterrichtete gleich vom Beginn derselben ein Lehrer Namens Walther die Kinder von dreißig zum Christenthume bekehrten Familien in Latein und Gesang; nach Vollendung ihrer Ausbildung wurden dieselben Chor-

* Péterffy, Sacra concilia, 1. 9. (5).

** „Kameral-Archiv.“ In den Akten des Jesuitenconventes zu Nagybánya.

*** Feßler, Geschichte der Ungarn. VI. 172.

herren.* Dem Csanáder Beispiele folgten alsbald mehrere Bischöfe des Landes und es entstanden die Schulen zu Gran, Martinsberg, Waitzen, Weszprim, Großwardein und Neutra, die ebensoviele Quellen kirchlichen Musiklebens wurden. Wie allenthalben, so wurde im Mittelalter auch bei uns die Kirchenmusik von kirchlichen Personen geübt. Von solchen ist uns genannt Nikolaus, Canonicus zu Raab, der um das Jahr 1427 Cantor an der Hofkapelle König Sigismunds war.** Späterhin kommen aber auch weltliche Kapellmeister und Organisten vor. Solche sind u. A. der Organist König Wladislaus', Namens Grimpek, von dem übrigens außer dem bloßen Namen nichts weiter auf uns gekommen ist; ferner Thomas Stolzer, um das Jahr 1520 Kapellmeister König Ludwigs. Er war ein Schweidnizer von Geburt und unter die vornehmsten Meister deutscher Tondichtung und Geburt zu zählen; er ist bekannt von seinen vier- und fünfstimmigen Choralgesängen, die er auf deutsche und lateinische Texte componirte.*** König Mathias war, wie in allen Dingen, so auch in seinem Hof-Musikwesen keinerlei Mittelmäßigkeit hold; in seiner Hofkapelle sollen auch italienische Sängerinnen angestellt gewesen sein.† Nicht unberechtigt dürfte auch die Annahme sein, daß Joannes Tinctoris, ehedem Chormeister zu Neapel und Lehrer der nachmaligen Königin Beatrix, von dem die Thatsache anerkannt ist, daß er das erste im Druck erschienene Werk über die Theorie der Musik verfaßte, eine Zeit lang am Hofe Mathias' gelebt habe.††

* Wallaszky, Consp. reip. lit. 58. — Szvorényi, Hist. Eccl. Fasciculus II., 56—60.

** Krüchten, „Tudom. Gyüjt." 1821. II, 124.

*** Herm. Finck, „Practica Musica". 1556. P. 6. — Gerber, Lexicon. — Schilling, Encyclop.

† Feßler, „Gesch. d. U." 655.

†† Diese Annahme scheint einerseits durch den Umstand bewahrheitet, daß ein Abschnitt des Lebens Tinctoris in vollständiges Dunkel

Die ausländischen Meister haben übrigens wohl auch unter den Landessöhnen ausgezeichnete Schüler und Nachfolger gefunden. Ein Zeuge hierfür ist Stephanus Monetarius, ein gebürtiger Schemnitzer. Nach dem im Geschmacke jener Zeit angenommenen lateinischen Namen zu urtheilen, dürfte er ursprünglich etwa Kincses oder ähnlich geheißen haben. Er schrieb an der Hand der Werke von Tinctoris, Franchinus und Anselmus Parmensis gleichfalls eine Theorie der Musik, welche 1513 in Krakau erschien und Georg Thurzó dedizirt ist. Monetarius war, wie er in der Vorrede erzählt, Lehrer der Musik am Gymnasium zu Wien. Sein Buch ist jedenfalls unter die ersten Druckwerke über Musik zu zählen. In der deutschen Literatur findet sich dasselbe zuerst — wenn ich nicht irre — bei Ambros zitirt. Zu erwähnen wären hier schließlich von den großen Theoretikern und Tondichtern des Auslandes diejenigen, die unsere kirchliche Kunst zwar nicht durch persönliche Mitwirkung, wohl aber durch ihre Werke gefördert haben. Derlei Werke werden eben in unseren Tagen aus dem Schutte vergangener Zeiten häufig ans Licht gebracht. Unter die ausgezeichnetsten Bücher dieser Art wären zu zählen: „Practia Musica", von Herrmann Finch, 1546. — „De cantu et musica sacra scriptores ecclesiastici," vom Abt Gerbert. — „Einhundert fünfzig Psalmen" von Marcello. — „Compendium Musices", von Petit Coelicus, 1552 — u. A. m.

Es wäre nun wohl ein überflüssiges Beginnen, das künstlerische Material dieses kirchlichen Musiklebens charakterisiren zu wollen; bei der bekannten Uniformität der katholischen Kirche mußte ja auch das Ceremonienwesen in ganz Europa dasselbe sein. Indessen, wir sind im Besitze von Daten, welche

gehüllt ist; andererseits dadurch, daß er sein in Rede stehendes Werk (Terminorum Musicae diffinitorium) gerade der Königin Beatrix dedizirte.

die Folgerung gestatten, daß sich jenen Kirchengesängen auch nationale oder doch mindestens solche heimische Gesangsweisen beigemengt haben, von welchen im Gregorianum keine Spur zu finden ist. Hierauf deutet ein Beschluß, der i. J. 1114 in Gran gehaltenen Synode hin; desgleichen eine ähnliche Verfügung der Ofener Synode zur Zeit König Ladislaus IV. Ein weiterer Beweis für diese Schlußfolgerung ist das, in einem Antiphonarium der Krakauer Universitätsbibliothek aufgezeichnete „Credo hungaricum", bei welchem nur der Text der übliche lateinische ist, die Melodie aber von jener des Gregorianums differirt, obwohl sie auch nicht ungarischen Styles ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Lenker der Kirche alles aufboten, solche fremde Elemente auszumerzen; wir stoßen denn auch auf zahlreiche, hierauf abzielende Synodalbeschlüsse; allein an eine wirksame Durchführung derselben war in jenen unruhigen Zeiten nicht zu denken. Späterhin aber, im Zeitalter der Reformation, wetteiferte die Kirche selber mit den Protestanten in der Herausgabe ungarischer Gesangbücher. Es ist nicht anzunehmen, daß zu jenen Zeiten keinerlei Compositionen und musikalische Werke geschrieben worden seien; allein sie liegen entweder hier und dort vergraben und harren erst noch ihrer Auferstehung, oder sie sind mit vielen anderen Culturschätzen vollends zu Grunde gegangen. Vor Kurzem gelangte eine umfangreiche lateinische Collection dieser Art in meinen Besitz; sie stammt erst aus dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts, ist aber heute gleichwohl schon so ganz und gar vergessen, als ob sie niemals bestanden hätte. Der Band ist betitelt: „Harmonia caelestis" und enthält verschiedene, mit Noten versehene, für Gesang, Instrumenten- und Orgelbegleitung eingerichtete Dichtungen des Reichspalatins Fürsten Paul Eszterházy. Die Compositionen stehen zwar nicht auf der Höhe des genannten Jahrhunderts, sondern um mindestens ein Säkulum zurück; allein sie sind gleichwohl für uns von hohem

Werthe, theils weil sich ihnen ein gewisser nationaler Charakter, der sich insbesondere in der Sanglichkeit der Melodien offenbart, nicht absprechen läßt, theils weil sie das einzige Denkmal einer wissenschaftlichen Behandlung der Musik sind. Etwa ein halbes Jahrhundert vor Eszterházy hat Kájoni geschrieben. Seine Sammlung ist jedoch nur im Manuscript vorhanden und wird in der Bibliothek des Klosters zu Csik-Somlyó bewahrt, dessen Guardian der Autor war. Kájoni war der Erste, der sich im Széklerlande mit Orgelbau befaßte; später wurde er Organist in Mikháza, hierauf Guardian und endlich bischöflicher Vicar für Siebenbürgen. Die Litaneien seiner Sammlung (etwa 53 Pièces in Orgeltabulatur) stehen unter allen bisher bekannten dem ungarischen Volksliede am nächsten.

Nach dieser kurzen Skizze der Entwicklung der Kirchenmusik wollen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die weltliche, die nationale Musik jener Zeiten werfen.

Unsere Sänger vermochten im Mittelalter die Kirche nicht in dem Maße vom Schauplatze zu verdrängen, als dies in den übrigen Theilen Europas der Fall war; gleichwohl ist aber die Musik der ungarischen Sänger ebenso verloren gegangen, wie jene der Sänger fremder Nationalitäten, die zu Beginn des Mittelalters lebten und wirkten, weil die Sänger durchweg Rhapsoden, der Notenschrift unkundig waren; und selbst wenn sie ihre Gesänge aufgezeichnet haben sollten, ist in den Stürmen des Zeitalters eben Alles zu Grunde gegangen. Daß jedoch derlei nationale Sänger fortwährend thätig waren und der nationale Geist bei uns auch nicht einen Augenblick lang aufhörte, sich im volksthümlichen Liede auszusprechen, das beweisen die nachstehenden Zeilen Galeottis, des Bibliothekars und täglichen Tischgenossen König Mathias'. Galeotti berichtet: „An Mathias Tafel giebt es allezeit wechselseitigen Gedankenaustausch; bald ist von ernsten, bald von vergnüg-

lichen Dingen die Rede, bald wieder werden Dichtungen gesungen. Es sind Sänger und Spielleute zugegen, welche über Tisch die Thaten der Helden in heimischer Sprache, in Begleitung der „Koboz“ — der Laute — vortragen. Gegenstand des Gesanges ist stets irgend eine hervorragende Heldenthat und ist niemals Mangel an solchem Stoffe; denn Ungarn ist inmitten verschiedensprachiger Feinde gelegen und ist sonach unerschöpflich an Zündstoff zu Kämpfen und Kriegen. Liebeslieder werden nur selten gesungen; zumeist kommen Kriegsthaten gegen die Türken zum Vortrage und zwar in durchaus gediegener Form . . .“ Dasselbe beweisen die Sänger des XVI. Jahrhunderts, deren Musik, oder besser: deren Melodien in einer Sammlung der ewigen Vergessenheit entronnen sind. Die Anzahl dieser, auf uns gekommenen Stücke ist zwar nur eine geringe; an der Spitzr der Autoren derselben pflegt man Tinódi Sebestyén, den „letzten unserer Wandersänger“, zu nennen. Dieses Epithet hat indeß nur insofern Berechtigung, als die Gesänge unserer, nach dieser Epoche lebenden Lautensänger ebenso verloren gegangen sind, wie die Lieder jener des Mittelalters. Dagegen sind uns die Texte ihrer Gedichte in großer Anzahl erhalten geblieben. Lautenspiel und Versedichtung waren bei unseren Poeten sogar noch bis zum Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts herauf unzertrennlich.

Ich habe zuvor bemerkt, der nationale Geist habe bei uns auch nicht einen Augenblick lang aufgehört, sich im volksthümlichen Liede zu offenbaren. Es braucht das wohl nicht erst historisch nachgewiesen zu werden, denn der Urquell des Volksliedes ist das Gemüth, die Stimmung der Sprache und des Volkes. Beide sind unerschöpflich, bis sie mit dem Aussterben des betreffenden Volkes verschwinden. Die Völker Europas, insbesondere auch die deutschen, sangen vor Zeiten nur kirchliche Lieder und Melodien und darüber geriethen ihnen

ihre alten, ursprünglichen Melodien in Vergessenheit. Aber aus den genannten zwei Quellen blühte der deutsche Gesang wieder empor und hatte eben nur den Gegenstand des Liedes gewechselt. Es ist, wie gesagt, überflüssig', diesbezüglich betreffs des ungarischen Volksliedes Daten anzuführen; gleichwohl aber mögen einige, auf unser Volkslied Bezug nehmende Zeilen aus dem Epilog zur „Bibel des Silvester" (Neu-Szigeter Ausgabe, 1544) hier eine Stelle finden. „... Es fällt aber — heißt es daselbst — unserem Volke nicht schwer, sich daran zu gewöhnen, denn solche Redeweise ist ihm nicht fremd: sie ist alltäglich in seiner Mundart. In solchen Liedern, insbesondere in unseren „Liederkränzen," in denen alle Welt die erfindungsreiche Schärfe des ungarischen Volksgeistes bewundern konnte, die nichts Anderes sind, als eben ungarische Poesie..." u. s. w.

Und nun wende ich mich nach dieser kurzen Rückschau der Behandlung der Musik unserer Tage zu, soweit eine solche im geschriebenen Worte möglich ist.

II.

Die Elemente und die Pfleger der ungarischen Musik.

Es ist keine unbegründete Annahme, daß aus einer gewissen Sprachverwandtschaft, insofern ja das Volkslied seine äußere Form von der Sprache empfängt, auch eine gewisse Verwandtschaft der Musik verschiedener Völker entspringen müsse. Ich verweise diesbezüglich auf meine, vor mehreren Jahren erschienenen vergleichenden Versuche.* In diesem Sinne sind die finnischen Volkslieder den unseren stammverwandt zu nennen; ich habe unter denselben Stücke gefunden, die einem entsprechenden ungarischen Volksliede fast Wort für

* Budapesti Szemle, 1864. 19. Band, P. 215.

Wort gleichlautend waren. In solchem Sinne ist die türkische Volkspoesie der unsrigen verwandt, ja in gewisser Beziehung sympathisiren wir sogar mit der russischen. Der Grund dieser letzteren Erscheinung ist wohl in dem Umstande zu suchen, daß unser Volkslied sich schon seit den Zeiten des Mittelalters mit verschiedenen slavischen Elementen vermengte, vielleicht in noch höherem Maße, als unsere Sprache selbst. So ist insbesondere eine eigenthümliche Vermengung mit dem polnischen Elemente nachweisbar; es giebt ungarische Volkslieder, welche in einigen Takten das ungerade Maß des polnischen und in anderen wieder das gerade des ungarischen Rhythmus zeigen. Und dabei wirkt diese Art der Mischung nicht etwa unharmonisch, sondern bringt im Gegentheil eine interessante, wechselvolle Buntheit des Rhythmus hervor. Solche wechselseitige Verwandtschafts-Bewegungen vollziehen sich unter den verschiedensprachigen Völkerschaften Ungarns auch heutigen Tages noch fortwährend; es entstehen ungarische Volkslieder mit slavischer oder rumänischer Beimischung; und hinwieder machen sich Slaven und Rumänen rein ungarische Melodien zu eigen.

Aus diesem Gemengsel hebt sich das rein magyarische Element, welches von den übrigen europäischen Volksliedern völlig unabhängig und auffällig verschieden ist, an seinen, in geradem Taktmaße gehaltenen, Choriamben erkennbar ab. Zwischen unserem und dem Choriambus der Deutschen ist das wesentliche Unterscheidungsmerkmal das, daß sich der Deutsche ausschließlich in ungeradmaaßigen Takten, der ungarische nur in geradmaßigen bewegt. Die Rhythmen der übrigen europäischen Nationen sind unter einander kaum verschieden, zu unserem ungarischen Rhythmus aber stehen sie allerdings in einem gewissen Gegensatze. Die fremden europäischen Rhythmen legen nämlich auf die Cäsur keinerlei Gewicht; im ungarischen Volksliede dagegen ist es ein geradezu wesentliches Postulat, daß die Cäsur auf der letzten Sylbe des Wortes ende, das heißt, daß

das Wort nicht aus einer Cäsur in die andere hinübergezogen werde; ausnahmsweise höchstens ist es gestattet, in das letzte Glied des Verses mit einem getheilten Worte einzutreten, weil hier die Periodenschlüssel einen dauernderen Ruhepunkt erheischen. Im Ungarischen liegt nämlich der Accent je auf der ersten Sylbe des Satzes und dieser Tonfall muß auch in der Melodie entschiedenen Ausdruck finden. Daher kommt es z. B., daß der Jambus für die rein ungarische Dichtung entschieden unverwendbar ist.

Das ungarische Volkslied, und insbesondere unsere, aus diesem stammenden Tanzweisen haben zwei äußerliche Eigenthümlichkeiten: die eine spricht sich im Schlusse, die andere in der übermäßigen Secunde aus. Das Finale endet zumeist auf dem dritten Schlage des Schlußtaktes; im Liede ist es einfacher, aber durch die Instrumentation verschiedenartig modulirt, muthet es an, als ob der Schlußton selber dreimal wiederholt würde, etwa als ob wir — um gemeinverständlicher zu werden — das Gebet folgendermaßen schließen würden: „Amen — Amen — ugy legyen!“ („Amen — Amen — ita est!) Ein solches Finale ist auch nur natürlich; ja nachdem die Instrumentation das an sich einfache Volkslied dermaßen modifizirt, variirt und mit Ornamenten überschüttet, daß es kaum mehr zu erkennen ist, so ergibt sich ganz von selber, daß sich auch der Schlußsatz dieser Transfiguration entsprechend gestalten muß. Zu bemerken ist jedoch, daß heute Tondichter geläuterteren Geschmackes derlei Phrasendrescherei und Ornamentenhascherei nach Möglichkeit zu vermeiden, oder doch zu mildern suchen. — Die übermäßige Secunde ist ein Mittel für den Ausdruck tiefsten Schmerzes und findet daher nur hie und da Verwendung. — Was die äußere Struktur des ungarischen Liedes anbelangt, so mag noch erwähnt sein, daß die musikalische Periode zumeist nur sehr kurz, und daher auch leicht zu erfassen ist. Die strenge Theorie der musikalischen

Periode ist auf unsere Periode eigentlich gar nicht anwendbar, es müßte denn sein, daß diese letztere als Halbperiode aufgefaßt würde, so daß dann die ganze Melodie nur aus einer einzigen Periode bestände.

Außer der volksthümlichen bildet einen wesentlichen Bestandtheil der ungarischen Musik eine andere Gattung, welche wohl am zutreffendsten die „Palästmusik“ genannt werden möchte. Sie hat mit dem Volksgesange nichts gemein, sie nimmt sogar vom Choriambus ganz und gar Umgang und bewahrt höchstens in ihren Schlüssen einige Verwandtschaft. Diese musikalische Gattung ist ein getreues Spiegelbild des alten ungarischen Adels; steif, maßvoll in all ihrem Gehaben; während die volksthümliche Weise voll ist von launenhaftem Wechsel des Zeitmaßes, bald rapid dahinstürmend, bald breit ausströmend, — bewegt sich die Palastweise fort und fort im gleichen Tempo, würdevoll und heroisch; selbst ihre Allegros haben nichts orgienmäßiges an sich. In alten Zeiten war der Unterschied zwischen der Palast- und der Volksweise genau so bedeutend, wie jener zwischen dem Herrn und dem Unterthan. Im Kastell war der Csárdás des Volkes nicht üblich; das Volk hinwieder kannte die Tanzweise im Schlosse nicht. Eine gewisse Stammverwandtschaft in der Struktur besteht aber doch zwischen beiden. Beide beginnen mit einem gedämpften Andante oder Adagio; im Herrnhause nannte man diesen Abschnitt die „stille Weise“ (Hallgató); das Volk in der Csárda dagegen sang die Melodie breit auslegend mit.*

* Einen näheren Begriff von dem Adagio unseres alten „Palotás“ giebt Sebastian Bachs 25. Variation (aus den bekannten 30 Variationen). Es scheint, als ob sich der König des Contrapunktes hier absichtlich an den ungarischen Styl gehalten hätte. Sein ungerader Taktschlag, der keine ungarische Eigenart ist, kann durchaus nicht auffallen, denn er hat ein langsames Tempo, so daß jede Maßeinheit des Taktes in vier kürzere Zeitmaße getheilt werden kann.

Was nun den inneren Gehalt unserer Musik anbelangt, so sind unser nationales Temperament, unser Klima, unsere politische Organisation, unsere Lebensweise und Geschichte ebensoviele bestimmende Faktoren für denselben. Wer all dies nicht kennt und die Verschiedenheiten der diversen Nationalitäten Ungarns nicht in Betracht zieht, der wird sich auch das Ineinandergreifen und Verschmelzen der in der ungarischen Musik zu Tage tretenden Extreme nicht zu motiviren wissen. Die kühnsten Modulationen, die unerwartetsten Wendungen neben der Eintönigkeit des Hirtenlebens, die Ausbrüche höchster Leidenschaftlichkeit Hand in Hand mit dem Ausdrucke der zartesten Empfindungen, das tiefste Weh neben der ungeberdigsten Orgie, Volksleben, trotziger Adelsstolz, die himmelanstürmende, hochtrabende Phrase, aristokratische Würde, alle Momente des Volks- und Nationallebens, die nur immer musikalischen Ausdruck finden konnten, traten bei uns unverhältnißmäßig prononcirter in die tonische Erscheinung, als bei irgend einer anderen Nation Europas.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, daß es mit nicht alltäglichen Schwierigkeiten verbunden ist, solche Musik gut zur Aufführung zu bringen. Alles auf den inneren Gehalt Bezügliche kann in jeder Musik nur annäherungsweise durch Noten ausgedrückt werden; der weitaus beste Theil muß der individuellen Auffassung des ausübenden Künstlers heimgestellt bleiben. Daraus folgt, daß, je nationaler eine Musik ist, der Vortrag derselben bei dem Künstler desto dringender dieselbe Nationalität, oder die eigenartige nationale Auffassung erheischt. Dem Zigeuner, der sein ganzes Leben dem Musiciren widmet, wird ohne gleichwerthige Uebung der größte Künstler nicht gleichzukommen vermögen; er wird vielleicht in der Technik des Spieles den braunen Geiger mit Leichtigkeit überflügeln, aber in Ungarn Beifall ernten wird er nimmermehr.

Die ausübenden Instrumente unserer Musik sind (abge-

sehen von der mit der Wortdichtung vereint schreitenden Lautendichtung, welche in unseren Tagen der Klavierliteratur gewichen ist): Die Streichinstrumente und die mit der Primgeige harmonirende Klarinette. Diese orchestrale Eintheilung läßt sich bis ins Mittelalter zurück verfolgen.

Der erste und berufenste Meister der Volksmusik ist das Volk selber. Unsere Wortdichter, ein Arany, ein Petöfi, sie allerdings bereichern und beseligen das gleichfalls ewig dichtende Volk; in der Tondichtung dagegen findet sich kaum ein analoger Fall; im Gegentheil: hier führt das Volk dem Dichter die fertigen Stoffe zu. Vor zwölf Jahren bereiste ich fast von Ortschaft zu Ortschaft vier Comitate und einen kleinen Theil Siebenbürgens, um Volkslieder zu sammeln. Ich brachte in vier Monaten achthundert verschiedene Lieder zusammen.

Die Autoren der Volkslieder können wir in zwei Kategorien eintheilen. In die erste gehört das Volk selbst. Seine Melodien sind höchst einfach; sechs, höchstens acht Tonstufen genügen; die Modulationen und namentlich die Schlüsse gemahnen zuweilen an die alten Tonarten. — Die andere Kategorie umfaßt jene Tondichter, welche dem Landadel angehören.

Hier möchte sich schon zuweilen der Autor selber zur Geltung bringen; allein, da ihm musikalische Kenntnisse vollständig fehlen, unterscheidet er sich vom Volke höchstens in der umfassenderen Anwendung der Tonstufen, in allem Uebrigen imitirt er einfach das Volk.

Künstlerisch verarbeitet werden diese Stoffe von Ausländern und Einheimischen. Schon die deutschen Klassiker: Haydn, Beethoven, Schubert u. A. haben mit dem altungarischen Palotás-Styl Versuche gemacht, der zu jener Zeit höher stand, als der volksthümliche. Die seit einigen Jahrzehnten in Aufnahme gekommene Klavierliteratur hat ihre erste Anregung ohne Frage vom Auslande her empfangen, von fremden Virtuosen, die aus naheliegenden Gründen ein und

das andere Volkslied in Salonmusik umsetzten. Seither ist unsere Salonliteratur in stetiger Zunahme begriffen. Abgesehen von Liszt's Rhapsodien, welche jeder Virtuosenliteratur der Welt zur Zierde gereichen würden, haben von unseren heimischen Musikgelehrten bisher in quantitativer, wie in qualitativer Hinsicht Emerich Székely und Cornel Ábrányi das Beste geleistet; in ihre Fußtapfen treten zahlreiche Andere mit mehr oder weniger Erfolg.

Neben der Klavierliteratur haben wir auch schöne Anfänge in der Composition des Kunstgesanges aufzuweisen. Auf diesem Gebiete hat sich namentlich Ladislaus Zimai ausgezeichnet.

Aus all dem sollte man nun füglich schließen, daß sich mit dem Aufblühen dieser Literatur seinerzeit spontan ein gewisser größerer Styl entwickeln werde, der einerseits der Instrumentalmusik, anderseits der ungarischen Oper zur Grundlage zu dienen hätte. So müßte es eigentlich kommen; und doch liegen merkwürdiger Weise die Dinge nicht ganz so, denn bei uns ist die Opernliteratur selbst der primitivsten Gesangscomposition vorangegangen. Die Stadt Klausenburg ließ sich schon i. J. 1821 von Josef Ruzsicska die erste ungarische Operette: „König Bélas Flucht" componiren. Das Beginnen war ein forcirtes, naturwidriges; selbst heutzutage — von jenen Zeiten gar nicht zu reden — ist der Boden noch nicht vorbereitet, der nach den Gesetzen der culturellen Entwickelung Opern hervorbringen könnte. Gleichwohl aber ist die erwähnte Thatsache als ein erstes Erwachen der Nation zu verzeichnen. Zu jener Zeit beherrschten deutsche Possen und die Rossinischen Opern ausschließlich das Repertoir. Selbst unsere Dichter sangen mit Lautenbegleitung in diesem Geschmacke; da schrieb dann Adam Horváth einen Walzer, in dessen satyrischem Texte er das Volk Árpáds zu dem deutschen Tanze aufforderte. Die Idee einer ungarischen Oper diente also auch auf diesem

Gebiete zur Erweckung der Nation und die Idee ist trotz ihrer vorläufigen Unreifheit, trotz der Indolenz der damaligen Regierung seither nicht mehr verschollen. Wenn gleichwohl von dortab bis in die vierziger Jahre (bis auf Franz Erkels „Hunyadi László) kaum irgend ein weiterer Schritt gethan wurde, so liegt die Ursache dessen darin, daß auch die bedeutsamere Entfaltung unserer allgemeinen Literatur erst von dieser jüngeren Zeit ab beginnt; diese aber mußte selbstverständlich der Musikliteratur voran gehen.

III.

Die Zigeunerfrage.

Die Zigeunerfrage haben wir im Lande selbst bis zum Ueberdruß discutirt; vor dem Auslande aber ist dieselbe noch niemals entsprechend beleuchtet worden und daher kommt es, daß, so oft sich irgendwo in einer Hauptstadt Europas eine Zigeunerbande hören läßt, immer wieder die Doktrin vernommen wird, die Ungarn hätten ihre Musik von den Zigeunern adoptirt. Kein geringerer als Franz Liszt war es, der diese These in seinem berühmten Buche „Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn" zuerst aufstellte. Der große Meister betrachtet nicht die Musik als die Hauptfrage, sondern er schildert, von seiner ausschweifenden Phantasie mit fortgerissen, den Stamm der Zigeuner als ein Volk, dessen gleichen niemals gelebt hat unter der Sonne und niemals erstehen kann.

Vor allem will ich bemerken, daß die in Europa allgemein herrschende, durch die Berichte zeitweilig in Ungarn reisender Engländer, Franzosen und Deutschen entstandene Meinung: man könne bei uns, und nur bei uns den Zigeuner in seiner vollen, ursprünglichen Eigenart antreffen, eine vollständig irrige ist; denn der Zigeuner hat bei uns durchweg,

ohne Ausnahme, die Sitten und Gewohnheiten des ungarischen Volkes angenommen.

Wir dürfen annehmen, daß dieser Umgestaltungsprozeß schon seit dem XV. Jahrhundert in ununterbrochenem Flusse ist. Die Zigeuner waren nämlich bei uns gleich von allem Anbeginn her geduldet und empfingen Freibriefe zur Niederlassung oder zu wandernder Freizügigkeit, während sie im Auslande überall verfolgt waren, ja geradezu außerhalb Rechtes und Gesetzes standen. In nationaler Hinsicht amalgamirten sich unsere Zigeuner mit dem Volke zwar nicht; das letztere zeigte keine Neigung hierzu und die beiden Stämme wären auch heutigen Tages nicht in einander zu verschmelzen; nichtsdestoweniger spornte der Selbsterhaltungstrieb den Zigeuner an, auf jedem Gebiete seine Fähigkeiten zur Geltung zu bringen; es müßte wahrhaft Wunder nehmen, wenn er sich binnen vierhundert Jahren nicht die Sitten und Gebräuche eines Volkes angeeignet haben würde, welches ihm, ob auch nur am äußersten Ende des Dorfes, friedliche Duldung gewährte. Im vorigen Jahrhunderte hatten wir wohl noch fortwährend wandernde, unter Zelten hausende Zigeuner im Lande (nicht zu verwechseln mit den heutigen, umherziehenden Landstreichern), aber auch diese waren in fortwährendem Contakt mit dem Landvolke und sind heute gänzlich verschwunden. Ein Theil unserer heutigen Zigeuner spricht das ursprüngliche Idiom des Stammes gar nicht mehr, und auch der Rest hat nur Bruchstücke bewahrt. Woher rührt also doch die allgemeine Annahme, deren wir oben erwähnten? Sicherlich nur aus zufälligen Aeußerlichkeiten. Eine, und wohl die hauptsächlichste derselben ist das bunte Gemisch von Rudimenten der altungarischen Tracht, an welchem der Zigeuner mit mehr Zähigkeit festhält, als das Volk Árpáds selber, eine Eigenthümlichkeit, die er aber mit keinem anderen Zigeuner Europas gemein hat. Das Komische an der Sache bleibt übrigens, daß

sogar manch Einer unserer eigenen Landsleute so lange die ethnographischen Mittheilungen der verschiedenen Touristen immer wieder las, bis er es am Ende selber auch glaubte, daß bei uns noch immer der originale Urzigeuner zu finden sei.

Und selbst wenn hie und da ein und das andere Exemplar eines solchen durch das Land ziehen würde, so könnte unser großer Compatriot Liszt daraus noch immer gar nichts folgern, denn solche vereinzelte Erscheinungen vermochten gewiß kein „Zigeuner-Epos“ zu schaffen. Die Epiker der „Ahnung des Urlebens“ waren andere Menschen anderer Zeiten. Liszt versucht sie zu schildern und stützt sich dabei, da ja die ganze Sache doch nur auf einer Conjunctur beruht, an Stelle historischer Daten auf seine eigenen Kombinationen, welche ihm die Frage unschwer seinem vorher gesteckten Ziele entsprechend zurecht legten, das kein anderes ist, als der Beweis: die ungarische Musik sei eigentlich jenes Zigeuner-Epos und es gereiche der Nation zur Ehre, dasselbe verstanden und aufgenommen zu haben.

Er sagt diesbezüglich selber Folgendes:

..... Wenn wir zugeben, daß die Zigeuner schon im XIII. Jahrhundert in Ungarn lebten, so ist andererseits nichts bekannt, was da beweisen würde, daß sie nicht schon früher im Lande gewesen seien; und dies zugegeben, ist hinwieder auch dafür kein Beweis bekannt, daß sie nicht auch noch früher hier gehaust haben. (Auf diese Weise könnte man schließlich auch beweisen, daß die „Geißel Gottes“ selbst — ein Zigeuner-Vajda war.).... Der Gottesfriede, dessen sie hier genossen, ließ ihnen Muße genug, alle äußeren Eindrücke und alle ihre geistigen Fähigkeiten dahin zu concentriren, um die geheimnißvollen Urgründe ihrer übergewaltigen Anhänglichkeit an das Naturleben, an ihren räthselhaften Stamm, an ihre dunkle Abkunft in dichterischer Form auszusprechen. Hier (inmitten des Frühlings, Sommers, Herbstes und Winters) in

gefahrloser Ruhe, in von Hunger und Verfolgungen nur selten gestörter Unthätigkeit hatten sie vollauf Zeit zu träumen, ihre Tage in süßem Nichtsthun zu verbringen, bis endlich ihre Empfindung eine bestimmte Gestalt annahm und mit der Zeit zu einer ganz eigenartigen, von aller Unruhe und Bewegung ihrer leidenschaftlichen Seele erfüllten Kunstform wurde. Je mehr sie sangen, desto besser lernte ihre Umgebung sie verstehen, desto mehr Dank sagte man ihnen und dies diente ihnen wieder zum Sporn, immer eifriger musiciren zu lernen. Der Zigeuner ist all zu sehr von sich selber erfüllt, als daß er neben seinen eigenen Empfindungen auch die Anderer zur Geltung kommen ließe (!!!); er bringt als Künstler wohl seine eigenen Empfindungen zum Ausdruck, aber er vermag nicht der Zuhörer eines anderen Künstlers zu sein (?). So konnte also dem Zigeunerkünstler ein Zigeunerauditorium nicht genügen (wohl, weil es nichts zahlen kann) und demnach mußte der kunstsinnige Ungar die Rolle des Mäcens übernehmen, was ihm allerdings zum Verdienste anzurechnen ist, denn seine Protektion hat die Zigeuner-Musik, welche wir heute irrthümlich ungarische Musik nennen, zu so hoher Vollkommenheit erhoben.

Dies die Geschichte des Zigeuner-Epos, oder (möge Wagner mir das Wort verzeihen) der Liszt'schen „Zigeuner-Götterdämmerung."

Trotzdem der größte Klaviervirtuose der Welt in der Sache eine festgewurzelte öffentliche Meinung geschaffen hat, erachte ich es, nachdem ich im Obigen das reiche Musikleben unserer Vergangenheit und unserer Gegenwart geschildert habe, nicht für nöthig, diese Idee des Epos des Weiteren zu widerlegen. Indessen bleibt doch immerhin der Umstand auffällig, daß in unseren Tagen nur mehr der Zigeuner der Einzige ist, der unsere Musik zum Vortrag bringt; diesbezüglich will ich also die Sachlage beleuchten.

Vor Allem wollen wir uns des hochtönenden Ausdruckes „Epos“ begeben. Das Wort klingt nicht anders, als wenn wir ein im Walde Erdbeeren lesendes Hirtenmädchen Fräulein Minerva tituliren wollten. Wir haben es mit keinem Epos, sondern mit einer, aus unserem Volksliede entwickelten Tanzmusik zu thun.

Als die Zigeuner sich in ganz Europa zu verbreiten begannen, beschäftigten sie in hohem Maaße die zeitgenössischen Chronisten aller Nationen, insbesondere die Deutschen. Da werden alle, selbst die geringfügigsten Eigenthümlichkeiten der Fremdlinge getreulich beschrieben; alle Ueberlieferungen sind darin einig, daß die Zigeuner keine Religion, keine nationalen Traditionen hatten und daß sie genau in demselben Zustande die Grenzen Europas überschritten, in welchem wir sie noch heute sehen. Kurz, die Chronisten erzählen uns Alles und Jedes; davon aber, daß diese Leute so besonders große Epiker gewesen wären, davon weiß auch nicht einer zu melden. Wie ist es aber auch denkbar, daß ein Volksstamm, der keine Religion, keine geschichtlichen Ueberlieferungen kennt, sich mit Ependichtung befaßt haben sollte, „dort irgendwo zwischen Winter, Lenz, Sommer und Herbst“?

Doch wozu eine Bresche im Hag suchen, da doch das Thor weit offen steht?

Als der Zigeuner bei uns nur erst Duldung gefunden hatte, bequemte er sich sofort zu jeglicher Lebensweise und so eben auch zu der Kunst der damaligen Volksgeiger. In den Familien dieser Leute ist vom XV. Jahrhundert bis herauf in unsere Tage — wie ja nur natürlich — der Fidelbogen ebenso erblich, wie in den Königsgeschlechtern das Scepter. Kann es da Wunder nehmen, wenn derlei Familien sich in den Vortrag unserer Musik dermaßen hineinlebten, daß ihre Leistungen alsbald allgemeine Bewunderung erregten? Unsere Geschichte beweist, daß im Verlaufe der jüngsten Jahrhunderte

einem halbwegs tüchtigen, wackeren Ungarn keine Muße blieb, sich — um mit Liszt zu reden — in süßem Nichtsthun auf Eposdichterei zu verlegen; im Getümmel der ununterbrochenen Kämpfe wäre dieses Feld ohne die Zigeuner wahrscheinlich ganz und gar unbebaut geblieben. So fand der Zigeuner auf diesem Gebiete leicht einen unbesetzten Posten um den anderen, bis er endlich der alleinige Herr des ganzen Terrains wurde; und da er die Stelle ganz gut auszufüllen wußte, fiel es auch Niemandem ein, ihn daraus zu verdrängen.

Ich will nicht behaupten, daß die Zigeuner beim Vortrage unserer Musik in der Ornamentirung und Variirung der Volkslieder keinerlei Erfindungsgabe bekunden; sicher ist aber auch, daß gerade diese orientalische Buntheit ein Postulat unseres Nationalcharakters ist und daher ursprünglich gewiß nicht von den Zigeunern herrührt.

Daß unsere Zigeuner das Musiciren überhaupt in Ungarn erlernt haben und noch fortwährend erlernen, das wissen wir von Alters her und sehen es noch heutigen Tages mit eigenen Augen. Viele begüterte Grundherren ließen sich für ihren eigenen Dienst Zigeuner ausbilden; die Lehrer derselben waren fachkundige Musiker. So musiciren auch heutigen Tages der vornehmen Welt von Budapest fachmäßig geschulte Zigeuner. Solche geschulte Künstler ahmen dann die übrigen Musikbanden mit mehr oder weniger Glück und Geschick als ihre Vorbilder nach.

So entstand die Künstlerschaft unserer Zigeuner, die heute in aller Welt Bewunderung erregt. Die ältere Musik überkommen sie traditionell von einander, das heißt: Jeder erbt seinen Part; der Primgeiger vom Primgeiger, und so der Contrist, der Clarinettist, der Cymbalist, u. s. f. je von seinem Vorgänger, daß sie es solchergestalt im Vortrag zu hoher Vollkommenheit bringen.

In der Musikdichtung war Bihari ein ausgezeichneter Naturalist. Im Allgemeinen aber wetteifert der Zigeuner in

der Composition durchaus nicht mit dem Ungar; ihre Werke sind kaum nennenswerth, schwache Imitationen des Volksliedes. Diesbezüglich mögen hier einige Zeilen aus der Allgem. Musikzeitung (Jahrgang 1880 Nr. 30) Platz finden:

„Man kann einem Anfänger in der Musik kaum leichtere Uebungsthemen geben, als die Melodien der ungarischen Tanzmusik sind. Fast Alles, was in ungarischen Kreisen gespielt wird, ist Werk der freien Phantasie. Es kommt häufig vor, daß sich ein Zuhörer, dem eine oder die andere Stelle nicht gefällt, vor den Musiker hinstellt und ihm so lange vorsingt, bis dieser die Melodie nach der Ansicht des Singenden verbessert, oder hinwieder der Musiker den Letzteren die richtige Originalmelodie lehrt, wie er sie von einer besseren Kapelle spielen gehört hat. Unter solchen Umständen ist es nur natürlich, daß sich die ungarische Musik nicht auf sicherer Basis entwickeln kann, zumal so lange die ausübenden Künstler nicht bestrebt sind, die Musik der zurückgebliebensten und ungebildetsten Klasse der Gesellschaft, den Zigeunern aus Händen zu nehmen. Indessen können wir uns heute bereits einiger Künstler rühmen, die sich um die Hebung und Vervollkommnung unserer Nationalmusik Verdienste erworben haben. Eine geregelte Musik, von solchen Händen gespielt ist, so gefühlvoll, so hinreißend schön, daß ihr nur wenige fremde Nationalweisen zu vergleichen sein dürften."

Daß es um ihre Dichtkunst auch in alten Zeiten ebenso bestellt war, das zeigt selbst die Sprache unserer Zigeuner, in der auch nicht ein auf Kunst bezügliches Originalwort zu finden ist. Selbst ihre Bezeichnung für die Geige ist fremden Sprachen entlehnt: „Hepeduva", „lauta", „setra". Das erste Wort ist ungarischen, das letzte rumänischen Ursprungs. Die Rumänen nennen jedes Saiteninstrument, selbst das Klavier, „csetera", die Zither.

Die ungarische Oper.

Von Max Schütz.

Kein Augustisch Alter blühte, keines Medicäers Güte „lächelte“ der ungarischen Kunst. Zwar berichtet die Chronik des XVII. Jahrhunderts von jenem siebenbürgischen Fürsten (Michael Apafy), der sich Sänger und Spielleute aus Italien verschrieben an seinen Hof, aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Die schweren Zeiten und widrigen Kriegsläufte benahmen den prachtliebenden Herren des Siebenbürger Landes den Geschmack an den sanfteren Künsten des Friedens. Von rauhem Kriegslärm verscheucht, flüchtete die ungarische Muse in den Schoß des Volkes. Wohl war es ein ungarischer Großer, Fürst Nicolaus Eszterházy, der vor mehr als hundert Jahren auf ungarischem Boden der Oper eine Stätte bereitete, wie sie kein regierender Herrscher neben ihm besaß, wohl durfte Maria Theresia bei der Aufführung von Haydn's Oper „L'Infideltà delusa“ in Eszterház (1773) den Ausspruch thun: „Wenn ich eine gute Oper hören will, gehe ich nach Eszterház,“ wohl durfte sich der hochsinnige Fürst, dessen Name für alle Zeiten der Geschichte der Musik angehört, mit gerechtem Stolze rühmen, den größten Komponisten an der Spitze eines für die

damalige Zeit großartigen Musikwesens sein eigen zu nennen — aber es war keine nationale Kunst, es war nicht die ungarische Oper, welche den Ruhm von Eszterház und seinen kunstbegeisterten Fürsten verkündeten.

Zu einer Zeit, da in Ungarn fremde Sprache und Sitte herrschte, da es weder eine nationale Literatur noch eine ungarische Kunst gab, konnte auch eine ungarische Oper nicht erstehen, mochten auch im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts zahlreiche ungarische Große das Beispiel jener erlauchten Mäcens befolgen: die Erdödy, Batthyanyi, Csáky, die nicht blos eigene Kapellen, sondern wohlorganisirte Operntruppen im Dienste hielten.

Der Entwickelungsgang der Kunstgeschichte folgt nach unwandelbaren Gesetzen den Strömungen der politischen Völkergeschichte. Erst mußte durch die gewaltigen Reformbestrebungen der zwanziger Jahre das nationale Bewußtsein der Ungarn wachgerüttelt werden, ehe die Morgenröthe einer ungarischen Kunst anbrechen konnte.

Die Opern von Ruzsiczka, Bartay, Heinisch u. A., die in den zwanziger und dreißiger Jahren zur Aufführung kamen, waren wohl zum großen Theile nichts als schüchterne Versuche nach fremden Vorbildern, aber es waren doch der nationalen Geschichte und Sage entlehnte Stoffe, welche in diesen Werken musikalisch verherrlicht werden sollten. Und mit diesen Versuchen war der Boden geebnet für die Schöpfungen jenes thatkräftigen Geistes, dem die ungarische Oper ihr Dasein verdankt.

Franz Erkel, der erste Kapellmeister des neugegründeten Nationaltheaters (1837) war der Erste, der mit kundigem Blick die künstlerisch verwerthbaren Elemente der ungarischen Musik in der Oper zur Geltung brachte. Gleich in seinem ersten Werke „Bàthori Mària" bewies er, daß er den Geist der Zeit richtig begriffen und eine umfassende musikalische Bildung

befähigte ihn dazu, demselben den künstlerisch annehmbaren Ausdruck zu verleihen. Eine Reihe von ähnlichen Werken, die allesammt national-historische Stoffe behandeln, folgte diesem ersten bedeutsamen Versuche und für die Lebensfähigkeit seiner Schöpfungen spricht sicherlich am beredtesten der Umstand, daß die Mehrzahl derselben, trotz der sprichwörtlich gewordenen Kurzlebigkeit der Oper, sich noch heute auf den Repertoire erhält und, der ungeschwächten Beliebtheit des Publikums erfreut. Auf „Bàthori Màrìa" (1840) folgte: „Hunyady Làszlò" (1844), die populärste Oper Erkel's, das Festspiel „Erzsèbet" (1857, in Gemeinschaft mit Franz Doppler), „Bànk bàn" (1861), „Sarolta" (1862), „Dòzsa György" (1867), „Brankovics" (1874) und die Spieloper „A nèvtelen hösök" (1880). Die meiste Zugkraft von diesen Werken bewährten die Opern „Hunyady Làszlò" und „Bànk bàn", die erstere vermöge ihrer volksthümlichen Musik, die letztere durch die glückliche Verwendung der rhythmischen und harmonischen Eigenthümlichkeiteu der ungarischen Volksmusik.

Die jüngste Schöpfung des trotz seiner siebenzig Jahre noch immer rüstig wirkenden Componisten ist die Oper „A névtelen hösök" („Die Namenlosen Helden") mit welchen Franz Erkel ein neues, in der ungarischen Opernliteratur vollständig berechtigendes Gebiet eröffnete. Die „Namenlosen Helden" sollten eine volksthümliche Spieloper werden; dazu war die Oper durch ihr eninent nationales Sujet bestimmt. Das letztere rührt nämlich, nicht wie dies sonst der Fall zu sein pflegt, von dem Dichter des Libretto's, sondern vom Componisten her. Franz Erkel war es, der von dem begabten Dichter des „Falu rossza" („Der Dorflump"), Eduard Tòth, ein Textbuch verlangte, dessen Handlung in der Zeit des Freiheitskrieges 1848—49 spielen sollte. Begierig griff der Dichter die Idee auf und in kurzer Zeit war das Libretto zu den „Namenlosen Helden" fertig, bis auf die Schlußscenen, die der Dichter nur skizziren, nicht mehr vollenden konnte. Mitten im Schaffen

hatte ihn der Tod weggerafft. Der Componist empfing das Buch aus fremder Hand, nicht aus der des Dichters.

Die „Namenlosen Helden" sind die Honveds, die Kämpfer für Freiheit und Vaterland, die in der glorreichen Zeit des Unabhängigkeitskampfes sich um das dreifarbige Banner schaarten. Die große Zeit der Jahre acht- und neunundvierzig musikalisch zu verherrlichen ist ein neuer und unleugbar ein glücklicher Gedanke. Er zeugt von dem praktischen, oft bewährten Bühnenblick des Componisten, der seine Mittel kennt und das Publikum, auf welches er wirken will.

Die ruhmreiche Epoche des Völkerfrühlings ist dem Denken und Fühlen unserer Generation noch nicht zu sehr in die Ferne gerückt: noch leben Zeugen, mitthätig gewesene Zeugen in unserer Mitte und würde die Geschichte davon schweigen, so möchten jene Bomben davon wacker zeugen, die bei der Beschießung der ungarischen Hauptstadt im Jahre 1849 in das Gebäude des Nationaltheaters einschlugen und kenntliche Spuren bis zum heutigen Tage hinterlassen haben. Wohl aber ist ein Menschenalter über jene Zeit hinweggegangen, ein genügender Zeitraum, um jenen Hintergrund in einen historischen zu verwandeln. Ein empfindlicher Mangel des Textbuches ist es freilich, daß es der Dichter nicht verstanden hat, die geschichtlichen Momente mit den rein menschlichen Vorgängen auf der Bühne in ein lebenswahres Ganze zusammenzufassen. Eduard Tóth besaß für diese Aufgabe die volle Begeisterung und die naive Empfindung eines starken, eigenthümlichen Dichtertalentes, leider aber nicht die unerläßliche Kenntniß der Opernbühne und ihrer Erfordernisse. Von den etwas schablonenhaften Gestalten, mit welchen der Dichter die Bühne bevölkert, kann nur das Liebespaar Elek und Ilonka unsere Theilnahme erregen. Die Figuren des verliebten alten Gecken der zänkischen Alten, des biederen Dorfgeistlichen können auf Originalität durchaus keinen Anspruch machen. Die lockere

Führung der Handlung, die eines eigentlichen Knotens entbehrt und sich in eine Reihe zum Theil recht wirksamer Szenen von militärischem Anstrich auflöst, gewährt wohl dem Componisten genügende Freiheit zu lyrisch-musikalischer Ausbreitung, läßt aber das dramatische Interesse dabei leer ausgehen.

Es war keine geringe Aufgabe für Franz Erkel, aus diesem Libretto, dessen einziger wirklicher Vorzug nächst der Grundidee in der fließenden, musikalisch löslichen Diction besteht, ein bühnenfähiges Werk zu gestalten. Für den Componisten galt es überdies einen neuen Ton anzuschlagen auf seiner Leier, die bisher nur dem Tagischen und Pathetischen in der Kunst geweiht war, sowohl in seinen bisherigen Opern, als in seinen Vocalcompositionen, dem „Hymnus", dem „Magyarok Istene" („Der Gott der Ungarn") ꝛc. Die Musik der „Namenlosen Helden" ist größtentheils lyrisch gehalten. Relitative, Arioso's, Romanzen, Ensemble's bewegen sich durchaus in dem leichteren Style der Spieloper. In den ersten zwei Akten der Oper, namentlich im zweiten, ist dieser Grundzug glücklich festgehalten. Es fanden sich in diesen beiden Akten Nummern von unmittelbar wirkender, einfacher Schönheit und poetischem Ausdruck. Sehr hübsch erfunden ist das erste Duett der Liebenden, ein lebhaft bewegtes Arioso mit reicher Orchesterbegleitung, die späterhin oft als Ritornell wiederkehrt. Die Romanze Elek's im dritten Akte wirkt überraschend durch eine überaus glückliche Verwebung moderner harmonischer Effecte mit den eigenthümlichen coupirten Rhythmen des ungarischen Volksliedes.

Der Schwerpunkt der musikalischen Arbeit liegt übrigens nicht in den Solosachen, sondern in den Ensemble's, namentlich in den kräftig und volksthümlich gehaltenen Chören. Hier ist es auch, wo der ungarische Character der Musik am auffälligsten und in berechtigter Weise zum Ausdruck kommt. Musikalisch interessant und befriedigend ist besonders einer

dieser Chöre im zweiten Akte: „Kilencz óra, kilencz óra! Eredj honvéd nyugovóra.“ (Zu deutsch etwa: „Hört, Ihr Honveds und lasset Euch sagen, die Glocke hat neune geschlagen.“) Hinter der Bühne ertönt das bekannte Trompetensignal des Zapfenstreiches. Auf diesem einfachen Motiv, dem Octaveninterval und der Oberquinte baut sich ein schöngegliederter Chorsatz in natürlichster, aber sehr wirkungsvoller Weise auf. In gleich einfacher Art ist im vierten Akte der in der Kirche ertönende protestantische Choral mit Orgelbegleitung behandelt.

Für die Geschichte der ungarischen Musik ist die neueste Oper von Franz Erkel insofern von Bedeutung, als sie aufs Neue darthut, welcher Veredlung die Elemente der ungarischen Volksmusik und der Volkslieder fähig sind. Ueber die Berechtigung des nationalen Charakters, welcher die Musik zu den „Namenlosen Helden“ durchzieht, ist somit kein Wort zu verlieren. Der Componist durfte denselben in einer ungarischen Oper, deren Stoff überdies von eminent nationaler Färbung ist, gewiß mit vollem Recht für sich in Anspruch nehmen. Aber ein Anderes ist es, ob dieses Festhalten des nationalen Characters in solchem Maße, wie wir es in den „Namenlosen Helden“ begegnen, dem Werke selbst zum Vortheil gereicht? Jede Manier, sie mag noch so interessant sein, wird auf die Länge monoton. Als pikante Würze, sparsam gebraucht, ist sie mit Vortheil zu verwenden; als ausschließliche Nahrung vermag sie ein an kosmopolitische Musik gewöhntes Ohr nicht zu befriedigen. Wie weit man in Verwendung national-musikalischer Motive und des Localcolorits ohne Uebertreibung gehen dürfe, dafür haben wir gerade in der Neuzeit vortreffliche Beispiele: für das erstere an „Carmen“, für das letztere an „Aida“, um die nächstliegenden zu nennen. Man kann sich für ungarische Musik begeistern und wird deshalb doch zugeben, daß die Ausdrucksmittel in derselben für größere Kunstformen, wie für die Oper, nicht ausreichen, daß die vorwiegenden

langsamen Tempi und die geraden Taktarten (4/4, 2/4) das Vorherrschen der Moll-Tonarten, die häufigen Tanzrhythmen der Gesangsstimme oft hinderlich werden. Der nationale Charakter der „Namenlosen Helden" wäre durchaus nicht beeinträchtigt worden, wenn auch einige Musik-Nummern von dem Componisten jenes internationale Gepräge erhalten hätten, welches denselben die Cirkulations-Fähigkeit in der ganzen civilisirten Welt verleihen würde.

Eine volksthümliche Oper, wie die „Namenlosen Helden", durfte des belebenden Elements der Balletmusik nicht entrathen und der Geschmack des Componisten hat in diesen Nummern die richtigste Wahl getroffen. In der Balletmusik war es dem Componisten gegeben, frei und unbeirrt aus dem Eigenen zu schöpfen, während er an mehr als einer anderen Stelle an der lästigen Fessel der Dichtung sichtlich niedergehalten wird. In den „Verbungos" („Werbungstanz") am Schlusse des ersten Aktes vermischen sich Gesang und Tanz zu einem Ganzen von unwiderstehlicher Wirkung. Es scheint der Natur abgelauscht zu sein und verdankt dennoch nur dem Kunstverstande des Komponisten sein Dasein. Ein solch spontaner, gleichsam mit Naturkraft wirkender Einfall ist die gelungene Mazurka in der Lagerscene des dritten Aktes. Das Tanzlied ist hier vollständig am Platze. Wer die Mazurka (richtiger den Mazurek) in ihrer Heimat aufgesucht hat, weiß es, daß dort die Begleitung nicht von den Instrumenten allein, sondern von den Tänzerinnen mit besorgt wird, in ähnlicher Weise wie in Italien der Chor die Tarantella zu begleiten pflegt.

Neben Franz Erkel treten die übrigen Pfleger der ungarischen Oper bedeutend in den Hintergrund. Ein einziger von ihnen hat sich mit Erfolg in der opera seria versucht: August v. Adelburg und dieser war kein Ungar. Trotzdem hat er es verstanden, den Sinn und die Bedeutung der ungarischen Musik in Oper „Zrinyi" zur Geltung zu bringen.

An Operncomponisten und an solchen, die auch im Auslande zu hohen Ehren gelangten, hat Ungarn keinen Mangel,

wohl aber an solchen, die sich gleich Franz Erkel des Musikdramas auf nationaler Grundlage annehmen. Mit Stolz nennt Ungarn Karl Goldmarck, den genialen Componisten der „Königin von Saba" den Seinen, wiewohl er fern von der Heimath weilt und sein Talent der ganzen gebildeten Welt, nicht seinem Vaterlande allein angehört. Edmund v. Michalovich zählt gleichfalls zu jenen Componisten, die mit ihren künstlerischen Bestrebungen über die engen Grenzen der Heimath hinaus nach Deutschland gravitiren und die jüngst in Dresden stattgefundene Aufführung seiner Oper „Hagbarth und Signe" hat ihm die seltene Genugthuung bereitet, ein jedenfalls bedeutsames Erstlingswerk unter dem ehrenden Beifalle eines gebildeten Publikums in einem der vornehmsten Opernhäuser aufgeführt zu sehen.

Außer den genannten ist es noch ein junger, hoffnungsvoller Componist, Franz Schauer, dessen erste Oper „Atala", im ungarischen Nationaltheater wiederholt gegeben (1881), zu Erwartungen für die Zukunft berechtigt. Die Oper „Atala" ist ihrem Stoffe wie der Musik nach so sehr europäischen Zuschnittes, daß sie höchstens um ihres Componisten willen, der in Ungarn seine Ausbildung genossen und im Orchester des ungarischen Nationaltheaters eine tüchtige Schule durchgemacht hat, auch hier Erwähnung verdient. Trotz der unleugbaren großen Fehler — die aber zumeist Fehler aller Anfänger sind — gewährt uns dieses Erstlingswerk aber die beruhigende Gewißheit, daß Franz Schauer einer der wenigen Berufenen unter den jungen ungarischen Componisten ist, dessen ursprüngliches Talent nur noch in dem Verkehr des Musiklebens und an dem tieferen Studium der klassischen Meister erstarken muß, um sich freier bewegen und entfalten zu lernen.

Das ungarische Parlament.

Von **Dr. A. Neményi.**

I.

Das ungarische Parlament zählt 446 Mitglieder, welche alle 3 Jahre neugewählt werden. Der Census für die Wähler ist ein sehr niedriger, das passive Wahlrecht ist überhaupt nicht beschränkt. Die Wahlkämpfe der alten Zeit, während welcher es nach englischer Art herging und bei denen sich auch eine ganze Kategorie ungarischer Grundbesitzer vollkommen zu ruiniren pflegte, haben größtentheils aufgehört. Theils sind die politischen Leidenschaften mäßiger, theils ist die Gesellschaft vernünftiger und das Geld geschätzter geworden, theils hat auch das Abgeordnetenmandat wesentlich von dem Nimbus eingebüßt, der dasselbe ehedem umgab. Trotzdem gehört die Stelle eines Abgeordneten noch immer unter die begehrtesten im Lande und dient ebenso gut zu einem Abschluß, wie zum Beginn einer öffentlichen Carrière.

Der Mann, der mit dem Mandat ausgerüstet nach der Hauptstadt kommt, findet sich mit einem Male der besten Gesellschaft zugezählt, er hat eine Art Hoffähigkeit erlangt. In der politischen Welt zumal, wo jedes Mitglied des Abgeordnetenhauses vom Haupte der Regierung bis zu dem obscursten

Vertreter eines weltverlorenen Städtchens auf dem Fuße vollkommener Gleichheit verkehrt. Ein seltener Ton gemüthlicher Kameradschaft herrscht unter den Mitgliedern des Abgeoednetenhauses; vom Augenblicke ihres Eintrittes sprechen sie einander Alle mit „Du" an und rufen einander im Privatgespräch fast nur beim Taufnamen. Für den Fremden mag es sich manchmal recht sonderbar anhören, wenn ein junger Abgeordneter zu einem Minister höflich sagt: „Du, Excellenz." Denn es herrscht trotz dieser Vertraulichkeit in den gesellschaftlichen Beziehungen der Einzelnen die vollendetste Courtoisie. Der Erbe fürstlicher Güter und des berühmtesten Namens, wie z. B. Graf Alexander Károlyi, verschmäht es, seinen Sitz im Herrenhause einzunehmen, den er durch den Vorzug der Geburt erhalten hat und rivalisirt mit dem Sohne der Roturiers auf diesem Gebiete. Alle Talente der Aristokratie streben dem Volkshause zu, allein sie bilden hier keine besondere Kaste, sie finden sich vielmehr, von der Rechten angefangen bis hinaus zur äußersten Linken, in den Reihen einer jeden Partei. In der gesellschaftlichen Situation der einzelnen Abgeordneten gibt es keine Unterschiede; Alle, die Gnade gefunden haben vor den Augen des souveränen Volkes, sind einander gleich, sowie sie die Schwelle des Parlamentshauses überschritten haben.

Diese angenehmen Beziehungen bestehen nicht blos zwischen den Angehörigen derselben Partei, sondern ebenso zwischen den Vertretern gegnerischer Anschauungen und es ist etwas sehr Gewöhnliches, zu sehen, wie dieselben Männer, welche einander vor wenigen Augenblicken in öffentlicher Sitzung die auserlesensten Unliebenswürdigkeiten gesagt haben, gleich nach dieser Scene im Corridor des Hauses Arm in Arm promeniren. Der Mann, der seinen „sehr geehrten Herrn Vorredner" vor wenigen Minuten noch in offener Sitzung hinrichtete, verträgt sich gleich darauf ausgezeichnet mit seinem Opfer an einem Tische des Buffets. So erregt, ja zuweilen maßlos die poli-

tischen Feindschaften und die politischen Debatten sich auch gestalteten, gemeinhin schützte dieser freundschaftliche Privatverkehr die Versammlung vor größeren Ausschreitungen. Wenn höhere Rücksichten es geboten, wußte man denn doch, daß alle Mitglieder des gesetzgebenden Körpers sich zusammenfinden würden, für die Würde des Hauses einzustehen. Darum waren und sind auch zur Stunde noch die Bestimmungen der Hausordnung außerordentlich freisinnig, sie beziehen sich fast nur auf die äußere Ordnung der Verhandlungen, während dem Hause und seinem Präsidenten eine sehr geringe Disciplinargewalt zusteht. In neuester Zeit haben sich jedoch einige sehr peinliche Episoden ergeben, welche die Nothwendigkeit der Uebertragung einer solchen Gewalt an den Präsidenten als angezeigt erscheinen ließen. Trotzdem hat man sich bisher nicht entschließen können, einen Weg einzuschlagen, welcher so weit abseits liegt von allen parlamentarischen Traditionen Ungarns.

Wenn das Haus in seiner Gesammtheit nicht eben musterhafte Ordnung hält, so üben die Parteien im Kreise ihrer Angehörigen eine um so strengere Disciplin. Es gibt im ungarischen Abgeordnetenhause nicht mehr als 3—4 Wilde und auch diese, obgleich Männer von großem persönlichen Rufe, sind ohne jeden Einfluß auf die Versammlung. Eine außerordentlich stramme Parteiherrschaft hat von jeher in allen Kreisen des ungarischen Abgeordnetenhauses existirt und ist daselbst auch in diesem Augenblicke noch zu Hause. Jeder Antrag, jede Interpellation, ja jede Rede von irgend einer Bedeutung wird vorgängig der betreffenden Partei angekündigt und erst wenn dieselbe ihre Zustimmung erlangt hat, gewinnt das Mitglied die Freiheit, vor das Haus zu treten. Die Minister selbst kündigen die Beantwortung auf jede an sie gestellte Interpellation zuerst in ihrem eigenen Club an und müssen es sich gefallen lassen, daß dieselbe hier zuweilen viel stärker kritisirt wird, als durch die gegnerischen Parteien in offener

Sitzung. Die Regierungsvorlagen werden hier häufig vollkommen umgestaltet und im Kreise der Regierungsfreunde finden sich oft die rücksichtslosesten Beurtheiler gouvernementaler Maßnahmen. Hat aber die Partei trotzdem zu Gunsten der Regierung entschieden. dann weiß auch jeder „rechtschaffene Mameluk", daß es seine Pflicht sei, zu gehorchen und so stimmt denn Mancher widerwillig in öffentlicher Sitzung für dasjenige, was er Tags zuvor vielleicht energisch verurtheilt hat.

Durch diese eingehenden Parteiberathungen mehr noch, als durch die Diskussion in den Ausschüssen, verlieren die Debatten der öffentlichen Sitzung viel von ihrer Lebendigkeit. Die große parlamentarische Beredtsamkeit, welche in diesem Lande einst so eminente Vertreter besaß, hat fast ganz aufgehört, ja sie ist theilweise in Verruf gerathen. Es gehört jetzt zum politischen guten Ton, nur geschäftsmäßige, meist fürchterlich trockene Reden zu halten, welche in möglichst nonchalanter Form vorgebracht werden. Wie ehedem ein sehr hochgehendes Pathos den Grundzug aller magyarischen politischen Beredtsamkeit abgab, so strengt man sich jetzt an, eine trostlose Nüchternheit zu bekunden. Es ist eben der Rückfall von einem Extrem zu dem anderen. Nur wenige besonders begabte Naturen sind es, die sich weder durch den Terrorismus der Mode, noch durch die Bequemlichkeit, noch durch den Nachahmungstrieb haben verleiten lassen, die platte Gewohnheit nachzuahmen. Die Männer, welche es verstehen, zwischen absoluter Formlosigkeit und Geziertheit, zwischen Pathos und Banalität einen verständigen Mittelweg einzuhalten und für die fachkundige Besprechung der Tagesereignisse edlere Formen zu finden — ihre Zahl ist freilich sehr gering geworden, aber es gibt dafür Redner unter ihnen, welche jedem europäischen Parlamente zur Ehre gereichen würden!

Freilich, die Heroenzeit der ungarischen parlamentarischen Beredtsamkeit ist vorüber. Seitdem Kossuth, auf dessen Lippen

die ungarische Prosa zu ihrer hoheitsvollsten Vollendung gelangte, im Exil weilt; seitdem der gedankenreiche und trotz seiner Tiefe stets liebenswürdige und volksthümliche Baron Eötvös in's Grab gestiegen; seitdem man die herrlich klare Rede Franz Deáks nicht mehr hört und seitdem Julius Andrassy, der witzigste und politischeste Kopf, den das neue Ungarn hervorgebracht hat, es für seine vornehmste Lebensaufgabe ansieht, in Siebenbürgen auf Bären und Gemsen zu jagen, seitdem ist die klassische Periode der Beredtsamkeit in unserem öffentlichen Leben — vielleicht für alle Zeiten — geschlossen.

II.

Allein bei einem Volke, das die Kunst der Rede stets so hoch gehalten, wird es allezeit Redner geben, wenn sie auch nicht den Alten gleichen. Wir treten in den Berathungssaal des ungarischen Parlaments und haben einen höchst pittoresken Anblick vor uns. So unbedeutend der Gegenstand auch sei, die Bänke sind meist voll besetzt und die Sitze der Regierung ebenfalls. Freilich ist die Aufmerksamkeit der Zuhörer eine stark getheilte. Ein gleichgiltiger Redner niederen Ranges hat wieder einmal jenes Thema hervorgesucht, welches, wie es scheint, noch die Enkel der jetzigen Generation beschäftigen soll: das Thema von der Schädlichkeit, Gefährlichkeit und Sträflichkeit der Okkupation Bosniens. Die Versammlung verwandelt sich da plötzlich in einen großen Debattirclub und dem Redner hören nur seine engeren Parteigenossen zu, die sich verpflichtet fühlen, aus Courtoisie zur Stelle zu bleiben. Die anderen Mitglieder bilden lebendige Gruppen, die sich trefflich unterhalten. Da, auf einer Bank der Regierungspartei, hat sich ein kleiner Club von Schriftgelehrten zusammengefunden. Ein sexagénaire de vingt ans, schneeweiß und voll lebendiger Geberden, das ist Herr von Trefort, der unga-

rische Unterrichtsminister, der selbst mitten in seinen zahllosen Regierungsgeschäften zu den ersten, besten und fleißigsten Schriftstellern gehört; jedes Jahr bringt einen Band neuer Essays von ihm; Politik und Sociologie, Volkswirthschaft und Aesthetik, fast alle Gebiete des modernen Wissens, die deutsche, französische und englische Literatur, in denen er eine bewunderungswerthe Versirtheit besitzt, finden in ihm einen verständnißvollen und unermüdlichen Arbeiter. Neben dem Minister eine stattliche und äußerst anziehende Figur, die stets einen Scherz auf den Lippen hat und sichtlich den Stolz einer ganzen Gruppe bildet, das ist Maurus Jókai, der hierher kommt, sich von seiner schriftstellerischen Arbeit zu erholen und ein passionirter Parteimann ist, obgleich Partei und Politik seine Beliebtheit im Lande keineswegs gefördert haben; sein Nachbar ist Max Falk, der Chefredakteur des „Pester Lloyd", einer der wenigen politischen Journalisten, denen es gelungen ist, auch in der practischen Politik mit Glück eine Führerrolle zu spielen; neben ihnen Koloman Széll, der im Alter des jungen Pitt Finanzminister wurde und seinen Platz mit dem größten Talente und der höchsten Mannhaftigkeit ausfüllte. Er ist in lebhafter Conversation mit seinem Nachfolger, dem Grafen Julius Szápáry — das ist derjenige Ungar, der in neuerer Zeit einen großen und glücklichen Theil des deutschen Publikums von allen unseren Landsleuten am meisten interessirt. Auch er gehört noch unter die jüngeren Mitglieder des Hauses und die Hoffnungen, die auf seine Zukunft gesetzt werden, sind ganz ungewöhnliche. Gleichmäßig beliebt bei Hofe und im Parlamente, ein fertiger, wenn auch nicht ein bedeutender Redner, ein Geschäftsmann von Finesse und in allen seinen Beziehungen so glücklich als gewandt, sieht man in ihm den einzigen Mann, der einst Koloman Tisza zu ersetzen vermögen wird.

Den Mittelpunkt einer anderen Gruppe bildet Graf Albert

Apponyi, der jugendliche Führer der conservativen Opposition, unstreitig einer der ersten Redner der Versammlung. Einer hochconservativen, dem Hofe ergebenen Familie entstammend, von Jesuiten erzogen, hatte er bei seinem Eintritte in die Versammlung vor Allem mit dem Prädicate eines Jesuitenzöglings zu kämpfen, das man ihm anheftete. Es wird erzählt, daß seine erste Wahl Summen verschlang, wie sie in Deutschland wohl genügen, um die Wahlkasse einer ganz ansehnlichen Fraction zu füllen. So stark war noch vor einem Jahrzehnt die Anhänglichkeit an die liberalen Regierungsprinzipien und der Widerwille gegen jeden Namen, der mit den Erinnerungen an die conservative Partei verknüpft war, daß der Sohn eines der ersten Magnatengeschlechter von Bezirk zu Bezirk wandern mußte und sich an den verschiedensten Orten hoffnungslos um das Vertrauen der Wähler bewarb. Seither hat er verschiedene Wandlungen durchgemacht, bis er sich neuestens in einer sensationallen Rede frank und frei als Anhänger der durch den Fürsten Bismarck in Deutschland proklamirten volkswirthschaftlichen Richtung bekannte. Die ungarische Agrarpartei hat bisher nur ziemlich beschränkte Erfolge mit ihrer Propaganda zu erreichen vermocht, sollte sie jemals zu einem größeren Faktor im Staate werden, dann kann kein anderer in dem Maße auf ihre Führerschaft Anspruch erheben, wie Graf Apponyi. Die liberale Richtung innerhalb der Volkswirthschaft vertritt eine Plejade junger, strebsamer Geister. Wenn früher die ganze Richtung des öffentlichen Lebens im Lande die Jugend für die rein politischen Kämpfe vorbereitete, so ist das heutzutage anders geworden und die gesammte politische Jugend obliegt dem Studium volkswirthschaftlicher Probleme mit einem Eifer, der kaum zu überbieten ist. Aus dieser neuen Generation sind Männer hervorgegangen, wie Gabriel Baroß, der jüngst zum Staatssekretär des Kommunikationsministeriums ernannt wurde, Alexander Hegedüs, der

Vertreter Ungarns auf dem Pariser Münzkongreß, der Universitätsprofessor Ludwig Láng, Andreas György, der auf dem Gebiete des Verkehrswesens zu den Autoritäten zählt und Graf Aurel Desewffy, einer der prädestinirten Führer einer künftigen Agrarpartei. Die Angehörigen beider Richtungen stehen übrigens fast ganz unter dem Einflusse der gleichartigen Schulen in der deutschen Volkswirthschaft. Bei diesem Vorwiegen volkswirthschaftlicher Motive in der Politik ist es auch nicht zu verwundern, daß das Finanzkomité des Hauses eine Art Wohlfahrtsausschuß bildet, dessen Votum selbst den mächtigsten Regierungen imponirt. Die hervorragendsten Mitglieder des Komité's, wie Paul v. Szontágh, Friedrich v. Harkányi, der Vertreter Ungarns auf der letzten Pariser Ausstellung, Moriz Wahrmann, der Vertreter der Pester City gehören freilich der Regierungspartei an; allein die Mitglieder dieser kleinen Körperschaft sind die Einzigen, die es wagen dürfen, sich der strammen Parteidisziplin zu entziehen, die sonst selbst den unabhängigsten Männern ihre Gesetze diktirt.

Deutsche Einflüsse sind es auch, welche den bedeutendsten Verwaltungspolitiker der jüngeren Generation gebildet haben, in dessen Namen sich schon das magyarische und deutsche Element wunderlich vermengt. Er heißt Béla Grünwald und gehört trotz des deutschen Namens einer der ältesten, ungarischen, katholischen Familien an. Ehemals der Leiter eines zumeist von Slaven bewohnten oberungarischen Comitats, hat er sich durch seine eiserne Administration unter den Panslavisten einen gefürchteten Namen gemacht. Wenn sie ihn nennen, glauben sie den höchsten Ausdruck für Alles, was im panslavistischen Sinn hassenswerth ist, gefunden zu haben. Keiner hat das Programm einer nationalen, ja einer chauvinistischen Politik mit feurigerer Zunge gepredigt, keiner hat so kühn Hand angelegt an die Vorurtheile des eigenen Stammes, wie er. Das System einer bis an die letzte Grenze der practischen Mög-

lichkeit gehenden administrativen Dezentralisation, welches zu den theuersten Ueberlieferungen des Landes gehört, hat in neuester Zeit vor Allem er zum Gegenstande seiner Angriffe gemacht. Ein tiefes Studium der Theorie und der Praxis preußischer Verwaltung hat ihn zum überzeugten Verfechter jener Verwaltungsgrundsätze gemacht, die in dem leitenden deutschen Staate zu Hause sind. Während in Deutschland gerade unter dem Regime dieser strammen Verwaltung sich eine gewisse Tendenz zur Decentralisation und Selbstverwaltung ausbildet, hat in Ungarn das Regime maßloser Zerstückelung eine starke Propaganda für die Centralisation und Selbstverwaltung gezeitigt. Der Politiker, der vor einem Jahrzehnt noch fast ganz allein mit seinem Programm staatlicher Verwaltung stand, zählt heute eine ganze Schaar von überzeugten Anhängern und an dem nicht fernen Tage, da die auf die Stärkung der Staatsgewalt gerichtete Verwaltungspolitik in Ungarn die Oberhand erlangen wird, muß Grünwald als der natürliche Vollstrecker dieser neuen Richtung erscheinen.

Während wir diese Skizzen zeichnen, haben wir fast den Redner vergessen, der schon bei unserem Eintritt in den Saal „das Ohr des Hauses hatte.“ Freilich haben es auch die Mitglieder der ehrenwerthen Versammlung nicht anders gemacht. Unzählige Gruppen, in heiterster Konversation begriffen, bewegen sich ganz frei im Hause und nehmen von der Rede, die gerade fließt und von dem unglücklichen Redner auch nicht die geringste Notiz. Ungarische Wähler — besonders der Provinz — setzen einen Ehrenpunkt darin, daß der Mann ihrer Wahl von Zeit zu Zeit im Rathe der Nation sein Wort erhebe und wenn im „Rathe der Nation“ auch nicht eine sterbliche Seele sich um den Vortrag gekümmert hat, so lesen die geschätzten Wähler die Aeußerungen ihres Abgeordneten darum nicht minder mit religiöser Sammlung. Jedermann kennt diese

Gepflogenheiten, man weiß auch ganz genau, welches die Redner sind, die „nachhause sprechen.“ Die Versammlung ist gegen sie nachsichtig, Niemand genirt sie, aber Niemand genirt auch sich selbst in seinen Lieblingsunterhaltungen, wenn eine solche Standrede angeht.

Nur Einen Mann gibt es im Hause, der selbst solchen Zweckrednern mit gespannter Aufmerksamkeit folgt, der sogar die Kraftstellen ihrer Reden notirt, augenscheinlich, um auf dieselben zu repliziren. Er ist der Ansicht, daß man auch nicht in einem einzigen Bezirk des Landes den Glauben gewinnen dürfe, es habe ein Redner gesprochen, der nicht widerlegt werden könnte. Und in der That, kaum hat der Löwe von der Opposition sich niedergesetzt, fast unbemerkt in dem Summen und Murmeln, das schon während seiner Rede geherrscht hatte, — da erhebt sich von der Ministerbank jener einzige, aufmerksame Zuhörer in dieser Schaar gefühlloser Cannibalen und nun erst fangen die Gruppen an, sich für den vergangenen Redner zu interessiren. Mit einem Male ändert sich die Scenerie, alle Conventikel sind aufgelöst, alle Scherze sind verschwunden und Jedermann wendet sich der neuen Figur zu, welche die Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nimmt.

Es ist in der That eine ganz unvergleichliche Gestalt. Die ungarischen Witzblätter, wenn sie dieselben zeichnen, geben ihr zuweilen den Habitus des Don Quixote und das ist nicht ganz unzutreffend. Ein Freund aus Deutschland, der einmal mit mir von der Galerie des ungarischen Abgeordnetenhauses das Leben und Treiben im Saale beobachtete, rief beim Anblick dieser Gestalt aus: „Das ist der Typus der Laufschule.“ So, meinte er, sei die ideale Figur beschaffen jener armen deutschen Schullehrer, die gleichzeitig in zwei, drei Dörfern angestellt sind und sich in Folge dessen täglich einige Male auf der Wander zwischen diesen Ortschaften befänden. Die „Laufschule“ muß natürlich im Besitze von ausgezeichneten Beinen sein und daß

sie gemeinhin nicht eben durch eine sehr üppige Constitution auffällt, das ist leicht zu denken. So der Deutsche und auch diese Auffassung entfernt sich nicht weit von der Wahrheit. Die Kleidung des Mannes dient ebenfalls nicht dazu, die Autorität seines Wesens zu heben, sie ist die denkbar anspruchloseste; eine kurze, bis hoch oben zugeknöpfte graue Jacke bildet gewöhnlich das prächtigste Stück derselben. Die Gestalt ist lang und dürr, das mit einer Brille bewaffnete Gesicht, welches von einem schütteren grauen Bart eingerahmt ist, läßt den Mann fast um zwei Jahrzehnte älter erscheinen, als er in der That ist; das Kopfhaar ist grau und dünn, auf die ganze Gestalt, obgleich sie aufrecht steht wie eine Tanne, möchte man doch das Wort anwenden, sie sei gebrochen, so hinfällig erscheint sie im ersten Augenblicke. Und diesem äußeren Wesen vollkommen entsprechend ist auch die Rede. Trotz der lautlosen Stille, die im Saale eintritt, so wie man sieht, daß dieser Mann sich von seinem Sitze erhebt, vermag er doch kaum sich verständlich zu machen. Er spricht im gedämpftesten Conversationstone und scheint dabei für die Wirkung des Gesprochenen völlig gleichgiltig zu sein. Der Fremde, der die Sprache der Verhandlung nicht versteht, weiß es sich in keiner Weise zu deuten, wenn plötzlich nach einem dieser mit leiser Stimme gesprochenen Sätze ein mächtiger Ruck durch die ganze Versammlung geht und 300 Menschen in Bewegung gerathen, diese hier in jubelnden Ausrufen ihre Zustimmung erkennen lassen, jene durch ihren vehementen Widerspruch zeigen, daß sie in unangenehmer Weise getroffen worden sind. Der Redner aber scheint von alledem keine Notiz zu nehmen. Der Beifall entflammt ihn nicht, der lärmende Widerspruch irritirt ihn nicht und in seinem matten Tone fährt er fort, ohne daß das Publicum auch nur für eine Secunde gleichgiltig würde. Von den äußersten Enden des Saales kommen einzelne Hörer auf den Fußspitzen herangeschlichen, um ihn besser zu vernehmen,

denn das Interesse für ihn ist bei den Gegnern vielleicht noch mächtiger, als bei den Freunden. Sehr selten geschieht es, daß seine Kaltblütigkeit ihn verläßt, dann erhebt sich sein Wort und er macht wohl auch einige Gesten, aber seine Stimme schallt nicht durch den Saal, sondern klingt rauh und gezwungen, während seine Geste die denkbar uneleganteste ist, wenn er, die Hand mit einem Bleistifte bewaffnet, nach seinem jeweiligen Gegner deutet, als wollte er denselben mit dieser fürchterlichen Waffe durchbohren. Und doch sieht der Fremde zu seinem immer wachsenden Erstaunen, daß selbst diese mit unangenehmer Stimme vorgebrachten, mit uneleganter Geste begleiteten Sätze zuweilen eine geradezu sensationelle Wirkung im Hause hervorbringen, ja daß nach dem Schlusse der meist ganz kurzen Reden die Zustimmung und der Widerspruch, die Bewegung auf allen Seiten minutenlang andauern und daß die herrschende Stimmung eine Fortsetzung der Berathung für einige Zeit absolut unmöglich macht.

Das ist — es muß wohl nicht erst besonders gesagt werden — Koloman Tisza, seit nahezu einem Jahrzehnt der fast allmächtige Ministerpräsident Ungarns. Kein Politiker in diesem Lande konnte den Titel des „bestgehaßten Mannes" mit größerem Rechte für sich in Anspruch nehmen, als dieser. Die Wandlungen der Volksgunst hat keiner in dem Maße erfahren, wie er und keiner hat in den Tagen politischen Mißgeschickes eine so eiserne Ausdauer an den Tag gelegt, wie gerade er. Zur Regierung gelangt in einer Periode, in welcher das ungarische Staatsschiff in einem Chaos von Bedrängnissen unterzugehen drohte und das in seinem ganzen Ansehen erschütterte Land am Abgrunde des politischen und finanziellen Bankerotts zu stehen schien, sah Koloman Tisza daheim sich umgeben von Theilnahmlosigkeit, Widerwillen, Entmuthigung oder Apathie, während er nach oben hin durchaus nicht wohlgelitten war. Ehe man ihm die Regierung übertragen hatte,

waren alle Experimente versucht worden und alle waren mißlungen. Nicht nur daß in den leitenden Männern das Verlangen nach der Regierungsgewalt aufgehört hatte, sondern die Nation selbst schien das Verlangen nach Selbstregierung verloren zu haben. Es war, als könnten Tage schwererer Prüfung gar mehr für Ungarn kommen und siehe da — es dauerte nicht lange, da kamen diese Tage schwererer Prüfung und Der auf den gefährlichsten Punkt gestellt war, während dieser ganzen Periode, das war wieder der Ministerpräsident Ungarns! Zu dem großen Wirrsal, das sich im Innern des Landes entwickelt hatte, trat nun die äußere Gefahr, die gesammte orientalische Frage schien mit einem Male aufgerollt und die Politik, welche das Reich befolgte, war diejenige, die von der öffentlichen Meinung Ungarns mit einer vordem nie dagewesenen Einhelligkeit verdammt wurde.

Wohl stand an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten auch ein ungarischer Staatsmann, Graf Julius Andrássy, und nichts wäre natürlicher gewesen, als daß der ganze Haß, mit dem die Masse des ungarischen Volkes diese Politik verfolgte, sich gegen den eigentlichen Urheber derselben wendete. Allein dem war nicht so. Selbst in den Zeiten, da Koloman Tisza wegen der Politik des Grafen Andrássy in ganz Ungarn geächtet war, selbst in jener Zeit fand sich im Herzen der Nation noch eine Art von Zärtlichkeit für den Grafen Andrássy, während der ganze Unwille eines temperamentvollen Volkes sich gegen die Person Koloman Tisza's richtete. Unter der Restauration, als Thiers und Guizot mit einander um die Macht rangen, und das französische Volk die Fehler Thiers' mit so viel Nachsicht und die Fehler Guizot's mit so unerbittlicher Strenge verfolgte, meinte Victor Cousin: „Herr Thiers nimmt Frankreich leicht, darum wird er von Frankreich leicht beurtheilt, Herr Guizot nimmt Frankreich schauerlich ernst und darum wird er von Frankreich

schauerlich ernst beurtheilt.“ Etwas Aehnliches konnte man vielleicht von diesen beiden Staatsmännern sagen. In die Kritik über das Thun und Lassen des genialen und liebenswürdigen Mannes, der in Wien die auswärtige Politik leitete, mischte sich immer ein Körnchen von Heiterkeit, in die Kritik aber, mit welcher man den trockenen und strengen „Papst der Calviner“ (so nennt man ihn vielfach wegen seiner strengen calvinischen Gesinnung) beurtheilte, mischte sich auch nicht ein mildernder Umstand und keine versöhnende Nuance unterbrach das herbe, verdammende Votum. Als die bosnische Expedition dann immer weitere Kreise zog, da schienen die Wogen des Parteihasses manchmal über dem Haupte des unglücklichen Ministers zusammen zu schlagen, nach und nach verließen ihn selbst seine treuesten politischen Anhänger, Jedermann, der in Ungarn eine Vergangenheit besaß, oder auf eine Zukunft rechnete, suchte sich aus diesem Kreise zu retten und eines Tages verließ sogar die tüchtigste Kraft des Ministeriums, der Finanzminister Koloman Széll, die Regierung, indem er erklärte, an den bosnischen Wagnissen weiter keinen Antheil haben zu wollen. Kurz darauf verfügte die Regierung bei einem ernsten Anlasse über eine Majorität von Einer Stimme. Koloman Tisza aber — legte die Regierung noch immer nicht nieder. Seiner Majorität war jede Autorität verloren gegangen. Wenn noch ein oder zwei Männer, deren Namen einen gewissen Klang besaß, innerhalb seiner Partei blieben, schienen sie selbst sich ihrer Haltung zu schämen und man sah es für gewiß an, daß auch sie diesen von allen Vorsichtigen preisgegebenen Führer in der nächsten Stunde verlassen würden.

Um das Maß voll zu machen, kamen noch einige Scandale in der Verwaltung, die maßlosen Angriffe der Presse und eine ununterbrochene Reihe von schlechten Ernten. Die Ernte aber ist in Ungarn der größte politische Factor, denn von

ihrem Ausfalle hängt die gute oder schlechte Stimmung des ganzen Landes ab. Und Koloman Tisza ertrug das Alles und regierte weiter. Er brachte Ordnung in die Finanzen, er brachte Ordnung in die Verwaltung, sein Wille hielt allein eine große politische Partei zusammen und in diesem Augenblicke haben die Verhältnisse eine solche Wandlung erfahren, daß Koloman Tisza nahe daran ist, wieder ein populärer Mann zu werden. Er hat keine großen Thaten vollbracht, aber er darf sagen, wie jener Abbé, den man nach der großen Revolution frug, was er während der Schreckensherrschaft gethan hätte, „Ich habe gelebt, glauben Sie, das sei unter solchen Umständen gar nichts?" So viel Mißgeschick überlebt zu haben, gehört auch unter die seltensten Regierungsthaten und wer Koloman Tisza schildert, muß vor Allem diesen Zug seines Wesens, die bewunderungswürdige Ausdauer in politischem Mißgeschick hervorheben. Alle seine anderen außerordentlichen Eigenschaften erscheinen fast gering neben diesem einen Vorzuge. Und unvergessen mag es auch bleiben, daß jener Minister, der von den Ausschreitungen der Presse und der parlamentarischen Opposition die fürchterlichsten Angriffe zu ertragen hatte, niemals ein Wort gegen die Preßfreiheit oder die Redefreiheit gesprochen hat. Es hat in diesen letzten Jahren Momente gegeben, da selbst die fortgeschrittensten Männer Ungarns bereit gewesen wären, Maßregeln der Repression stärkster Art ihre Zustimmung zu ertheilen, da die Schritte in diesem Sinne der Regierung sozusagen aufgenöthigt wurden und da der maßlos angefeindete Mann an der Spitze der Regierung der Einzige war, der das Vertrauen in die Dauerhaftigkeit der freiheitlichen Errungenschaften nicht preisgab. Es hat größere Minister gegeben auch in der Regierung Ungarns; einen Staatsmann jedoch, der in kritischen Zeiten und im Besitze der Macht so unverbrüchliche

Treue dem liberalen Gedanken bewahrt hätte, wie Koloman Tisza, hat es selten in irgend einem Lande gegeben.

III.

Der regierenden Partei, welche in Koloman Tisza ihren Führer hat, zunächst steht die sogenannte gemäßigte Opposition, aus deren Mitte wir bereits einige Gestalten hervorgehoben haben. Sie ist fast nur durch Personenfragen von der Regierungspartei geschieden. Auf dem Boden des Bündnisses mit Oesterreich stehend, repräsentirt sie in vielen Punkten die eigentliche conservative Partei. Ihre größte, allerdings selten sichtbare Figur ist Baron Paul Sennyey, den man beliebt hat, den „schwarzen Freiherrn" zu nennen, weil ihm gewisse ultramontane Gelüste zugeschrieben wurden. In Wahrheit würde er gewiß um nichts ultramontaner regieren, als irgend ein sogenanntes liberales Ministerium. Man kann sich wohl kaum einen prägnanteren Gegensatz zwischen zwei Männern denken, als den zwischen Koloman Tisza und dem Freiherrn v. Sennyey. Ist der derzeitige Ministerpräsident in seinem Aeußern nachlässig, so ist der Führer der conservativen Partei stets von tadellosester Correctheit; wenn Koloman Tisza bei jeder Gelegenheit spricht, immer polemisch, keine großen Effekte suchend, aber durch mittelmäßige Effecte sich schließlich eine Alleinherrschaft erobernd, so ist der Freiherr v. Sennyey ein Redner, der sich selten vernehmen läßt, niemals ohne zwingenden Grund spricht, dann aber auch stets mit überwältigender Kraft auftritt. Allerdings reicht der Eindruck seiner Rede selten hinaus, über den Kreis des Parlaments und der Presse, selten hinaus über die politische und hauptstädtische Welt. Die conservative Partei in Ungarn, weniger geschult als jene in Deutschland, hat noch nicht die Wege gefunden, um sich dem Herzen und dem Auffassungsvermögen der Menge verständlich zu machen. Eine Partei,

welche über Führer, wie der Freiherr v. Sennyey im Unterhause, wie Graf Anton Széchen in der Magnatentafel verfügt und zu welcher auch sonst eine große Anzahl der hervorragendsten Intelligenzen des Landes gehört, müßte ja wenigstens den gebildeten Theil der Nation zu fesseln vermögen und doch ist der conservativen Partei in Ungarn bisher nicht einmal das gelungen. Wohl mag die imposante, aber nicht eben gewinnende Persönlichkeit ihres Führers zu diesem Mißgeschick einigermaßen beigetragen haben. Er war ein junger Mann, am Beginn seiner Laufbahn stehend, als die Revolution des Jahres 1848 ausbrach. Der ungarische Freiheitskampf hat im Allgemeinen von dem jacobinischen Fieber fast gar nicht gelitten, weil die ganze Construction des ungarischen Volkes dem Jacobinismus und Radicalismus zuwider ist, aber es gab wenigstens Einen Tag, an dem die Hauptstadt Ungarns sich zu einer That des Fieberwahnsinns hinreißen ließ. Das war am ersten Anfange der Bewegung, da die Bevölkerung von Budapest den General Lambert, der über die Brücke fahren wollte, aus seinem Wagen riß und auf der Stelle justificirte. Einige Stunden später versammelte sich der Reichstag in unbeschreiblicher Aufregung. Den begangenen Mord beklagte alle Welt, doch gab es in der Versammlung wohl nicht einen Mann, der nicht von verwandten Empfindungen erfüllt gewesen wäre, wie jene Menge, die sich eben in ihrer Weise Gerechtigkeit verschafft hatte. So dachte man. Da erschien auf der Tribüne des Hauses ein blasser, junger Mann, der sich trotz des Sturmes, der durch die Versammlung ging, Gehör verschaffte, um dem damals vergötterten Kossuth und seinen Anhängern zuzurufen, diese That sei der Erfolg ihres Wirkens, sie führten die Nation systematisch der Revolution zu und dann dem Verderben ...

Sprach's, verließ das Haus und nahm auch an keinem jener Acte mehr Theil, welche sich im Laufe der Revolution

und der Contrerevolution ergaben. Und so ist er eigentlich in seiner ganzen politischen Laufbahn gewesen. Niemals ist die hohe Würde seines Charakters, seine auserlesene Tüchtigkeit oder sein bürgerlicher Muth, selbst in den gefährlichsten Situationen, verkannt worden, allein er war eben der Mann, der den Kampfplatz mißmuthig verließ, wenn die Richtung, die er bekämpfte, den Sieg erlangt hatte.

So hat er denn in den Convulsionen, denen dieses Land ausgesetzt war, an seiner Autorität keinen Schaden genommen, er hat aber auch niemals eine Situation beherrscht oder umgestaltet oder gar irgend eine Umwälzung verhindert. Eine Figur ganz anderer Art ist diejenige eines zweiten Führers dieser Partei, des trotz seiner 70 Jahre unverändert rüstigen und kampfbereiten Paul Somssich, des klassischesten ungarischen Redners aus jener Zeit, da die ungarischen Redner sich zumeist noch des klassischen Idioms bedienten. Auch er hat zu jener conservativen Partei gehört, die im Jahre 1848 niedergeworfen wurde, allein er ist keiner von jenen gewesen, die ihren Platz aufgaben. Es ist heute noch nicht die Zeit gekommen, jene großen und ruhmreichen Anstrengungen zu schildern, welche ein Theil der conservativen Actionsmänner vor Beginn des Ausbruchs der Revolution in Wien in den Cabineten der Staatsminister und in den Audienzsälen der Mitglieder der Dynastie entwickelten, um vernünftige und mäßige Reformen durchzusetzen und jene Hartnäckigkeit zu brechen, welche schließlich den Aufstand sowohl des deutschen, als des magyarischen Elementes herbeiführte. Wenn die Zeit gekommen sein wird, Alles das zu schildern, dann wird man auch der Thätigkeit Paul Somssich's in diesem Kreise ein Blatt des Ruhmes widmen müssen. Derselbe conservative Politiker aber, der vor Ausbruch der Revolution unter dem prüfenden Blicke Metternich's und im Cabinet jener Mitglieder der Dynastie, die dem Herrscher am nächsten standen, nicht die Stimme

dämpfte, derselbe conservative Politiker, der im Laufe der Revolution dem auf dem Zenith seiner Macht stehenden Kossuth sich nicht beugte, derselbe conservative Politiker erhob dann sein Wort, als ganz Ungarn einem Leichenfelde glich, auf dem statt der Grabsteine Galgen die Stellen markirten, wo die besten Männer des Landes ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatten. Während die Hyäne von Brescia in Pest täglich Dutzende von Todesurtheilen unterschrieb und das geistige Leben im Lande vollkommen abgeschnitten war, so daß außer einer amtlichen Zeitung nichts gedruckt werden konnte, erschien plötzlich in Wien eine Schrift: „Das legitime Recht Ungarns und seines Königs" von Paul v. Somssich. In jener Zeit der Schreckensherrschaft, da ein Zeitungsartikel genügen konnte, um einen Mann der Vernichtung anheimzugeben, setzte dieser Autor seinen vollen Namen auf den Titel einer Broschüre, welche in kraftvollen Worten die Thaten der reactionären Schreckensherrschaft als Attentate gegen die Legitimität und gegen das Fürstenhaus brandmarkte. Man kann sich die Wirkung einer solchen Schrift auf das Publikum jener Zeit vorstellen. In der That erhielt der Autor sofort von dem General, der in der unmittelbaren Nähe seines Wohnsitzes commandirte, die Mittheilung, er möge die Güte haben, den Höchstcommandirenden in Pest aufzusuchen, aber, wie der höfliche General hinzufügte, „so schnell als möglich". Paul Somssich begab sich sofort auf die Reise, während derselben konnte er allerdings an den verschiedenen Stationen hören, wie die Leute erzählten: Haynau habe Paul Somssich trotz seiner bekannten hochconservativen Gesinnung gefangen genommen und werde ihn auch voraussichtlich hängen lassen. Unter so freundlichen Auspizien setzte der Reisende ruhig seinen Weg nach Pest fort. Dort angelangt, stellte er sich augenblicklich Haynau vor, der nach einigen Unterredungen ihn sogar an seine Tafel zog. Schließlich verlangte Haynau

von ihm das Versprechen, er solle nicht mehr öffentlich schreiben.

— Wohl, erwiderte Somssich, ich bin bereit, nicht mehr öffentlich zu schreiben, aber dann müssen Sie gestatten, daß ich von Zeit zu Zeit an Sie schreibe und was ich Ihnen über die Vorgänge und Stimmung im Lande berichte, das müssen Sie wieder dem Kaiser unterbreiten.

Haynau ging auf diesen Vorschlag ein und in der That berichtete Somssich von da ab an den Schreckensmann. Eines Tages kam er nach Pest; in den Vorzimmern Haynau's war Alles in höchster Bestürzung und Aufregung, ihm aber wurde der Zutritt zu dem Gewaltigen dennoch gewährt.

— Ich habe mein Versprechen gehalten, sagte Somssich, ich habe nicht öffentlich geschrieben, haben auch Sie Ihre Zusage gehalten?

— Nein, erwiderte Haynau.

— Nun, dann bin auch ich frei, meinte Somssich, und kann wieder öffentlich schreiben.

— Schreiben Sie, was Sie wollen, donnerte ihn Haynau an und entließ ihn.

Als Somssich sich entfernte, erfuhr er, daß Haynau so eben in Erfahrung gebracht habe, man wolle ihn seiner Stelle entsetzen und daß der Courier, der diese amtliche Verfügung brachte, schon von Wien auf dem Wege nach Pest sei. Das war der Tag, an dem Haynau, wie er früher, um sich an den Ungarn zu rächen, Hunderte von ihnen ohne Untersuchung hatte hinrichten lassen, nunmehr, um sich an den Wienern zu rächen, Hunderte von gefangenen Ungarn ohne jede Untersuchung amnestirte.

Wenn heute die noch immer klangvolle Stimme Paul Somssich's im ungarischen Abgeordnetenhause sich vernehmen läßt, da ist es, als ob die edelsten Traditionen der ungarischen conservativen Politik wieder auferstünden und Freunde und

Gegner lauschen den ewig feurigen Worten des Redners, wie man einem berühmten Liede zuhören würde, von dem es bekannt wäre, daß nur noch eine einzige Sängerin den richtigen Text desselben besitze.

IV.

Eine radicale Partei im westeuropäischen Sinne dieses Wortes existirt in Ungarn nicht. Als vor einem Jahre Einer jener 3—4 Abgeordneten, welche zuweilen auf den Titel von Radicalen Anspruch erheben, in einer Reichstags-Rede das Wort fallen ließ: „Ja, ich bin ein Republikaner!" — da brach die ganze Versammlung in schallendes Gelächter aus, welches minutenlang andauerte. Diese allgemeine Heiterkeit war die einzige Kritik, welche das Haus an dem radicalen Bekenntnisse übte.

Ebenso wenig kann aber auch von einer conservativen Partei im westeuropäischen Sinne gesprochen werden. Hat man gesagt: „La France est centre gauche" — so könnte man vielleicht mit größerem Rechte sagen: „Ungarn ist gemäßigt fortschrittlich!" Die Durchschnittsmeinung im Lande ist eine liberale; der politische Radicalismus hat seit Jahrzehnten kaum einen nennenswerthen Erfolg aufzuweisen. Zu sozialistischen Ideen, die hierzulande rein deutscher Import sind, bekennen sich kaum etliche hundert Arbeiter, auch diese meist Ausländer, vor Allem Deutsche. In der ländlichen Bevölkerung ist nicht die leiseste Spur dieser Ideen zu finden, dieselben dringen nicht über die Gemarkung der wenigen Industriestädte hinaus, im Parlament sind sie ohne jede Vertretung. Die staatssozialistischen Ideen besitzen, wie wir oben erwähnt haben, ihre Vertretung im Parlament und sie finden ihren Wiederhall in einzelnen Versammlungen des mittleren Grundbesitzes und der Handwerkerschaft. Die politisch leitenden Klassen des Landes sind fast ausnahmslos liberal. Die Regierungspartei führt

als offiziellen Titel die Bezeichnung „liberale Partei", von ihr unterscheidet sich höchstens in einzelnen Individuen, nicht aber in ihrer Gesammtrichtung, die sogenannte gemäßigte Opposition, in welcher verhältnißmäßig zahlreich conservativere Elemente auftreten, während die äußerste Linke in Sachen des Liberalismus nur selten die Regierungspartei überbietet. Was (heute ganz wie vor zwanzig Jahren) die Parteien scheidet oder vereinigt, das ist das staatsrechtliche Bekenntniß, das sich ausdrückt in den Vorstellungen, welche man über die mehr oder minder intimen Beziehungen zu Oesterreich vertritt. Auf dem Standpunkte Deáks und des Ausgleichs steht die Regierungspartei — die „liberale Partei" — der größte Theil der gemäßigten Opposition ist der bestehenden engen Verbindung mit Oesterreich ebenfalls zugethan, eine Ausnahme macht hier nur die äußerste Linke. Dieselbe ist also keine radicale Partei im fortschrittlichen Sinne, sondern radical nur in so ferne, als sie das bestehende Verhältniß zu Oesterreich gründlich umzugestalten begehrt. Sie gründet ihre Existenz lediglich auf den Gedanken einer theilweisen Loslösung von Oesterreich. Allein auch hier wagt sie nicht bis an die äußerste Grenze zu gehen. Sie nennt sich zwar mit besonderer Vorliebe die Kossuthpartei, allein sie hat in Wahrheit wenig Anspruch auf diesen Namen. Während Kossuth unumwunden erklärte, daß er ein unabhängiges Ungarn mit einem besonderen ungarischen Könige begehre und daß er niemals der Unterthan des habsburgischen Hauses sein werde, steht der größte Theil der sogenannten äußersten Linken an Loyalität gegen die Dynastie keiner anderen Partei nach. Ihre Mitglieder besuchen die Hoffeste und versäumen keine Gelegenheit, ihrer dynastischen Gesinnung demonstrativ Ausdruck zu geben. Auch in Bezug auf Oesterreich proclamiren sie nicht die unbedingte Loslösung, sondern nur die Personal-Union, etwa nach dem Muster, wie dieselbe zwischen Schweden und Norwegen besteht. Im Uebri-

gen ist das Programm fast der gesammten Partei ein nationales, das Programm der Exclusivität und der Abschließung gegen alles Fremde.

Für den mit den Verhältnissen weniger Vertrauten ist es ein ganz unverständliches Schauspiel, diese radicale Partei zu sehen, deren einzelne Mitglieder sich zuweilen auf dem Standpunkte tiefster Zurückgebliebenheit gefallen und in dieser Richtung häufig selbst die Männer conservativer, ja reactionärer Richtung überbieten.

Im Jahre 1867, nach Abschluß des Ausgleiches mit Oesterreich, unter den Augen der Schöpfer jenes großen Werkes: Deák's, Andrassy's, Eötvös' konnte diese Richtung nicht einmal die Bedeutung einer nennenswerthen Fraction erlangen. Selten brachte sie es im Parlamente auf 20 Köpfe und wenn diese versammelt waren, erschienen sie wie eine Collection von Sonderlingen und „komischen Alten". Allein in dem Maße, wie das Prestige der Partei, welche den Ausgleich geschaffen hatte, schwand, und damit zugleich auch ihre leitenden Männer vom öffentlichen Schauplatz abtraten, in demselben Maße, wie ferner die „gemäßigte" Opposition sich als unfähig erwies, die volksthümlichen Kreise zu gewinnen und zu leiten, in demselben Maße gewann auch die äußerste Linke an Zahl, Bedeutung und Autorität; zu dieser Stunde ist die eigentliche Führung der Opposition in ihre Hände gelegt. Sie zählt nahe an hundert Mitglieder und besitzt mehrere der hervorragendsten Begabungen des Hauses in ihren Reihen.

Wohl wird behauptet, daß zwischen den sogenannten „europäischen" Elementen und denjenigen, die mehr zu Excessen neigen, ein latenter Conflict bestehe, der jeden Augenblick in vehementer Weise drohe zum Ausbruch zu kommen, allein vorläufig bildet die Partei noch immer ein geschlossenes Ganzes. Ziemlich zahlreich ist in ihrem Kreise die Emigration vertreten und zwar durch einige ihrer achtungswerthesten Individualitäten.

Dahin gehört Daniel Irányi, ein Mann von lauterster Gesinnung, ein Radicaler von jener idealen, persönlichen und öffentlichen Lebensführung, wie man sie ehedem in Frankreich antraf unter den Republicanern und Reformern des Bürgerkönigthums und der Revolution von 1848. Während eines mehrere Jahrzehnte währenden Aufenthaltes in Frankreich debutirte Irányi wiederholt in der französischen politischen Literatur, er war der Vertrauensmann Kossuth's und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Seinen ununterbrochenen Bemühungen ist es gelungen, einige wahrhaft liberale Gesetze, wie z. B. die Bestrafung im Falle erwiesener Wahlbestechungen u. dgl. mehr durchzusetzen, während seine Bestrebungen zu Gunsten der Civilehe und der absoluten Religionsfreiheit bisher von geringerem Erfolge begleitet gewesen sind. Arm und unabhängig, beredt, von feuriger Ueberzeugung und niemals aggressiv, ein politischer Puritaner, wie sie sich in der neuen Generation nicht mehr finden, genießt er auf allen Seiten des Hauses eine uneingeschränkte Hochachtung, wie der letzte Vertreter des politischen Idealismus in Ungarn.

Eine Figur ganz anderer Art ist Herr Ignaz Helfy. Er erfüllte einige Zeit hindurch sozusagen die Agenden eines Geheimschreibers bei Kossuth in der Emigration, ließ sich sodann in Italien nieder, erlernte mit jenem ungewöhnlichen Sprachtalent, welches Eigenthum fast eines jeden gebildeteren Magyaren ist, die italienische Sprache in dem Maße, daß er als Professor an einer italienischen Hochschule seinen Platz auszufüllen vermochte und gelangte so nach der Herstellung der Verfassung wieder in die Heimath. Voll Agilität, nicht ohne bedeutende practische Kenntnisse, ein jeden Augenblick parater, wenn auch nicht tiefer Sprecher und Journalist, vertritt er mit Gewandtheit und viel witzigem Geschick seine Partei in zahlreichen Fällen.

Zu den neuen Elementen, welche die Partei an sich zu

ziehen wußte, gehört Karl v. Eötvös, der bedeutendste Kopf, der gewinnendste Redner und der erste Journalist der äußersten Linken.* Ehemals Mitglied der Deákpartei und einer der Lieblinge Deák's, später Staatsanwalt, befindet er sich heute auf dem Standpunkte der äußersten Linken, und er ist es auch, der ihre politische Regierungsfähigkeit in erster Reihe repräsentirt. Seine Vielseitigkeit ist eine geradezu staunenerregende. Man sieht ihn an demselben Tage in einer großen Finanzdebatte des Reichstages die ausschlaggebende Rolle spielen, einige Stunden später plaidirt er mit großem Scharfsinn und mit seiner wuchtigen juristischen Beweisführung in einem sensationellen Processe, und wenn der Leser am folgenden Tage die Zeitung zur Hand nimmt, findet er vielleicht im Feuilleton derselben, ebenfalls von Karl Eötvös gezeichnet, eine jener Causerien über die Ereignisse des Tages, von welchem man glauben sollte, daß sie nur ein Poet in stiller Sammlung, in weihevoller Stunde so gemüthvoll und zuweilen so ergreifend zu erdenken vermochte. Man weiß dabei freilich nicht, daß die in demselben Zeitungsblatte enthaltenen trockenen, aber genauen Berichte aus parlamentarischen und kommunalen Finanzcomités oder Justizausschüssen ebenfalls von demselben Poeten gedichtet sind, der etwas darauf hält, auch einer der besten Reporter zu sein.

Seine Intimen behaupten freilich, daß, wenn er so eine Zeit lang in rasender Thätigkeit im Parlamente und im Gerichtssaal, in Leitartikeln und Feuilletons der Zeitung seinem Thätigkeitsdrange Genüge geleistet habe, er sich mit feierlichem Ernste in seine geheimsten Gemächer zurückziehe, dieselben vor jedem Sterblichen mit Schloß und Riegel versperre, um so ungestört 48 Stunden hinter einander aus mächtigen türkischen Pfeifen dampfen zu können und sich stiller Betrachtung hinzugeben, ganz wie ein echter Türke.

* Unser Artikel „über den ungarischen Klerus" stammt aus seiner Feder. A. R.

V.

Karl II. von England, der allerdings keinen Grund hatte, Volksvertretungen zu lieben, hat einmal den Ausspruch gethan, Parlamente seien wie das himmlische Mannah, womit Gott die Juden während ihrer Wanderung in der Wüste speiste — zuerst süß wie Honig, dann hart wie Brot und schließlich, wenn's lange dauerte, kämen die Würmer hinein und machten es ungenießbar ....

Sollen wir es läugnen? Der Parlamentarismus hat überall in Europa ein wenig dem böswilligen Stuart Recht gegeben, und wenn er auch nicht gerade in das letzte Stadium der göttlichen Speise gelangt ist — wohin wir hoffen, daß er auch niemals gelangen werde — so ist doch die Zeit, da das Herz der Nationen ganz an dieser Einrichtung hing, vielleicht für immer vorüber. Seitdem die politischen Grundrechte entschieden sind und so lange die Parlamente nicht dahin gelangen, sich mit den großen Forderungen der neuen Gesellschaft zu beschäftigen, wird das Augenmerk der Völker schwerlich mehr ausschließlich auf ihre Thätigkeit gerichtet sein.

In Ungarn war die Rolle des Parlaments eine andere und eine größere, als in irgend einem europäischen Lande. Es war die einzige Institution, welche die Nation aus dem großen Schiffbruche ihrer Selbstständigkeit gerettet hatte und merkwürdigerweise erhielt sie dieselbe mit friedlichen Mitteln aufrecht selbst zu Zeiten, da sie sonst der Fremdherrschaft fast ganz unterthan war. Dann kam eine düstere Periode, in welcher die ungarische Sonderart völlig zu verschwinden drohte und alle ihre Kräfte lahmgelegt schienen. Wieder hatte sie auf das Parlament ihre einzige Hoffnung gesetzt und sich nicht getäuscht. Während andere Völker sich mit den Fortschritten der neuen Zeit täglich neue Kulturwege erschlossen, wurde Ungarn allein in gewaltsamer

Isolirung gehalten. Anderwärts erschien das Parlament als die Krönung der nationalen Kulturarbeit, hier sollte das Parlament erst der Ausgangspunkt werden für jede Reform.

Und so geschah es in der That. Nicht mit den Waffen in der Hand, nicht durch überwältigende Fortschritte seiner Kultur, sondern lediglich durch die Weisheit seines Parlaments, welche allerdings gefördert ward durch die Gunst des Schicksals, erlangte Ungarn seine politische Freiheit und damit die Mittel, den alten europäischen Kulturstaaten nachzustreben. Allein von da ab ist das Parlament nur mehr Gegenstand getheilter Aufmerksamkeit. Die hervorragenderen Geister finden jetzt nicht nur in der Politik mehr Beschäftigung, neue Felder eröffnen sich der Spekulation und dem Willen, den persönlichen Combinationen und den nationalen Aspirationen. Das Parlament hat seine Hauptschuldigkeit gethan. In dem Maße, wie das geistige Kapital sich decentralisirt, verliert auch das Parlament an innerem Gehalt. Die Vertretung der heutigen Ungarn vermag sich kaum zu messen mit den Reichstagen früherer Zeiten, nicht an Schwung der Gedanken, noch an Reichthum des Talents, noch an Autorität vor der Nation. Das Mannah ist zum täglichen Brode geworden.

Und wenn wir nachdenken über die Zukunft, die diesem Parlamente bevorsteht, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß es stets in ruhiger Weise functioniren werde. Zwar ist der parlamentarische Mechanismus hierzulande kein vollständig geordneter, wie in Belgien oder in England. Die beiden traditionellen großen Parteien stehen einander zwar gegenüber im Kampfe, allein sie lösen einander nicht auch ab in der Regierung. Wenigstens ist es bisher auch nicht ein einziges Mal noch gelungen, eine an Zahl und Ansehen genug bedeutende Opposition zu bilden, welche ihren Anspruch auf Regierungsfähigkeit realisiren konnte. Niemals seit siebenzehn

Jahren ist noch eine Regierung in Ungarn bei den Wahlen gestürzt worden, das heißt im offenen Felde, wo das Schicksal sonst die meisten Regierungen zu ereilen pflegt. Vielmehr zerbröckelte ihre Macht im Parlamente selbst, oder sie öffnete die Reihen ihrer Partei dem gemäßigten Theile der Opposition, worauf denn aus dieser „Fusion" eine neue Regierung und eine neue Regierungspartei hervorging. Auch in diesem Augenblicke erscheint ein Wechsel nur unter solchen Modalitäten möglich. Die gemäßigte Opposition steht hoffnungslos jener Phalanx gegenüber, welche durch die Anhänger der Regierung gebildet wird. Vielleicht daß sie es eines Tages unternimmt, durch eine Verständigung mit den bisherigen Gegnern zur Macht zu gelangen, welche ja das berechtigte Ziel einer jeden politischen Partei bildet.

In unversöhnlicher Gegnerschaft zu dem jetzigen System steht nur die äußerste Linke. Ihr Programm bedeutet die nahezu vollständige Loslösung von Oesterreich, da sie außer dem Fürsten nichts gemeinsam mit dem Nachbarlande besitzen will. Das ist ein Programm, welches nur um den Preis einer großen Umwälzung zu realisiren wäre und auch die äußerste Linke betheuert, daß sie alle anderen, als friedliche Mittel perhorrescire. Wie oft aber hat man radicale Parteien gesehen, die nach langem erfolglosen Kampfe ihre alten Grundsätze mit neuen vertauschten — die einen, indem sie sich den bestehenden conservativen Mächten unterwarfen, die anderen, indem sie den Kreis der parlamentarischen Discussion verließen und so aus radicalen, revolutionäre Parteien wurden?

Wir haben aber die Zuversicht, daß wenn die einzige, dem Radicalismus verwandte ungarische Partei jemals vor die Nothwendigkeit einer Wandlung in ihren Principien gestellt wäre, sie sich in conservativer Richtung entwickeln würde und nicht in entgegengesetzter. Zu dieser Stunde existirt der Geist des Umsturzes nirgends im Lande.

Ob es für ewig so bleiben würde, wer vermöchte das zu sagen?

In der Politik aller Völker, und freier Völker zumal, gilt es, sich vor Augen zu halten, was der Prinz Louis Bonaparte sagte, als man ihm seine Verurtheilung zu ewiger Verbannung mittheilte:

— Combien de temps, monsieur le chancelier, la perperpétuité dure-t-elle en France? — Wie lange dauert die Ewigkeit in Frankreich?

Wir fixiren hier blos eine augenblickliche Situation und diese besagt, daß für dieses Land die parlamentarische Regierung die Ordnuug ist und der Friede.

Der ungarische Klerus.

Von Karl von Eötvös.

I.

Die kirchenpolitischen Aufgaben des ungarischen Staates sind im Vergleich zu jenen anderer Staaten vielleicht die komplizirtesten und vielleicht dennoch zugleich die einfachsten. In Ungarn erfreuen sich seit Jahrhunderten alle Kirchen einer ziemlich vollständigen Autonomie; da andererseits auf dem ganzen Gebiete des Staatslebens eine hoch entwickelte Verfassungsmäßigkeit herrscht, gibt es vielfache Berührungspunkte und wohl auch häufige Kollisionen zwischen den verschiedenartigen staatlichen, Komitats- und Kommunal-Autonomien einerseits und der konfessionellen Autonomie der verschiedenen Kirchen andererseits. Wenn nun die Conflicte dennoch selten sind und die Erörterung der kirchenpolitischen Fragen seit den großen Religionskriegen im 17. Jahrhundert in Ungarn sich überhaupt niemals scharf zugespitzt hat, so ist das eine Erscheinung, deren Prüfung und Erklärung zu den des Studiums am meisten würdigen Fragen gehört.

In Ungarn ist die römisch-katholische Kirche sowohl

hinsichtlich der Anzahl ihrer Bekenner als ihres hierarchischen Organismus die mächtigste, wie sie denn auch bis in die neueste Zeit als herrschende Staatskirche angesehen wurde. Doch theilt sich auch die römische Kirche, theils in kirchlicher theils in staatsrechtlicher Beziehung, in drei verschiedene kirchliche Gestaltungen; die eine ist die ungarländische römische Kirche in engerem Sinne; die zweite ist die kroatische römische Kirche; die dritte ist die ungarländische römische Kirche mit griechischem Ritus.

Außerdem ist die orthodoxe orientalische Kirche durch zwei gesonderte Patriarchate vertreten, deren eines die Kirchenverfassung der Gläubigen rumänischer Zunge, deren anderes die Kirchenverfassung der Gläubigen serbischer Zunge bildet. Endlich haben wir noch die protestantischen Kirchen, namentlich die der augsburgischen und der helvetischen Konfession und die Unitarier. Die letztgenannten drei Kirchen werden solidarisch mit dem Namen „protestantische Kirche" bezeichnet; sie haben für ihre Kirchenverfassung die Calvin'sche Presbyterialform gewählt und seit der Reformation entwickelt. Selbst die Anhänger Luther's haben in dem ersten Jahrhunderte der Reformation, als die Regierung der habsburgischen Dynastie dem Protestantismus gegenüber eine schroff feindliche Stellung einnahm, es für zweckmäßig erachtet, in ihrer Kirchenverfassung Calvin's Grundsätzen zu folgen und hat sich denn auch ihre Kirchenverfassung, mit geringer Abweichung, auf dem Boden dieser Prinzipien entwickelt.

Wie bereits erwähnt, war die römische Kirche die Staatskirche bis in die neueste Zeit. Im Sinne der Verfassung konnte nur ein Katholik den ungarischen Thron einnehmen; im gesetzgebenden Körper konnten auf Grund der unmittelbaren Interessen-Vertretung nur die Prälaten der römisch-katholischen Kirche als Mitglieder des Oberhauses Platz nehmen. Von Staatswegen wurde in größerem Maße und unmittelbar nur

die römische Kirche dotirt. Am Königlichen Hofe, in der Gesetzgebung, im Heere, im Kreise der höheren Staatswürden und Aemter wurden die kirchlichen Feste nach den Satzungen und Zeremonien der römischen Kirche gefeiert. Erst im Jahre 1848, als die ungarische Gesetzgebung an Stelle der Ständeverfassung das Repräsentativ-System einführte, erlitt diese Machtstellung eine beträchtliche Aenderung, doch ist sie in vielen Beziehungen noch heutigen Tages aufrecht.

Der Umstand jedoch, welcher der römischen Kirche und und Hierarchie einen so weitgehenden Einfluß auf die Staatsangelegenheiten einräumt, wirkt zugleich lähmend auf die Macht der Hierarchie und gestattet es nicht, daß diese Macht zu staatsfeindlichen Zwecken benützt werde. So paradox diese Behauptung auch klingen mag, so ist sie doch durch die Thatsachen erhärtet. Jene römische Hierarchie, die ein Faktor der Verfassung; der staatlichen und munizipalen Autonomie ist, steht zugleich in Solidarität mit dieser und ist moralisch sowohl wie vermöge ihrer Institutionen nicht im Stande, solchen Interessen und Tendenzen zu dienen, die mit der Verfassung, der staatlichen und munizipalen Autonomie in Widerspruch stehen würden. Und darin liegt eigentlich eine Hauptursache dessen, daß die kirchenpolitischen Fragen in Ungarn keine akute Form angenommen haben, obgleich sie jedesmal auf der Tagesordnung waren, so oft Rom, Deutschland oder Frankreich aus besonderen Gründen es für gut fanden, sie aufs Tapet zu bringen. Die römische Kirche in Ungarn ist in ihrer heutigen Gestalt 882 Jahre alt. König Stefan I. (der Heilige) hat sie gestiftet; er hat die Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien und Domkapitel um das Jahr 1000 errichtet; seine Institutionen haben bis auf den heutigen Tag wenig Veränderungen erfahren. Zugleich war auch er es, welcher der römischen Kirche in Ungarn jene spezielle, nationale Selbstständigkeit errang, in welcher die Prälaten dieser Kirche sich

Jahrhunderte hindurch stets wohlbefunden haben, welche preiszugeben sie sich niemals beeilten und in deren partielle Einschränkung sie bei Gelegenheit des letzten Konzils durchaus nicht einwilligen wollten. Papst Sylvester II. schreibt in seiner berühmten Bulle dto Rom 27. März 1000 an Stefan:

„Nachdem Eure Edlen in dem Streben an apostolischem Ruhme nicht gezögert haben, durch Verkündung und Verbreitung der Lehre Christi des apostolischen Amtes zu walten und Unsere sowohl als Unseres Klerus Sache zu führen und den Fürsten der Apostel über Alles zu verehren, wollen auch Wir Eure Durchlaucht, und um Eurer Verdienste willen auch Eure Erben und Nachkommen für jetzt und alle Zeiten mit besonderen Vorrechten schmücken und gestatten, wollen und bitten demnach kraft unserer apostolischen Macht, daß nachdem Du und sie mit der von Uns gesendeten Krone gebührend gekrönt sein werdet, Du und sie als Symbol der Apostel das Kreuz vor Dir und vor Euch hertragen lasset; und daß Ihr nach der Belehrung der göttlichen Gnade die gegenwärtige und künftige Kirche Deines Landes an Unserer und Unserer Nachfolger Statt leiten und regeln könnet.“

In diesen Worten ist das oberste Patronatsrecht des Königs von Ungarn über die Kirche in einem solchen Maße begründet, in welchem damals nur der Kaiser von Deutschland und der König von Frankreich in ihren Ländern es ausüben konnten. Diese Worte bestimmten prinzipiell das Verhältniß zwischen Staat und Kirche in Ungarn, welches Verhältniß — wir wiederholen dies — seit nahezu 900 Jahren im Wesen sich kaum verändert hat. Dieses Verhältniß wurde im Laufe der Jahrhunderte präziser festgestellt, durch zahlreiche legislatorische Akte in den Einzelheiten beleuchtet; die Souveränität des Staates wurde durch detaillirte Sanktionen gesichert, die ursprüngliche Basis jedoch — die am präzisesten so zu charakterisiren ist, daß alle Benefizien der Kirche staatlicher Natur

und staatlichen Ursprunges sind, demzufolge es das unmittelbarste Interesse der Kirche sei, sich mit den Interessen des Staates zu identifiziren — besteht im Wesen heute noch.

Die römische Kirche in Ungarn besteht aus 5 erzbischöflichen Provinzen, das kroatische Erzbisthum und das römisch-katholische Erzbisthum mit griechischem Ritus mit inbegriffen. Zu diesen gehören 5 erzbischöfliche und 23 bischöfliche Diözesen; außerdem besitzt noch die Martinsberger Benediktiner-Abtei in gewissem Sinne diözesenbischöfliche Rechte. Endlich gehören zu dieser Kirche noch 32 Titular-Bisthümer, deren Diözesen meist in Serbien, Bosnien, in der Herzegowina und in Dalmatien, als in den integrirenden Theilen des Gebietes der ungarischen Krone, lagen und über welche wir weiter unten noch einige Bemerkungen zu machen haben werden.

Die Diözesen-Erzbischöfe und Bischöfe, sowie der Erzabt von Martinsberg werden nach ungarischem Staatsrechte königliche Donational-Prälaten genannt (regiae donationis praelati). Alle diese Prälaten sind sammt den ihnen zur Seite stehenden Domkapiteln zur Nutznießung riesiger Fundationen berechtigt. Die zu diesen Fundationen gehörenden unbeweglichen Güter betragen zusammen mehr als 2 Millionen Joche, die in ihrer Verwaltung befindlichen frommen Stiftungen in Barem mehr als 20 Millionen Gulden. Diese riesigen Güter — welche dem ärmsten Bischof eine jährliche Revenue von 50,000 Mark sichert, während das Jahres-Einkommen einiger Bischöfe einer Million Mark nahe kommt — sind nach dem ungarischen Staatsrecht staatliche Benefizien und haben den nämlichen Charakter, den die nach dem Feudalrechte von den Königen dem Adel verliehen wurden. Wohl konnte dasjenige, was bei den Feudalgütern im Falle der Infidelität oder des Aussterbens der männlichen Linie eintrat, nämlich die Konfiskation, bei diesen kirchlichen Benefizien in dieser Form nicht eintreten: doch wurde selbst das Prinzip der Konfiskation in

einer der Natur der Sache entsprechenden, anderen Form bis in die neueste Zeit aufrecht erhalten. In Fällen der Infidelität oder der Widersetzlichkeit gegen die Krone wurden den Prälaten die Kirchengüter genommen und, oft Jahrzehnte hindurch, im Sinne der Verfassung in legaler Weise zu staatlichen Zwecken verwendet; im Falle einer Sedisvakanz aber verwendete und verwendet der Staat bis auf den heutigen Tag verfassungsmäßig die gesammten Interkalar-Einkünfte zu seinen eigenen Zwecken.

Die Ernennung der Bischöfe ist ein hervorragendes Recht der Krone. Wohl geschieht jede Ernennung mit vorhergehender Kenntniß der päpstlichen Kurie, doch übt letztere dieses Recht nach einer vielhundertjährigen Praxis thatsächlich durch den Erzbischof von Gran als gebornen Nuntius des heiligen Stuhls, so daß hinsichtlich der Ernennungen ein Konflikt zwischen der ungarischen Regierung und der päpstlichen Kurie kaum vorkommen kann. Die einzelnen Konfliktsfälle, welche vorgekommen sind, wie zwischen Ladislaus I. (dem Heiligen) und Gregor VII. im 11. Jahrhundert, zwischen dem Gouverneur Johannes Hunyady und der päpstlichen Kurie im 15. Jahrhundert, und welche immer mit dem vollen Siege des ungarischen Staates endigten, werden in der ungarischen Geschichte nur als traditionelle und kuriose Beispiele erwähnt. Bei Ernennungen übt die ungarische Regierung unbeschränkt sowohl die Initiative als die Entschließung; der Erzbischof von Gran, als Primas des Landes, bereitet ihr in dieser Hinsicht keine Schwierigkeit; ist er doch nichts anderes als ein einfacher Benefiziat des ungarischen Staates, dem die Temporalien geradeso entzogen werden können wie dem einfachen Pfarrer.

In Fällen von Konflikten über kirchenpolitische Fragen übt der Staat sein Strafrecht den Bischöfen der römischen Kirche gegenüber in verschiedener Form. Die mildeste Form

der Ausübung des Strafrechts ist die mündliche Rüge. Es ist dies ein feierlicher Akt, der nach ungarischem Staatsrecht „citatio ad audiendum verbum regium“ genannt wird. Dieses Verfahren wurzelt im § 5 des vom heil. Stefan im J. 1010 gebrachten Gesetzartikels III und besteht darin, daß der ungehorsame Prälat an den königlichen Hof zitirt und dort in Gegenwart der Minister und der Bannerherren vom König mündlich getadelt wird. Der also Getadelte darf auf die Worte des Königs nichts erwidern. Dieses Recht wird vom König oft einem Bannerherrn oder dem Erzbischof von Gran, eventuell dem Ministerpräsidenten übertragen. Dieses Disziplinar-Verfahren ist zuletzt gegen den Stuhlweißenburger Bischof Jekelfalussy in Anwendung gekommen, der es gewagt hatte, das Infallibilitäts-Dogma ohne Genehmigung des Staates zu verkünden und den Gläubigen zu empfehlen. Dieses Vorgehen wurde auf Anordnung des Königs durch den Ministerpräsidenten Grafen Julius Andrássy effektuirt.

Eine zweite Form der Ausübung des Strafrechtes ist die partielle oder gänzliche Entziehung der Nutznießung der kirchlichen Benefizien. Dies kann im Falle einer schweren Widersetzlichkeit auf gerichtlichem Wege geschehen, wie Art. 8 des VI. Decretes vom J. 1507 bestimmt; es kann auch im Wege einer Regierungs-Verordnung — nach G. A. 71 vom J. 1723 — geschehen; es kann endlich einfach auf administrativem Wege, durch einen Beschluß der Komitats-Versammlung geschehen. Während der letzten drei Jahrhunderte gab es mehrere evidente Fälle dafür, daß Prälaten die kirchlichen Benefizien entzogen wurden. Es ist in neuerer Zeit vorgekommen, daß einem Bischof von Waitzen im Wege des Disciplinar-Verfahrens die Nutznießung der geistlichen Güter gänzlich entzogen und er selbst zum Klosterleben gezwungen wurde. Auch ist es häufig vorgekommen, daß die Komitats-Kongregationen einen Bischof mit dem Sequester bedrohten

oder auch bestraften, der beispielsweise die Staatsgüter schlecht verwaltete.

Es ist natürlich, daß in Ländern, wo das Volk fanatisch gläubig ist und die Gestalten der modernen Märtyrer mit Verehrung und Pietät umgiebt, in Ländern, wo der geistliche Stand in Folge seiner bescheidenen materiellen Lage zu Entbehrungen gezwungen ist, solche Strafen weder möglich sind noch auch für die Kirche wirksam wären. Allein in Ungarn verhält sich die Sache umgekehrt. Hier ist und war das Volk allezeit — gleichviel welchem Bekenntniß es angehört — weit entfernt vom religiösen Fanatismus. Religionskriege und Verfolgungen sind im Schoße des ungarischen Volkes niemals vorgekommen. Die verschiedenen Konfessionen haben in der nämlichen Gemeinde, oft in der nämlichen Kirche friedlich neben einander gelebt. Wenn es Wühlereien gegeben — wie es deren 2—3 Mal, besonders im 16. und 17. Jahrhundert gegeben — so sind dieselben jedesmal durch Gewaltthätigkeiten des Wiener Hofes oder durch Aufreizungen der Jesuiten, die man von Zeit zu Zeit nach Ungarn zu verpflanzen suchte, hervorgerufen worden und haben auch stets sogleich den Charakter eines Verfassungsstreites angenommen. Die Nation sah in den verfolgten Konfessionen die verfolgten politischen Rechte, die verfolgte Verfassung und darum führte auch jeder Religionsstreit schließlich zur Kräftigung der verfassungsmäßigen Rechte. Ein zweiter Umstand ist der, daß das ungarische Volk in dem Bischof nicht nur den Priester und überhaupt nicht den Priester, sondern den Magnaten gesehen hat, der ein glänzendes Schloß, einen fürstlichen Hofhalt, große Dienerschaft, zahlreiche Beamte hat, eine reiche Tafel führt, sich in kostbare Gewänder hüllt, in Prachtkarossen einherfährt und vermöge dieser seiner Stellung und seiner Eigenschaft als Gesetzgeber in der Opferwilligkeit für Kulturzwecke der Nation als leuchtendes Beispiel vorangehen müsse. Ein solcher Kirchen-

fürst, der in seiner kirchlichen und staatsrechtlichen Stellung vermöge seiner kolossalen Einkünfte sich gewöhnt hat, die Vortheile der Staatswürde und der hohen gesellschaftlichen Stellung zu genießen, wird es sich zwei Mal überlegen, etwas zu thun, was die Krone verstimmen oder den Unwillen der Komitats-Kommunität nach sich ziehen könnte, — jener Kommunität, welcher auch er in gewisser Hinsicht untergeordnet ist und in welcher Protestanten, ja auch Juden einen beträchtlichen Theil bilden.

Als im Jahre 1790 Bischof Graf Batthyány in einer sechsspännigen Karosse über die Pest-Ofener Brücke fuhr, ward er von einem schwärmerischen, liberal gesinnten Jüngling, der später sein Leben auf dem Blutgerüste beschloß, angehalten.

„Bischof!“ sprach der Jüngling „unser Heiland Jesus Christus ist zu Fuße und barfüßig gegangen, nicht in einer so prächtigen Karosse gefahren.“

Darauf erwiderte der Kirchenfürst:

„Mein Sohn! Jesus Christus war der Sohn eines armen Zimmermann's, ich aber bin ein ungarischer Magnat!“

Diese Anekdote ist bezeichnend für die Auffassung des ungarischen Episkopates über die eigene soziale Stellung. Eine Hierarchie, deren Mitglieder sich in solcher Stellung befinden, wird, so lange sie diese Position behaupten kann, dem Staatswillen keinen Widerstand entgegen setzen.

II.

Neben dem Episkopat bestehen die Domkapitel, die Abteien und Propsteien, deren Mitglieder, in die verschiedenen Gegenden des Landes vertheilt, an die 300 betragen. Auch diese genießen sehr beträchtliche Benefizien. Ihre Revenue erreicht für den Einzelnen jährlich 20—50,000 Mark, nicht selten noch mehr. Diese werden aus den Reihen des niederen

Klerus ausschließlich durch die Regierung ernannt, wobei die Kandidation seitens der Erzbischöfe und Bischöfe als Richtschnur dient, ohne daß die Regierung an diese Kandidation gebunden wäre. Die Beschäftigung dieser Männer in staatlichen und kirchlichen Dingen ist sehr gering und leicht. Diese reichdotirten Stellen sind eigentlich als Pensionsversorgung, als Sinekure für solche Männer zu betrachten, die sich um die Kirche, Wissenschaft, Literatur oder um die Interessen des Staates in hervorragender Weise verdient gemacht haben. Endlich werden auch aus den Reihen des niederen Klerus ungefähr fünfzehnhundert direkt vom Staate zu Gemeinde-Seelsorgern ernannt, theils in den Staats-Domänen, theils in den vom Staate verwalteten Fundational-Domänen, u. z. unter dem Titel des grundherrlichen Patronats. Da nun der gesammte hohe und mittlere Klerus seine Stellung von der Regierung verliehen erhält und auch ein beträchtlicher Theil des niedern Klerus direkt von der Regierung ernannt wird: liegt es in der Natur der Sache, daß jene Hierarchie, die aus solchen Elementen besteht, weder gewillt noch befähigt ist, einer solchen kirchlichen oder sozialen Richtung ihre Dienste zu leihen, welcher jener des Staates zuwiderläuft.

Die Domcapitel waren von Alters her zugleich Behörden, indem sie gewisse richterliche Functionen übten; ihre Archive galten als beglaubigte Stellen (loci authentici), ihre Kanzleien ersetzten die modernen Grundbuchs- und Notars-Institutionen. Ueberdies besaß jedes Domcapitel das Recht, in die untere Kammer des Reichstages einen Abgeordneten zu entsenden, endlich wurden aus der Reihe der Domherren die Titularbischöfe gewählt, die in der Magnatentafel des Reichstages Sitz und Stimme hatten. So lange die Adelsvorrechte noch in Kraft standen, wurde jedes Mitglied des geistlichen Standes als im Genusse der Adelsprivilegien stehend angesehen und durfte daher alle jene politischen Rechte üben,

welche dem Adel zustanden. Seit dem Jahre 1848 haben diese Adelsprivilegien wohl aufgehört; nichtsdestoweniger ist das kirchliche Element in den Verwaltungskörpern der Komitate, Städte und Gemeinden in beträchtlicher Anzahl vertreten, ebenso im Reichstage. Im Oberhause haben ungefähr 60 Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Patriarchen und Metropoliten Sitz und Stimme; im Abgeordnetenhause sitzen auch gegenwärtig 17 römisch-katholische Geistliche als gewählte Abgeordnete. Natürlich nehmen daselbst auch protestantische Seelsorger in entsprechender Anzahl Platz.

In staatsrechtlicher Beziehung macht die Verfassung keinen Unterschied zwischen den katholischen Bischöfen vom lateinischen und vom griechischen Ritus; die katholische Hierarchie in Kroatien aber ist eigentlich nur ein ergänzender Theil der ungarischen. Stroßmayer, Bischof von Diakovar, ist seit seinem oppositionellen Auftreten im letzten Konzil — welches Auftreten so lebhafte Sensation hervorgerufen — zwar bemüht, die kroatische Hierarchie von der ungarischen unabhängig zu machen, jedoch bisher ganz erfolglos. Die kroatischen Bischöfe sind Mitglieder des ungarischen Oberhauses, zugleich aber Mitglieder des kroatischen Landtages, in welch' letzterem übrigens auch jene ungarischen Erzbischöfe und Bischöfe Platz nehmen, deren Sprengel sich auf kroatisches Gebiet erstreckt und wenn auch nur eine einzige kroatische Kirchengemeinde dazu gehört.

Von den ultramontanen Strömungen hat der ungarische Klerus sich bis in die neueste Zeit sorglich fern gehalten. Mag dies nun in kluger Vorsicht, mag es in einem gewissen Indifferentismus oder endlich in der Anhänglichkeit an die Regierung begründet sein, — Thatsache ist, daß die ungarische Regierung niemals gegen ultramontane Bestrebungen zu kämpfen hatte und nach allen Anzeichen auch in naher Zukunft nicht haben wird. Gerade in unserer Zeit sind sehr

ansehnliche Elemente der Gesetzgebung bemüht, eine vollständige Trennung zwischen Staat und Kirche herbeizuführen, den Domcapiteln die ihnen noch zustehende richterliche Competenz zu entziehen, der staatsrechtlichen Stellung der Bischöfe im Oberhause ein Ende machen, die obligatorische Civilehe einzuführen und überhaupt die Kirche auf ihren geistlichen Wirkungskreis zu beschränken. Anderseits ist der Klerus bemüht, der römischen Kirche in Ungarn eine sogenannte Autonomie zu schaffen und hat der Klerus in dieser Hinsicht schon vor 10 Jahren eine bemerkenswerthe Bewegung in Fluß gebracht. Daß diese in verschiedener Richtung parallel wirkenden Bewegungen weder ultramontanen, noch kirchenfeindlichen Zielen zusteuern, darauf kann man mit vieler Wahrscheinlichkeit rechnen.

Vor Kurzem hatte ein hervorragender Staatsmann eine Unterredung mit dem Erzbischof von Gran, Kardinal Simor. Er fragte den Kirchenfürsten, ob er, wenn die Regierung einen Gesetzvorschlag über die Civilehe einbringen würde, demselben Opposition machen würde?

Der Kardinal erwiderte:

„Natürlich, mit meiner ganzen Kraft und meinem vollen Einfluß würde ich dagegen kämpfen.“

„Und wenn die Gesetzgebung den Gesetzvorschlag trotzdem annehmen würde, was würden Ew. Eminenz dann thun?“

„Dann“ — schloß der Kardinal — „würde ich dessen eingedenk sein, daß ich nicht nur Kirchenfürst bin, sondern zugleich Ungar und Patriot, der sich dem Gesetz respectvoll zu fügen hat.“

III.

In Ungarn ist demnach ein Widerstreit großer prinzipieller Gegensätze auf dem weiten Gebiete der Civilisation nicht zu befürchten. Anders verhält es sich mit der sogenannten

Nationalitätenfrage. Wir haben oben erwähnt, daß die Griechisch-Orthodoxen in Ungarn zwei Patriarchate haben, eines für die Gläubigen serbischer Zunge, ein zweites für die Gläubigen rumänischer Zunge; zu jedem von beiden gehören mehrere Bisthümer, Bischöfe und Domcapitel. Diese Prälaten der orientalischen Kirche sind gleichfalls reich dortirt und haben überdies auf dem ganzen Gebiete des kirchlichen Lebens und der Administration eine dermaßen selbstständige Kirchenverfassung, wie sonst nirgends in der Welt. Der Staat übt nur das Aufsichts- und Kontrolrecht über sie; hingegen wird die Verwaltung der Kirchen, die Anstellung der Seelsorger, die Leitung der Seminare, die Manipulation der Stiftungen, der Volksunterricht und zu diesem Zwecke die Ausbildung und Anstellung der Lehrkräfte sowohl vom serbischen wie vom rumänischen Patriarchate ganz selbstständig ausgeübt. Diese mächtige Autonomie hat sich wohl bei der Freiheitsliebe des ungarischen Stammes entwickelt, hat aber ihren Ursprung dennoch in den Verfügungen des Wiener Hofes. Als zum Schlusse des 17. Jahrhundertes die Herrschaft der Türken in den südlichen, östlichen und mittleren Theilen Ungarns ein Ende nahm, da beschloß der Wiener Hof, auf sein siegreiches Heer gestützt, die Aufhebung der ungarischen Verfassung und die Einverleibung des Landes. Da aber Oesterreich seine eigenen Mittel zur Erreichung dieses großen Zieles auf die Dauer für unzulänglich hielt, ergriff es jede Gelegenheit, um gegen die magyarische Bevölkerung, die überwiegend protestantisch war und an der Unabhängigkeit festhielt, Bundesgenossen zu suchen. Zu diesem Behufe unterstützte es bereitwillig die Einwanderung der Serben unter dem Patriarchen Csernovics; zugleich ertheilte ihnen Leopold I., König von Ungarn, ein großes, feierliches Privilegium zur Bildung der beiden selbstständigen orthodoxen Patriarchate und versah diese mit großen Latifundien und anderen Stiftungen.

Die Serben haben dem Wiener Hofe zu politischen Zwecken sehr erhebliche Dienste geleistet, sowohl zu Ende des 17. Jahrhunderts gegen die Thököly'sche Insurrektion und zu Beginn des 18. Jahrhundertes in der Bekämpfung des Rákóczy'schen Aufstandes, als auch in den Jahren 1848/9, zu welcher Zeit die Banater und Bácskaer Serben, verstärkt durch ungefähr 10,000 Freiwillige, die aus Serbien herüberkamen, in den Dienst des Wiener Hofes traten, und diesem gegen die Ungarn bedeutende Kriegsdienste leisteten.

Ganz anders verhält sich die Sache in unsereren Tagen. Die große panslavistische Bewegung, welche, von Moskau und Petersburg ausgehend, im ganzen östlichen Theile Europas eine lebhafte Thätigkeit entwickelt, scheint auch die orth.-orientalische Kirche in Ungarn mit sich reißen zu wollen, und zwar sowohl das rumänische wie das serbische Patriarchat. Die panslavischen oder südslavischen Agitatoren, so viele es ihrer auch in Südungarn giebt, betreiben ihre staatsfeindliche Agitation sämmtlich unter dem Deckmantel der Kirchenautonomie und mit Hülfe der großen Kirchenstiftungen. Sie gründeten die sogenannte „Omladina", eine serbisch-illyrische literarische Gesellschaft, deren offen eingestandener Zweck die Förderung der serbischen Literatur und Volksbildung ist, während der geheime, wirkliche Zweck der Aufbau des großserbischen, südslavischen Reiches ist. Die Anhänger der Omladina sind bemüht, alle erzbischöflichen und bischöflichen Stellen zu okkupiren. Sie suchen alle Pfarrämter mit ihren Anhängern zu besetzen; es besteht eine gewisse Solidarität unter ihnen sowohl in den von Serben bewohnten ungarischen Komitaten als in den kroatischen und slavonischen Komitaten: ja die Solidarität erstreckt sich sogar auf Serbien, Bosnien und die Herzegowina. Die ungarische Regierung hat demnach dieser Bewegung gegenüber keine leichte Aufgabe. Eine energische Eindämmung dieser Bewegung ist auch kaum anders möglich, als durch eine — wenn

auch nur provisorische — Beschränkung der freien Kirchenverfassung, was einer Jahrhunderte hindurch entwickelten Autonomie gegenüber immer ein schweres Beginnen bleibt; anderseits kann man natürlich die staatsfeindliche Tendenz dieser Bewegung nicht gleichgiltig betrachten und ruhig mit ansehen, wie russische Rubel und russische Sympathieen hineinspielen. Für Ungarn in engerem Sinne scheint indeß aus dieser Bewegung keine große Gefahr zu drohen. Das Serbenthum in Ungarn ist in raschem Aussterben begriffen.

Noch vor hundert Jahren hat die Donau entlang, von Komorn bis Titel eine mächtige serbische Bevölkerung gehaust, die Handel und Gewerbe, Kapital und großen Grundbesitz in Händen hatte. Dieses Serbenthum ist heute nahezu vollständig verschwunden. In der Umgebung von Budapest haben die Serben noch einige Kirchengemeinden, anderwärts sind ihre Kirchen geschlossen, es sind keine Gläubigen da. Nur in drei Komitaten: in Bács-Bodrog, Temes und Torontál leben sie noch in größeren Massen, aber auch in diesen Komitaten bilden Ungarn, Deutsche, Rumänen die überwiegende Mehrheit. Die Serben sind auch hier überall in der Minderzahl, so daß sie unter den 314 Wahlbezirken Ungarns nur in 6 Wahlbezirken über die Majorität verfügen. Nicht ganz so ist das Verhältniß in den kroatischen Komitaten Veröcze und Szerém, wo die Serben orthodoxen orientalischen Glaubens mächtiger auftreten. Da aber in ganz Kroatien das römisch-katholische Element die überwiegende Majorität hat, werden die Serben auch hier konsequent, tendenziös und mit einer gewissen Gereiztheit majorisirt.

Eine ihrer Anzahl nach weit größere Macht repräsentiren die Rumänen orient.-orthodoxen Glaubens; ihre Anzahl beträgt in Siebenbürgen und den angrenzenden Komitaten mehr als 1½ Millionen Seelen. Seit dem letzten russisch-türkischen Kriege haben die Russen-Sympathien unter den Rumänen stark ab-

genommen, wenn sie nicht gänzlich verschwunden sind. Die feurigeren Geister der rumänischen Nation streben wohl nach der Errichtung eines großen dako-rumänischen Reiches; doch sehen sie anderseits ganz klar, daß ein vollständiger Triumph der russischen Pläne, eine Unterwerfung der östlichen und südöstlichen Theile Europas ihre staatliche Selbstständigkeit, ihre Race, ihre nationale Kultur aufs äußerste bedrohen würde. Dieser Umstand ist es, der in den letzten Jahren zwischen den Verfechtern der rumänischen Aspirationen und den erhaltenden Elementen des ungarischen Staates ein besseres, erträglicheres Verhältniß geschaffen hat.

Die staatsfeindlichen Nationalitäts-Bestrebungen traten auch anderwärts zu Tage. Im Schatten der Hierarchie der Römisch-Katholischen mit griechischem Ritus beginnt der aus Galizien und Rußland nach Ungarn verpflanzte Panrussismus sich zu regen; die Bewegung will sich jener Bevölkerung russischer Zunge und Abstammung bemächtigen, welche in den nordöstlichen Komitaten Ungarns haust, „Rußnjaken" genannt wird und im Ganzen einige hunderttausend Seelen ausmacht. In Ungarn ist man der Meinung, daß diese Bewegung nicht ernst werden könne, weil dieser Volksstamm an Zahl gering, in seiner sozialen Stellung ohne Einfluß und sehr arm ist, von Handel und Gewerbe, Kapital, höherer Bildung kaum eine Vorstellung hat. Auch ist sein Gebiet von Galizien durch mächtige geographische Hindernisse getrennt, was aber nicht ausschließt, daß die Schule der Ignatieff und Skobeleff ihr Auge auch auf die kleine rußnjakische Bevölkerung in Ungarn werfe. Endlich reift auch in den nordwestlichen Komitaten des Landes unter der Bevölkerung slovakisch-czechischen Ursprunges eine gewisse panslavistische Tendenz, die hier unter dem Schutze der völlig freien Autonomie der protest. Kirche Augsb. Konfession wirkt. Auch diese Bewegung hat (unter dem Titel „Maticza") eine literarische Gesellschaft gegründet. Viele

Mitglieder dieser Gesellschaft wandern nach Moskau, um daselbst materielle Unterstützung in Geld und Büchern zu erlangen; sie trachten ihre Anhänger in den Pfarr- und Lehrämtern zu placiren und wollen mit Hilfe der Volksschulen den panslavistischen Ideen Verbreitung schaffen. Der Regierung ist diese Bewegung wohlbekannt und sie behält die Leiter derselben im Auge. Da aber eine — wenn auch nur provisorische — Beschränkung der protest. Kirchenverfassung bei jeder politischen Partei auf entschiedenen Widerstand stoßen würde, spielt die Regierung dieser Bewegung gegenüber so ziemlich die Rolle des passiven Zuschauers. Da die Gläubigen dieser Kirche zum überwiegenden Theile aus Deutschen und Ungarn bestehen und diese Elemente an dem ungarischen Staate unverbrüchlich festhalten, baut die Regierung darauf, daß an dem energischen Widerstande dieser beiden Elemente die panslavistische Bewegung scheitern werde. Es leidet keinen Zweifel, daß diese Bewegung sofort unterdrückt wäre, sobald Rußland in einem gegen den Westen geführten Kriege unterliegen würde.

IV.

Aus dieser kurzen Schilderung der Zustände geht hervor, daß in Ungarn das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, besonders was die römisch-katholische Kirche betrifft, weder der Idee des modernen Staates, noch der vollen Freiheit der Kirche völlig entspricht, daß die beiden nicht von einander getrennt sind, daß der Staat unter dem Titel des Aufsichtsrechtes eine Bevormundung der Kirche ausübt und daß die Kirche anderseits auch staatliche Functionen versieht, ebenso auf dem Gebiete der Gesetzgebung wie auf dem der Verwaltung. Früher oder später muß dieses Verhältniß aufhören und bei unbedingter Sicherung der staatlichen Oberhoheit die Freiheit der Kirche hergestellt werden. Die Arbeit, die zu

diesem großen Ziele führen soll, steht indeß nicht in naher Zukunft bevor und wird auch keine leichte sein, wenngleich nicht zu befürchten steht, daß sie Krisen im Gefolge haben werde.

Es giebt keine Partei oder Fraktion in Ungarn, welche die für kirchliche Zwecke bestimmten großen staatlichen Stiftungen der Verwaltung der Kirche entziehen und so durch Entziehung der Kirchengüter die hohen kirchlichen Würdenträger depossediren wollte. Anderseits haben die Männer der sogenannten katholischen Autonomie, welche die Kirche in der Weise unabhängig gestalten wollen, daß die großen Kirchengüter sowohl privatrechtlich wie durch politische Institutionen der Kirche gesichert werden sollen, bisher ohne jeden Erfolg gewirkt und findet ihr Wirken keine Unterstützung, weder bei dem hohen Klerus, noch bei der Laienbevölkerung. Es besteht somit nicht der aus der Gegensätzlichkeit der Fragen entstehende innere Zwang, welcher die kirchenpolitischen Fragen zu einer raschen und radicalen Lösung drängen würde.

Der Adel in Ungarn.

Von Johann von Asbóth.

I.

Was war der Adel in Ungarn, und was ist er heute? Er war Alles, und ist heute noch, und wird lange noch einer der wesentlichsten Faktoren des Volks- und Staatslebens sein und bleiben. Nur dankte er seine herrschende Stellung bis 1848 gesetzlichen Vorrechten; nach und seit 1848 aber eben der Abschaffung dieser Vorrechte. Indem der ungarische Adel ohne Drängen von Unten, trotz des Widerstandes von Oben, seinen ungeheueren Vorrechten aus eigener Initiative eutsagte, befestigte er seine sociale und politische Stellung derart, daß sie nunmehr durch die bloße Kraft der Tradition, des Besitzes und des geistigen Gewichtes in vielfacher Beziehung dieselbe ist, die sie früher durch die Kraft der Institutionen war.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, eine eingehende Darstellung unserer avitischen Institutionen zu bieten. Es wird genügen, die privat- und staatsrechtliche Stellung des ungarischen Adels — wie derselbe in der Mitte des 16. Jahr-

hundertes durch Verböczy's großes Gesetzbuch, Tripartitum, P. I. Tit. Hon § 4 festgestellt und bis 1848 wesentlich unverändert aufrecht erhalten wurde — in ihren Hauptzügen kurz anzudeuten.

Es muß festgehalten werden, daß die ungarischen Institutionen den reinen Feudalismus, wie er im Westen überall bestand, nicht gekannt haben. Der Adelige war eben ursprünglich einfach der freie Mann und freie Besitzer im freien Staatswesen, und als solcher Theilhaber der Souveränität. Erst die Könige aus dem Hause der neapolitanischen Anjou's bestrebten sich Lehensverhältnisse auf sämmtlichen Gebieten des Privat- und Gemeinderechtes einzuführen. Niemals konnte sich aber der westliche Feudalismus mit seinen complizirten und vielgliedrigen Verhältnissen und seiner Alles beherrschenden Grundidee der Servilität festsetzen. Im Feudalstaate wird durch das Lehen ein persönliches Dienstverhältniß begründet. In Ungarn wurde die königliche Donation „ob fidelia servitia" für bereits erworbene Verdienste, die durchaus keinen persönlichen Charakter haben mußten, verliehen. Zudem wurde aber durch die Anjou's eine Stütze der persönlichen Freiheit, die Formen des normännischen Anklageverfahrens eingeführt, zu deren Verdrängung durch das inquisitorische Vorgehen erst unter den Ferdinanden Versuche geschahen, ohne jemals vollständig durchdringen zu können. Die großen Vasallen der Krone, die im heiligen römischen Reiche deutscher Nation als Reichsfürsten, in England als die großen Lord's, in Frankreich als mächtige Feudalherren das Königshaus oft in den Schatten stellten, ja bedrohten, sich hoch über den freien Mann erhoben, selbst Lehensleute der Krone, aber Lehensherren der Ritterschaft waren, konnten in Ungarn niemals aufkommen. „Eins" war der Adel, jeder freie Adelige, mochte er nichts als die Freiheit sein Eigen nennen, war allen Anderen gleich, jeder war reichsunmittelbar, jeder war adelig, wie der König, jeder konnte

zum Könige gewählt werden, jeder durfte bei der Königswahl eine gleichberechtigte Stimme persönlich abgeben, war in diesem Sinne ein Theilhaber der Souveränität, der heiligen Krone selbst, „sacrae coronae membrum", wie die Worte des Gesetzes lauten. Auch diese Theilhaberschaft an der Souveränität bestand bis 1848. Die gesetzliche Erbfolge war zwar durch die pragmatische Sanction für die männliche Deßzendenz des Hauses Habsburg-Lothringen festgestellt, für den Aussterbefall derselben war aber das Recht der freien Königswahl aufrecht erhalten, und der letzte Bundschuh-Edelmann hätte für diesen Fall sein Votum frei abgeben können, zwar nicht mehr wie vordem, persönlich und unmittelbar am Reichstage selbst, wohl aber durch seinen Ablegaten, dem der Comitats-Adel bindende Instruktionen gab und den er wann immer abzuberufen das Recht hatte.

Zwar hatte auch die ungarische Krone ihre „barones regni", ihre großen Würdenträger und Vasallen. Erbliche konnten aber unter diesen nur die Fürsten der Schutzstaaten, die Despoten und Hospodare und Vojwoden von Serbien, Bulgarien, der kleinen und der großen Walachei, der König von Bosnien sein. Alle anderen Reichsbarone, große und kleine Kammerherren, selbst der Vojwode von Siebenbürgen, der Banus von Croatien, hatten nur persönliche, zeitliche Würden und Aemter inne, die keinem Adeligen verschlossen waren. Allerdings versuchten manche dieser Bane, Grafen und Wojwoden, insbesondere zu anarchischen Zeiten, ihre Herrlichkeit zu consolidiren, sich auf die eigenen Füße zu stellen, sich von der Krone mehr oder weniger zu emanizipiren und über den gemeinen Adel zu erheben. Diese oligarchischen Bestrebungen scheiterten aber jedesmal an dem zähen und unbeugsamen Widerstande des Adels, der kein Mittelglied zwischen sich und der Krone duldete.

Das wahre Unterscheidungsmerkmal des Adels war die

Ausübung der politischen Rechte, — unter diesen bis 1687 auch das Recht des bewaffneten Widerstandes gegen ungesetzliche Verfügungen, mögen sie selbst vom Könige ausgegangen sein, — dann die Freiheit von jedweder Steuer, und als Gegenleistung dieser Rechte die Pflicht der persönlichen Heeresfolge im Kriege, freilich nur dann, wenn auch der König selbst persönlich in den Krieg zog. Ein blutiges Schwert wurde dann mit dem Aufgebote des Königs in allen Comitaten des Landes umhergetragen, und der gesammte Adel, — die Bischöfe nicht ausgenommen, — hatte dann sich zu bewaffnen, unter selbstgewählten Führern sich comitatsweise in Banderien zu organisiren und in den Krieg zu ziehen. Zum letzten Male wurde diese „adelige Insurrection" anno 1809 gegen Napoleon I. aufgeboten. Die Niederlage, die sie bei Raab gegen die moderne Heeresorganisation erlitt, war das klägliche Ende dieser einst glorreichen Institution. Die durch das Gesetz von 1848 errichtete Nationalgarde war die demokratische Wiederbelebung dieser alten nationalen Institution, die seit 1868 nunmehr in der allgemeinen Wehrpflicht ihre moderne Form gefunden hat.

In diesen seinen Rechten und Pflichten war der gesammte Adel gleich, und diese Rechte wurden häufig ganzen großen Gemeinden verliehen, woraus, im Vereine mit der fortschreitenden Theilung des Besitzes, der sogenannte Bundschuh- oder Bauern-Adel entstand.

Wesentlich also handelte es sich um die Ausübung der politischen Rechte und die mit derselben untrennbar verbundene Kriegspflicht.

Diese politischen Rechte waren durch den Adel und in demselben auf weite Bevölkerungsschichten verbreitet, und wenn wir die Privilegien der städtischen Körperschaften mit in Betracht ziehen, muß zugestanden werden, daß der Rechtszustand, insbesondere die Vertheilung der politischen Rechte in Ungarn,

eine viel liberalere und demokratischere war, als in den meisten Feudalstaaten, und daß in den meisten der letzteren selbst nach Abschaffung des Feudalismus die Ausübung politischer Rechte eine an sich beschränktere, aber auch auf kleinere Bevölkerungsschichten vertheilte war, als im avitischen Ungarn.

Der Adel, — in Wahrheit die politilche Nation, — übte diese seine Rechte im autonomen Comitate, und lange Zeit, bis zu Ludwig dem Großen, so lange nämlich die Reichstage unter freiem Himmel, meist nächst dem damals noch unbedeutenden Flecken Pest, auf dem Rákosfelde abgehalten wurden, persönlich, später aber durch die Ablegaten der Comitate im Reichstage; mochte sich Jemand durch Besitz, Ansehen, Macht und persönliche Würden noch so sehr emporgehoben haben, er konnte nicht mehr Rechte ausüben, als der einfachste Bundschuh-Edelmann. Erbliche Würden, Erb-Obergespanschaften und Titel, an die sich besondere Ehrenrechte knüpften, verbreiteten sich erst unter den Habsburgischen Königen, unter denen sie in der Hand der Wiener Regierung ein mächtiges Mittel waren, einen Theil der Adels den nationalen Bewegungen abwendig zu machen. Die Träger dieser Titel sonderten sich endlich auch auf den Reichstagen zu einer besonderen „Magnatentafel", welche für die Regierungswünsche immer viel willfähriger war, als die „untere Tafel", obwohl es auch dort niemals gelang, eine Majorität für solche Anschläge zusammen zu bringen, welche gegen die Unabhängigkeit des ungarischen Staates und seine Verfassung gerichtet war.

II.

Die wahren Domänen des Adels waren die Comitate. Ursprüngliche Verwaltungs-, Jurisdiktions- und Wehrbezirke, an deren Spitze der durch den König ernannte Comes oder Obergespan stand, entwickelten sich die Comitate erst unter dem

Zwange der Nothwendigkeit in den Jahrhunderten der Anarchie — als abwechselnd bald der türkische Sultan, bald der Fürst von Siebenbürgen, bald der deutsche Kaiser, und zuweilen gar Niemand, als ungarischer König Herr des betreffenden Comitates war — jene weitestgehende Decentralisation, jene fast souveräne Autonomie der Comitate, die Ungarn bis zur Einführung des Parlamentarismus im Jahre 1848 fast zum föderativem Cantonalstaate gestaltete. Die zur Gewohnheit gewordene Nothwendigkeit, daß der Comitatsadel in jeder Beziehung für sich selbst sorge, blieb auch nach der Herstellung consolidirter Verhältnisse bestehen.

Das Amt des Obergespans sank zu einer glanzvollen Würde, seine Macht zu einem Schatten herab, die wahre Macht und die ganze Exekutive war in der Hand des Comitatsadels, der in jedem Comitate seine leitenden und herrschenden Familien hatte, deren Einfluß mehr noch auf der Tradition, als auf Rechten und auf politischer Geschicklichkeit beruhend, heute noch in allen lokalen Angelegenheiten ein maßgebender ist. Die General-Congregation des Comitatsadels sendete ihre zwei Ablegaten, welche sie zu jeder Zeit auch zurückberufen konnte, mit gebundener Instruktion zum Reichstage. Sie wählte aus ihrer Mitte alle Beamten und Richter, an deren Spitze der Vicegespan stand, immer ein Mitglied der dominirenden Familien, die mächtigste Person des Comitats. Sie faßte Beschlüsse in Verwaltungs-, Besteuerungs-, Wehr- und selbst in Privat- und strafrechtlichen Angelegenheiten, und zwar nicht nur in der Vollziehung, sondern auch in Ergänzung der bestehenden Gesetze. So z. B. decretirte das „gesetzlich vereinigte Comitat Pest-Pilis-Solt“ noch im Jahre 1847 für sein Territorium die Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren. „Wir, die Universität der Kirchenfürsten, Reichsbannerherren, Großen und Edlen des Comitates X, zusammengetreten zum Dienste des Königs und des Vater-

landes in unserer gemeinen Versammlung de dato so und so, in der Stadt so und so, haben nach reiflicher Erwägung zu beschließen gefunden und beschlossen," — das war die Formel, unter der die General-Congregation ihre Beschlüsse und Statuten decretirte. Kam ein „Rescript" oder ein „Intimat" des königlichen Hofkanzlers aus Wien oder von der königlichen Statthalterei aus Ofen, dessen Ansinnen der General-Congregation ungesetzlich oder auch nur unzweckmäßig erschien, so wurde beschlossen, dasselbe „mit Achtung ad acta zu legen". Die Centralregierung ließ dann die Sache entweder auf sich beruhen oder es war die unmittelbare Intervention des Königs nothwendig.

Aehnliche, aber doch beschränktere Rechte übte — freilich auch in zahmerer Weise — die privilegirte Körperschaft in den königlichen Freistädten aus. Auch die Städte hatten ihre Vertreter im Reichstage, alle zusammen besaßen aber nur eine Collectiv-Stimme. Häufig und leicht erhielten aber hervorragende städtische Bürger den Adel.

Die Grundholden, die eigentliche Bauernschaft, waren in Ungarn niemals leibeigen und durchaus nicht rechtlos. Für die Grundstücke aber, die in ihrem vererbbaren Besitze waren, hatten sie dem Grundherrn Frohndienste zu leisten.

Da die städtische Bürgerschaft, wenigstens ursprünglich, größtentheils vlämisch und deutsch war, die Bauernschaft, besonders in den Grenzgebieten, den verschiedensten kleinen Nationalitäten angehörte, in Siebenbürgen walachisch, in Nord-Ungarn kleinrussisch und slovakisch, im Süden kroatisch, wendisch, serbisch und bulgarisch war, ist es natürlich, daß die Ausübung der politischen Rechte auch jene adeligen Familien, die dem Blute nach nicht Ungarn waren, mit dem nationalen Geiste durchdrang. Auch in diesem Sinne war der Adel die politische Nation.

Es ist natürlich, daß sich bei einer derartigen Organisation, wohl nicht juridisch, aber gesellschaftlich und politisch, eine

Klasse herausbildete, die, durch die Gemeinsamkeit der Traditionen und der Interessen verbunden, innerhalb des, nach Verböczy, „einen" Adels selbst, den weiten Damm zwischen der mittlerweile entstandenen hohen Aristokratie und dem Bauernadel einnimmt, ohne nach der einen oder anderen Seite fest abgegrenzt zu sein, ja mit beiden in unmittelbarer Fühlung steht, nach beiden fortwährend hinüber fluctuirend. Durch ihre politische Schulung und ihre Traditionen, durch Besitz, Intelligenz, und die Vereinigung von democratischen und aristocratischen Eigenschaften, war jene Klasse immer und ist sie heute noch die bewegende Kraft im Körper der ungarischen Nation. Neuestens ist es Mode geworden, sie die „Gentry" zu nennen, obwohl sie durchaus nicht die englische Gentry ist.

Der alte nationale Adel bildete den Stab dieser Gentry, er hat aber mit gesundem, sozialpolitischem, ja man möchte sagen, naturwissenschaftlichem Instinkte in breitester und liberalster Weise ununterbrochen jene Praxis der Blutauffrischung geübt, ohne welche jede animalische Race unabwendbarer Degeneration verfällt. Er hat fortwährend die soliden und existenzfähigen Eigenschaften aus anderen Racen und zwar aus einer Masse von anderen, auch national verschiedenen Racen, assimilirt, um sie mit seinem Blute und Geiste zu durchdringen. Es kann behauptet werden, daß Alles, was sich in Ungarn mit andauernder Hingebung und auch nur einiger Fähigkeit, oft auch nur mit physischer Kraft, — wie einzelne Bauerngemeinden im Kriege, — ungarischen Interessen gewidmet, nicht nur mit Leichtigkeit in diese Klasse aufgenommen ward, sondern es kaum vermeiden konnte, durch dieselben assimilirt zu werden.

So war denn die Gentry eigentlich nichts Anderes, als das große Reservoir, in welches fortwährend Alles zusammenfloß, was Patriotismus mit physischer und geistiger und moralischer Thatkraft verband. Und hier ist zu bemerken, daß

während diese Institution, — denn eine Institution mehr noch, als eine Classe, war sie bis 1848 — fortwährend die besten Elemente der Volkskraft in sich aufnahm, zugleich der älteste und vornehmste Adel des Landes umsomehr im Rahmen derselben verblieb, ohne sich in die Reihen der glänzende Titel führenden Aristocratie einzufügen, je beharrlicher die betreffenden Familien von Generation zu Generation allen Angriffen gegenüber für die nationalen Interessen einstanden. Bei der gegenseitigen Eifersucht und Mißstimmung, die in Ungarn heute noch zwischen der Magnatenschaft und dem titellosen Adel unter der Asche intensiv glüht, und die theils auf die alten Kämpfe des Adels gegen die Oligarchie, zumeist auf die politischen Gegensätze, auf den von der Hofgunst entlehnten Glanz und Einfluß, auf die populäre Macht und Herrschaft anderseits zurückzuführen ist, ist man in der durch den titellosen Adel beherrschten öffentlichen Meinung Ungarns auch geneigt, ungerecht über den Magnatenstand zu urtheilen. Der Unbefangene wird zugestehen, daß wenn die Magnaten sich im Großen immer an Wien gehalten, sie doch immer bestrebt waren, dort ungarische Interessen nach Kräften zu vertreten und zu fördern und durch ihren Einfluß, gerade in Augenblicken ungarischer Niederlagen, mit Erfolg dem schweren Arme der siegenden Uebermacht Einhalt thaten; daß der culturelle Fortschritt auf allen Gebieten in erster Reihe dem westlich gebildeten Geiste und der fürstlichen Opferfreudigkeit der so viel verleumdeten und angefeindeten Magnaten zu danken ist. Ein Graf Stephan Széchényi, hochmüthig, geringschätzend nach unten und nach oben, den ungarischen Adel mißachtend, weil er den Westen nicht versteht, die Wiener Regierungs-Manier mißachtend, weil sie Ungarn und den Osten nicht versteht; in seiner Jugend excessiv, ein Löwe an Muth bis in sein Alter; zu aristokratisch zum Parteiführer; zu stolz zum Höfling; unfähig sich einer Parteidisziplin ein-

zufügen; Schöpfer der Academie der Wissenschaften, zu deren Begründung er 60 000 Gulden offerirt; Schöpfer des modernen Communicationswesens, des modernen gesellschaftlichen Lebens und der rationellen Pferdezucht und Schöpfer der liberalen Partei in Ungarn, von der er im Laufe der Entwickelung alsbald als Conservativer verketzert wird, obwohl er immer und unbeugsam derselbe geblieben; der Mann, der in den Fehlern der Wiener Regierung einerseits, der liberalen Führer anderseits den blutigen Himmel der Revolution kommen sieht, und weil er nach beiden Seiten hin, wie ein Löwe kämpfend, diese Fehler nicht saniren kann, aus patriotischem Schmerze dem Wahnsinn verfällt; aus der Nacht des Wahnsinnes nach Jahren erwachend, den Absolutismus ebenso schonungslos bekämpft, wie er die Revolutionäre bekämpfte und in einem Augenblicke der Verzweiflung über das Schicksal Ungarns sich eine Kugel durch den greisen Kopf jagte: das ist mit all seinen glanzvollen Fehlern und erhabenen Tugenden der ungarische Magnat in seiner höchsten Vollendung. Und die Vorkämpfer der westlichen Ideen, die Begründer des ungarischen Romans und Begründer der ungarischen politischen Journalistik, Baron Nikolaus Jósika, Baron Joseph Eötvös, Graf Aurel Dessewffy, Baron Sigmund Kemény waren auch Magnaten.

III.

Was man in Westeuropa Mittelstand nennt, das besitzt in Ungarn nur in einzelnen Städten politisches Gewicht. Dieses städtische Bürgerthum besitzt auch bei uns jene soliden und nützlichen Eigenschaften, die die Kraft des Bürgerthums sind, es fehlt ihm auch durchaus nicht an patriotischer Opferwilligkeit, es fehlt ihm aber jener große Zug, ohne den es in der Politik keine leitende Rolle gibt und zu welchem das

Bürgerthum immer nur durch große Handelsunternehmungen herangezogen wird, die in gewissem Sinne die großen kriegerischen Unternehmungen des Adels ersetzend und so, wie diese, eine Vorschule zur großen Politik bilden können.

Die Gesetze können leichter geändert werden, als die Verhältnisse, die Ueberlieferungen. 1848 hob der ungarische Adel — einerseits in der Erkenntniß, daß die avitischen Institutionen zur culturellen und wirthschaftlichen Stagnation führen, mehr aber noch fortgerissen durch die reformatorische Zeitströmung und die Absicht, alle Elemente des ganzen Volkes für die ungarische Staatsidee zu entflammen — alle seine Vorrechte auf. Dieselbe Classe macht aber die ungarische Politik fast in demselben Maße, wie sie es 1848 that. Die Führung, die Generalstäbe, die Cadres gehören der Gentry an. Wäre das ungarische Abgeordnetenhaus noch immer die Tafel des titellosen Adels mit einigen tolerirten städtischen Vertretern: es könnte nicht wesentlich anders aussehen, als jetzt. So besitzt die Gentry noch immer jene Oberhand in der ungarischen Politik, die ein Resultat ihrer Kämpfe gegen die Oligarchen war. Der Magnat hat individuell und gesellschaftlich eine größere Position, als Classe und Machtfactor in der ungarischen Politik ist er dem titellosen Adel untergeordnet. Baron Sigmund Kemény, einer unserer tiefsten Denker, bemerkt in seiner Studie über Széchenyi, der Magnatenrang sei im ungarischen Comitatsleben kein Flügel, sondern ein Bleigewicht.

Dieser mittlere Adel nun hat, indem er die Kämpfe der Nation führte, das in der Geschichte einzig dastehende Wunderwerk vollbracht, daß er Ungarn aus dem Zustande seiner tiefsten, einer fast hoffnungslosen Erniedrigung, im Verlaufe kurzer dreier Jahrhunderte zu seinem jetzigen Zustande emporgehoben.

Wodurch hat nun die Gentry dieses große Werk vollbracht?

Was die Fähigkeit, die großen Massen der Bevölkerung, und in dieser auch große Massen, die nicht der ungarischen Race angehören, zu führen betrifft, sind es wohl vor Allem jene Eigenschaften, die jedem grundbesitzenden Adel innewohnen und in welchem die politische Berechtigung der Institution des Adels, auch im modernen Staate, seine unersetzliche Nützlichkeit, insbesondere im polyglotten Staate zu suchen ist. „Ein vernünftiger, aber sonst gewöhnlicher Mensch“ meint ein feiner Beobachter, der in die Provinz kommt, wird niemals eine Autorität sein, wogegen der „alte Grundherr“ immer einem gewissen Respekt, einer gewissen Pietät begegnen wird; ja selbst wenn er am Rande des Ruines ist, wenn Jedermann weiß, daß sein Fall nur eine Frage der Zeit ist, wird ihn der gewöhnliche Landmann mit zehnmal mehr Achtung behandeln, als den neben ihm stehenden Emporkömmling. Das Volk wird seine alltäglichen Worte mit mehr Respekt hören, als die Weisheit eines Menschen, der nicht von alter Herkunft ist. Seine Existenz allein ist schon deshalb nützlich, weil sie das Gefühl des Gehorsams gegen eine Art des Geistigen in der engherzigen und beschränkten Menge wahrt, die für das Geistige sonst weder Sinn noch Verständniß besitzt.“

Von hervorragender Bedeutung mußte dieses Mandat in einem Lande sein, in welchem ein nationales Regierungscentrum Jahrhunderte hindurch fehlte oder nur eine Schein-Existenz fristete.

Dieser Einfluß des grundbesitzenden Adels war es aber, der bereits entfremdete Landestheile wieder mit nationalem Geiste zu durchdringen vermochte.

Außer diesen Eigenschaften des grundbesitzenden Adels überhaupt aber war es die in einer hohen Schule erworbene und fortererbte politische Weisheit, die die Weltlage stets richtig zu würdigen und zu nützen, das Mögliche vom Unmöglichen zu scheiden wußte, das Sichere niemals dem Unge-

wissen opferte, stets den Penny annahm, ohne dem Pfund zu entsagen, aber ohne härtesten Kampf, ohne Kampf ad extremum niemals auch nur ein Haar vom Errungenem preisgab, Loyalität und Legalität mit Kraft zu vereinen wußte, nur dann pactirte, wenn wir stark, niemals, wenn der Gegner stark und übermüthig war. Es war die Mäßigung in der Berathung und im Verhandeln, es war aber auch die Entschlossenheit und die Thatkraft, immer und immer wieder auf dem Felde der Schlachten Alles auf's Spiel zu setzen, wenn es galt, da zu vertheidigen, was für unsere Existenz als nationaler Staat, und was für die Möglichkeit unserer Zukunft unerläßlich war. Und es war eine imposante „waiting power", die Kraft der passiven Existenz, sich einzuschrauben und zusammenzuziehen, Alles zu entbehren und Nichts aufzugeben, wenn die Würfel gegen uns gefallen waren.

Eine Klasse, die Führer und Hauptacteur in einem solchen Kampfe war, wußte die Politik in so hohem Stile zu betreiben, daß sie mit höchster Mäßigung und höchster Thatkraft nothwendigerweise auch eine gewisse widerstandsfähige Indolenz sich verband — sie mußte nothwendigerweise auch durch schwere Krisen gehen. Jede Krise der Nation war auch für sie eine Krise. Auch heute befindet sie sich in einer Krise, es waren aber schon schwerere da.

Wenn der titellose Adel von Ungarn in seinen Familienpapieren, mögen sie in einem stolzen Archive oder in einer dunklen, alten Truhe ruhen, blättert, wird er Erinnerungen finden, die nicht weniger traurig und blutig, als groß sind. Tod und Verderben, Henker und Hochgericht, Exil und Ruin. Wir sind aber da, wir sind auf unserem Posten, und hoffen, daß es auch unsere Enkel sein werden.

IV.

Die Krise aber ist da, sie ist ernst und verdient eine ernste Würdigung.

Sie ist die Folge einer großen Revolution, einer socialen, agricolen, politischen und culturellen Revolution, nicht nur der Revolution, die sich von Schwechat bis Világos, — zwischen zwei Niederlagen eine Reihe glänzender Siege, — in den Jahren 1848—49 abgespielt hat, sondern einer großartigen Umwälzung, deren fast permanenter Schauplatz Ungarn war.

Auf den Ruf des großen Széchenyi, den Ruf, der wie eine Sterbeglocke und ein Sturmläuten zugleich durch das Land zog, erwachte das alte avitische, stagnirende Ungarn, „das in seinem eigenen Fette ersticken wollte," und nach einer Agitation von ungefähr zehn Jahren, in welcher radicale, liberale und conservative Männer in gleicher Weise für die Interessen des Fortschrittes eintraten, war es allgemein erkannt, daß Ungarn in den Rahmen moderner Cultur und moderner Politik eintreten müsse, wenn es lebensfähig bleiben wolle.

Der Adel entschloß sich zur Abschaffung aller seiner Vorrechte. Nur die Organisation der Magnatentafel als Oberhaus wurde fast unverändert beibehalten.

Leider verfiel die für den Fortschritt begeisterte Generation in ihrem edlen Feuereifer aus einem Extrem in das andere, es kam nach der langen Stagnation eine Reihe von Reformen, die, so berechtigt, so nothwendig, so unvermeidlich sie auch waren, was allerwegen ein Segen sein sollte, vieles zum Unheil wendeten, weil sie ungenügend vorbereitet, unüberlegt und überstürzt ins Werk gesetzt wurden. Ueber den fortschrittlichen Interessen vergaß man vollkommen die conservativen.

Es ist von dem Jahre 1847 an fast zwei Jahrzente hindurch kaum ein Jahr ohne einen schweren Schlag für den ungarischen Grundbesitz verflossen. Alle diese Schläge berührten den kleinen Besitz kaum und konnten von den Besitzern großer Latifundien leichter ertragen werden. Höchst kritisch mußten jedoch sie für den sogenannten mittleren Grundbesitz werden, der je nach den verschiedenen Gegenden des Landes zwischen 300 und 3000 Morgen Landes umfaßt. Freilich sind auch einige große Magnaten-Besitzthümer, die nach 50—100 000 Morgen zählen, den Schlägen erlegen, und unter der minder cultur- und anpassungsfähigen walachischen und slovakischen Bauernschaft hat die unvermittelte Aenderung aller Verhältnisse auch im Kleinbesitze verwüstend gewirkt, während der ungarischen und deutschen Bauernschaft die erhöhte Freiheit und Cultur zu rasch zunehmendem Wohlstand verholfen hat.

Die verheerenden Folgen der politischen Revolution 1848—49 waren die vehementesten, sozusagen die dramatischsten, aber durchaus nicht die tiefgehendsten, anhaltendsten. Viele Familien fielen durch Tod und Kerker, durch Exil und Confiscation zum Opfer; sie mußte während ihrer Dauer natürlich das ganze wirthschaftliche Leben der Nation erschüttern; die Annullirung ihrer Geldzeichen durch den Sieger war für viele eine harte materielle Schädigung; es war aber doch nur eine kurze Convulsion, deren Folgen unter sonst normalen Verhältnissen rasch verschwunden gewesen wären. Weniger auffällig, aber weit tiefgehender und nachhaltiger waren die Folgen der mit ihr verbundenen agricolen Revolution. Am wenigsten greifbar und im einzelnen nachweisbar, aber vielleicht am tiefgehendsten und nachhaltigsten sind die Folgen der allgemeinen culturellen Umwälzung.

Die agricole Revolution begann damit, daß die gesammten Wirthschafts- und Existenzbedingungen des Grundbesitzes durch eine Improvisation geändert wurden, daß eine

an sich nothwendige, weise und gerechte Maßregel nicht als organische Entwickelung, sondern als Radicalreform durchgeführt wurde. Und wenn die Existenzbedingungen einer ganzen großen Classe geändert werden, ohne daß ihr die nöthige Zeit bleibt sich der Veränderung zu accomodiren, sich in dieselbe hineinzuleben, muß immer ein Theil diese Classe zum Opfer fallen.

Das Wesen der Sache vor und nach dem Jahre 1848 ist kurz das folgende:

Weder Betriebs- noch Investitionscapital war nöthig. Frohnarbeit stand zur Verfügung. Nun hört nicht nur die Frohnarbeit auf, selbst Lohnarbeit ist schwer, oft gar nicht zu bekommen. Denn der politisch frei, ja zum Besitzer gewordene Bauer will überhaupt nicht arbeiten. Es wird Betriebs- und Investitionscapital nöthig. Es ist für keine Creditinstitute gesorgt. Der Grundherr bekommt zwar eine Entschädigung. Diese ist aber erstens an sich gering berechnet, sie wird noch geringer, ja fast null, weil der Grundherr, der entschädigt werden soll, die Entschädigung im Grundentlastungs-Steuerzuschlage selbst mit zahlt. Sie wird zur Ironie, weil sie in Papieren gezahlt wird, die bis zum Course von 40 Perzent heruntergehen. Aber auch die Entschädigungen werden erst nach jahrelangen Erhebungen und ratenweise ausgefolgt. Wucherer kaufen den Anspruch auf dieselben vom bedrängten Grundherrn um ein Spottgeld auf. Natürlich lag im Bach'schen System auch die Absicht zur Niederdrückung des ungarischen Grundbesitzes.

Uebergünstige Jahre und das endliche Flüssigwerden der Entschädigung, das Auftreten bedeutender Capitalien in einem capitallosen Lande erzeugen hierauf, nach den peinlichsten Verlegenheiten und einer Periode, in welcher für Viele der Ruin schon besiegelt ist, plötzlich die Illusion außergewöhnlichen Wohlstandes. Aber auch diese ist verderblich. Vielseitig

werden die Ansprüche und die Lebensweise nicht auf ein Durchschnitts-Erträgniß, sondern auf das übergünstige Resultat der Ausnahmsjahre basirt. Und was das Flüssigmachen der Entschädigung und das plötzliche Auftreten großer Capitalien betrifft, so führt es eben jene Erscheinungen herbei, mit denen es eben immer verbunden ist. Es kann nicht erwartet werden, daß eine Classe, die mit Capitalien nie etwas zu thun hatte, die überhaupt im Ganzen und Großen für Geld keine andere Verwendung, als die für Karten und Zigeuner kannte und die baares Geld eigentlich auch kaum zu anderen Zwecken brauchte, — daß ein Grundbesitz, der aus der Naturalwirthschaft urplötzlich und mit einem Schlage in die Geldwirthschaft hineingestoßen wird, die wahre Natur und die wahre Verwendung dieser Capitalien erkenne. Eine solche Erkenntniß kann beim Einzelnen statt haben, bei der großen Masse wird sie immer erst nach vielem persönlichen Schaden Platz greifen. Das ist ja eben das Ruinöse jeder großen Radicalreform, die die Existenzbedingungen ganzer großer Classen ändert. Die Erkenntniß, daß dieses Capital in flüssiger Form eben die Summe jener Grundstücke und jener Arbeit sein soll, die abgelöst wurden und daher wirklich theils als Investitionscapital in die verbliebenen Grundstücke hineingesteckt, theils als Betriebscapital verwendet werden muß, diese Erkenntniß ist den Nationalökonomen klar, dem einfachen Landedelmann konnte sie erst klar werden, als das Capital bereits entschwunden war. Aber es war keineswegs immer Leichtsinn, der es rasch verschlang. Gewiß war ein großer Theil des Grundbesitzes geradezu gezwungen, das empfangene Capital seiner wahren Natur zu entfremden.

Nun folgt der Fluch der bösen That. Man hilft sich durch Verpachtungen, bei denen der Boden auf Gnade und Ungnade dem Pächter übergeben wird. Ja, der Besitzer, der selbst wirthschaftet, ergiebt sich auch dem Raubbau. Es tritt

jene Hypertrophie der Weizencultur ein, welche die nächste Ursache der Krise ist. Leicht kann man den Stab über diese Wirthschaft brechen; schwer war aber darauf zu antworten, wie für Viele eine andere möglich gewesen wäre?

So hilft eine Zeit lang, was helfen kann, endlich bringen aber einige Mißjahre, die an sich nichts Abnormes sind, das lange vorbereitete Uebel zum vollen Ausbruche. Die Krise ist da. Aber nicht ohne daß auch Ursachen ganz anderer Natur zum Ausbruch derselben wesentlich beigetragen hätten.

In der Armee, in der Administration, in der Justiz fanden zahlreiche Söhne der Gentry ein ehrenvolles Brod. Jener patriotische Geist dieser Classe aber, der für große nationale Interessen zu jedem Opfer bereit war, verbietet ihnen, dem Absolutismus zu dienen, und während eines Jahrzehntes der passiven Resistenz zieht sich die ganze Gentry von jedem Staatsdienst zurück. Man kann mit Weib und Kind hungern und betteln gehen, aber dem Fremden dienen kann man nicht. Die Wenigen, die es, von der bittersten Noth getrieben, dennoch gethan, die waren für Freunde und Bekannte, ja für die nächsten Verwandten erbarmungslos „todt". Nahezu zwei Jahrzehnte sind seit dem Sturze des Absolutismus vergangen, aber heute noch sind die Namen Derer, die ihm gedient, anrüchig, sie selbst aus dem öffentlichen Leben und aus der guten Gesellschaft verbannt oder darin nur geduldet.

Schließlich muß auch die culturelle Revolution in Anschlag gebracht werden, die Ungarn seit der politischen Revolution des Jahres 1848 durchgemacht. Ungarn ist in einem fortwährenden und mächtigen culturellen Aufschwunge begriffen. Die auf jedem Gebiete erhöhte Cultur, der durch die rapid entwickelten Communications-Mittel erzeugte innige Contact mit dem Westen hat eine Menge Bedürfnisse geschaffen. Die eindringende Cultur ist immer und überall von der Erscheinung

begleitet, daß sich die Massen, und eben die cultivirten, rascher die erhöhten Bedürfnisse, als die mit diesen untrennbar verbundene Thätigkeit und Sorge zu eigen machen. Die culturfähigsten Elemente sind diesem Uebel nicht entzogen und sie unterscheiden sich von jenen culturunfähigen, die der Cultur zum Opfer der Vernichtung anheimfallen, eben nur dadurch daß sie nach einer gewissen Krise das Uebel verwinden.

V.

Es passirt also der aus politischem und nationalem Gesichtspunkte wichtige Theil des ungarischen Adels eine große Krise, und diese Krise ist, wie das auch früher der Fall war, durchaus nicht auf persönlichen Leichtsinn und Verderbtheit, sondern zum großen Theile geradezu auf große Tugenden und patriotische Opfer, auf Ursachen zurückzuführen, die im nationalen und fortschrittlichen Interesse unvermeidlich waren, wenn sie auch durch größere Vorsicht und eine bessere Würdigung der conservativen Interessen bedeutend zu lindern gewesen wären. Und wie ehedem, wird diese Classe auch jetzt bereitwillig ihre Interessen den Interessen höherer Art unterordnen. Und Viele fallen, wie früher ihre Väter, wenn dieselben auch unter anderen Umständen gefallen sind. Das ist traurig, das ist ein Unglück, es folgt aber daraus durchaus nicht, daß man deshalb das Glöcklein der armen Seelen über die ganze Klasse erklingen lassen müßte, wie es Pessimisten zuweilen thun. Aus jedem Mißgeschicke zieht der Weise einen Vortheil. Der Schwache prosperirt nur im Glücke, der Starke besiegt das Unglück.

Das stolze Wort der ungarischen Grundherren: „A ki a földön ül, nem esik le!“ — „Wer auf dem Boden sitzt, der fällt nicht herab!“ — ist zwar beträchtlich zu Schanden gekommen, denn gar viele sind gefallen, trotzdem sie auf der

Erde saßen. Viele aber sitzen noch auf ihrem Grund und Boden, und werden auch dort bleiben. Wir glauben, daß es keine Illusion ist, wenn wir hoffen, daß das Schwerste überstanden ist. Wer sich trotz der letzten Jahre, die Mißjahre und Jahre der Geldnoth waren, halten konnte, wird sich wohl halten. Allmählig hat man sich an die plötzlich und radical veränderten Wirthschaftsbedingungen gewöhnt, und man beginnt sich an die veränderten culturellen Verhältnisse zu gewöhnen; mehr Cultur, mehr Annehmlichkeiten, aber auch mehr Arbeit und Sorge.

Aber auch die Legislative hat sich nach den Jahrzehnten der gewaltsamen Umwälzungen und stürmischen Reformen in besonnenere Richtungen begeben, sie bestrebt sich, die Interessen des Fortschrittes mit Vorsicht und Bedacht und mit der nöthigen Wahrung der conservativen Interessen zu vereinen. Denn in der mit dem Jahre 1875 beginnenden Periode sind zwar die Männer glänzender Theorien aus unserer Legislative verschwunden, oder sie haben sich zurückgezogen. Wenn aber auch diese jüngste Periode unserer Gesetzgebung des Schimmers der glanzvollen Ideen und bestechenden Theorien entbehrt, kann mit Genugthuung constatirt werden, daß in ihr ein gewisser praktischer Geist bemerkt wird, der früher mehr oder weniger entbehrt werden mußte. Es muß anerkannt werden, daß unsere Gesetzgebung in dieser ihrer jüngsten Periode viel geleistet hat, zwar nicht in der Verminderung der Lasten, denn das gestatten die Folgen der Fehler der Vergangenheit nicht, wohl aber in Dingen, die von großem Werth sind, zur leichteren Tragung der Lasten, in der Erschließung unserer Hülfsquellen, in der Erhöhung unserer Steuerfähigkeit.

Wenn es sich aber auch nunmehr in Folge all' dieser Maßregeln mit Recht hoffen läßt, daß wir über die Höhe der Krise hinaus sind, kann andererseits auch mit Recht erwartet

werden, daß auch ein Theil der bereits Gefallenen wieder erstehen wird.

Wäre nicht ein Theil des ungarischen Grundbesitzes, d. h. jener Intelligenz, die von nationalen und patriotischen Traditionen am meisten durchdrungen ist, zu Grunde gegangen, dann würde uns ein großer Theil der nationalen Arbeiter für jene weiten Gebiete nationaler Culturarbeit fehlen, die sich neuestens erschlossen und die wir noch fortwährend sich erschließen sehen. Ein Theil der Ruinirten fällt dumpfer Verzweiflung anheim. Die Concurrenz ist eine schwere bei jeder Thätigkeit, in die man hineingedrängt wird, ohne mit ihren Traditionen auf die Welt gekommen zu sein. Ein Theil, wir hoffen ein geringer, wird der Entehrung, dem Verbrechen anheimfallen. Ein Theil endlich aber sagt sich: „Wie meine Väter verlorene Positionen mit den Waffen in der Hand zurückerobert haben, so werde ich verlorene Positionen mir den Waffen der Arbeit und des Gedankens zurückerobern und wir werden wiederkommen."

Und so sehen wir denn Gebiete cultureller Arbeit, die früher menschenleer dagestanden, sich füllen mit den Söhnen der Gefallenen. Und diese haben etwas Unschätzbares mitgebracht, jenen Geist der Väter, dem Ungarn das Höchste war, und mit diesem Geiste werden sie ihre Genossen durchdringen. Vielfach sehen wir in alten Culturländern die traurige Erscheinung, daß mit dem Geltendwerden moderner Verhältnisse und Institutionen, mit dem Aufhören der privilegirten Stellung des Adels, seine Söhne nicht nur materiell herabkommen, sondern aus Mangel an Leistungs- und Erwerbsfähigkeit unaufhaltsam dem Verfall entgegengehen. In Ungarn wenden sich Hunderte und Hunderte der Söhne ruinirter adeliger Familien muthig der Arbeit zu. Man trifft sie in der Literatur und Publicistik, sie arbeiten als Lehrer, Professoren und Gelehrte, immer mehr trifft man sie auf allen Gebieten der Technik und der Künste, und was wohl das Schwierigste und

Entlegenste war, dem gegenüber Vorurtheile und Mangel an Traditionen am meisten hinderlich waren: jetzt beginnen sie sich auch der Handels- und Geschäftsthätigkeit zuzuwenden, und viele von ihnen werden ihre alten, aber herabgekommenen Häuser durch Arbeit wieder zu neuem Glanze bringen. Aus diesen Arbeitern werden wieder Grundbesitzer entstehen, die eben so gut sein werden, wie die früheren. Und vielleicht wird dann eine Zeit kommen, wo die Nation ihren ganzen Adel, der ihre Fahnen hochgehalten in tausend Schlachten und Gefahren und der ja ohnehin unseren „avitischen" Gesetzen nach zu nichts Anderem da war, als nur für König und Vaterland zu sterben, ruhig zu den Todten in die Grüfte seiner Ahnen werfen kann, denn wird er zu Grunde gegangen sein an seinen Schwächen, so wird er doch seine Kraft vererbt haben auf ein neues Geschlecht, und dieses neue Geschlecht, es wird das ganze ungarische Volk sein.

Der ungarische Soldat.

Von Hauptmann Alfons Danzer.

—∼∼—

Es war an einem wunderbaren Sommersonntag des Jahres 1868. Nach dem Kalender wäre es zwar noch Frühjahr gewesen. Doch vorzeitig war drückende Hitze eingebrochen und hatte den Wiener Kaiserhof veranlaßt, früher als sonst das herrliche Schönbrunner Schloß aufzusuchen. Heute war aber der Kaiser nach der Stadt in die Hofburg gefahren, wo er mehrere Stunden hindurch einem Ministerrathe präsidirte. Es mußten sehr wichtige Gegenstände verhandelt werden, denn ungewöhnlich lange währte schon die Sitzung. Als der Monarch Nachmittag in seiner zweispännigen Equipage wieder nach Schönbrunn zurückfuhr, da war tiefer, sorgenvoller Ernst über seine Züge gebreitet. Sonst musterte er aufmerksam die in der Hofburg und am Schloßthore von Schönbrunn unter das Gewehr getretenen Wachen. Heute dankte er nur mit leichter Handbewegung dem Jägerlieutenant, der mit gesenkter Säbelklinge vor der präsentirenden Wache im Schloßhofe stand, während der Hornist den Generalmarsch schmetterte, als der kaiserliche Wagen vorbei und der Freitreppe zufuhr. Etwa eine Stunde später kam ein zweiter, einfacher Lohnwagen

daher, ein sogenannter „Unnummerirter“, wie in Wien die der Fahrtaxe nicht unterworfenen Fiaker feinerer Gattung genannt werden. Die bei den Obelisken stehenden zwei Hofburggendarmen mit ihren glitzernden Pickelhauben und dem mächtigen wallenden Roßhaarbusch darauf, machten schon Miene, dem Wagen den Durchlaß durch das Thor zu verwehren, denn es saß nur ein einfacher „Civilist“ darin. Als sie aber erkannten, wer dieser „Civilist“ war, ließen sie den Unnummerirten ruhig durch's Thor. Auch der Jägerlieutenant von der Schloßwache, der die zu Fuß durch den Hof in den dem Publikum geöffneten Park strömende, sonntäglich gestimmte Menge an sich vorbeiziehen ließ, hatte den Mann im Fond des Wagens erkannt: den Ministerpräsidenten von Ungarn, Grafen Julius Andrássy, dessen Bild damals in allen Auslagen der kaiserlichen Residenzstadt zu schauen war. Der Lieutenant hatte den Grafen erkannt, aber weder die Virginier aus dem Munde genommen, noch salutirend an die Krämpe des Hutes gegriffen. War ja damals der edle Graf nur Ministerpräsident — ohne irgendwelche militärische Charge. Eine Ehrenbezeugung gebührte ihm also militärischerseits nicht.

Der Graf eilte die Schloßtreppe hinan. Es mußte etwas ganz Außergewöhnliches sein, welches ihn zu solcher Stunde hierher geführt, in die Vorgemächer des Monarchen, um sich da einen Empfang zu erbitten. Nicht Zeit und nicht Ort stimmten zu laufenden Staatsgeschäften, am allerwenigsten etwa zu persönlichen Anliegen. Nur eine hochwichtige, dringende Sache, die Gefahr im Verzuge barg, konnte das Erscheinen des Ministerpräsidenten von Ungarn erklären.

Graf Andrássy wurde vorgelassen. Er blieb geraume Zeit bei dem Monarchen. Als er aus dem Kabinet trat, sprach tiefe Ergriffenheit aus seinen Mienen. Doch neben dieser mächtigen inneren Bewegung leuchtete auch freudiger Stolz aus den dunklen Augen des edlen Grafen. Er sprach

nur noch flüchtig mit dem dienstthuenden Kammerherrn und dem Flügeladjutanten in den kaiserlichen Vorsälen. Dann eilte er, hastiger als er gekommen, die Freitreppe hinab und sprang mit jugendlicher Elastizität in den Wagen, indem er dem Kutscher zurief: „In die Bankgasse!“ . . .

Einige Tage später brachten die der ungarischen Regierung nahestehenden Blätter eine Nachricht, die aller Orten großes Aufsehen erregte. Darnach war der Gesetzentwurf über die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Oesterreich wie in Ungarn und über die Schaffung einer Landwehr und eines Landsturmes soweit gediehen, daß dessen Vorlage an die Vertretungskörper in Wien und Budapest unmittelbar bevorstand. Diese Nachricht allein war es keineswegs, welche sensationell wirkte, denn die erwähnte Regierungsvorlage wurde ohnehin schon seit geraumer Zeit erwartet. Jedoch die weiteren Andeutungen über die Art, wie in den beiden Staaten der Monarchie die Landwehr gestaltet werden soll, verfehlte nicht, auf der einen Seite Bestürzung, auf der andern freudige Erregung hervorzurufen. In eingeweihten Wiener Kreisen wußte man, daß in dem entscheidenden gemeinsamen Ministerrathe die ungarischen Minister mit ihren Entwürfen in der Minderheit geblieben. Gestützt auf das, das gegenseitige staatsrechtliche Verhältniß Oesterreichs und Ungarns ordnende Gesetz vom Jahre 1867 hatten die österreichischen und die gemeinsamen Minister die Ansicht vertreten, daß der ganze Komplex der auf die Vertheidigung der Monarchie bezüglichen Angelegenheiten nach streng einheitlichen Grundsätzen in beiden Theilen der Monarchie zu regeln sei. Die Landwehren gehören zwar nicht zum stehenden Heere, aber sie bilden einen integrirenden Bestandtheil der bewaffneten Macht, unterstehen dem gemeinschaftlichen „Allerhöchsten Oberbefehle“ und seien daher in jeder Richtung einheitlichen Normen zu unterwerfen. Die ungarischen Minister gaben die Richtigkeit dieser Auffassung zu, behaup-

teten jedoch, daß ihre Vorschläge mit derselben in keinerlei Widerspruch stehen, dem Wesen nach umfaßten ihre Forderungen für die ungarische Landwehr vier von den anderen Kronräthen bekämpfte Punkte: den Eid auf die Verfassung, das ungarische (für Kroatien-Slavonien das kroatische) Kommando, die ungarische (kroatische) Dienstsprache und die nationalen Embleme (ungarisches Wappen auf dem Tschako und die roth-weiß-grün geränderte weiße Fahne mit den Landeswappen). Die österreichischen und gemeinsamen Kronräthe sprachen mit Leidenschaft gegen die „beabsichtigte Dreitheilung der Armee" und die „Gefahren", welche eine solche in sich berge. Die Gewährung eigener Brigade- und Distriktskommanden bezeichneten sie als das weitest gehende Zugeständniß, welches an die ungarische Landwehr zu machen wäre, während in Oesterreich diese Kommanden mit den Territorialbehörden des stehenden Heeres zusammenzufallen hätten. Die anwesenden zwei Mitglieder des ungarischen Ministeriums, die Grafen Andrássy und Festetics, vermochten mit ihrer Meinung nicht durchzudringen. Noch hatte zwar der Kaiser keine Entschließung gefaßt, aber Graf Andrássy wußte, daß dem Monarchen soeben auch ein Gutachten der höchsten militärischen Befehlshaber unterbreitet worden, welches gleichfalls die Annahme der ungarischen Vorschläge widerrieth. Der ungarische Ministerpräsident faßte in dieser kritischen Situation einen herzhaften Entschluß. Er fuhr nach dem Konseil in der Hofburg nach dem Schönbrunner Schlosse, um sich jene Audienz bei dem Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn zu erbitten, aus welcher er für die neu zu begründende nationale Wehrmacht das ungarische (kroatische) Kommando, die ungarische Dienstsprache, die nationalen Embleme und den Eid auf die Verfassung mitbrachte.

Als die Entschließung des Monarchen bekannt wurde, bedurfte es des bewährten Mittler-Talentes des Herrn von Beust, um bei dem einen und anderen etwas temperamentvoll

veranlagten Mitgliede des österreichischen Ministerrathes besänftigend einzuwirken und eine Krise zu verhüten. In den politischen Kreisen der österreichischen Bevölkerung und in der Armee vermochte man sich jedoch, als der Erfolg des ungarischen Ministeriums in der Wehrfrage bekannt geworden, banger Zweifel, ja selbst patriotischer Beklemungen nicht zu erwehren. Vor den Blicken der Bekümmerten tauchte eine Zukunft voll Wirren und Sorgen auf, an deren Horizonte die Gespenster des Jahres 1848 mit einem legalen Kriegsministerium Latour in Wien und einem ebenso legalen Kriegsministerium Mészáros in Ofen auftauchten, wobei die Truppen Befehle von zwei obersten Stellen gleichzeitig bekamen und nicht wußten, ob sie der einen oder der anderen den Gehorsam weigern sollten.

Vierzehn Jahre sind seitdem dahingegangen. Die ununterbrochene zielbewußte Arbeit, die gesunde organische Entwickelung des stehenden Heeres wie der Landwehr in diesem Zeitraume haben die Besorgnisse des Jahres 1868 zerstreut und jene Betheuerungen und beruhigenden Versicherungen zu Ehren erhoben, die der Pathe der ungarischen Landwehr, Graf Julius Andrássy, in einer historisch denkwürdigen Stunde dem Kaiser und König Franz Josef I. im Schönbrunner Schlosse zu Füßen gelegt. Die ungarische Landwehr — „A magyar királyi honvédség“ — hat eine der staatlichen Stellung Ungarns entsprechende Selbständigkeit erhalten; bis zur Truppendivision hinauf ist sie in der ungarischen Gliederung und Verwaltung, in der inneren Einrichtung und äußeren Erscheinung, in der Leitung und Befehlsgebung vollkommen selbständig und eigenartig. Die Gleichförmigkeit im Wesen mit jenem des stehenden Heeres, die zahlreichen Analogien in der Organisation und Administration, in der Bewaffnung und Ausrüstung zwischen beiden Theilen der Wehrmacht, die Eingliederung der Honvéddivisionen in die Armeekorps des stehenden Heeres, die Gleich-

heit der Dienstvorschriften und Exercitien mit jenen des letzteren, endlich die Entsendung hervorragender befähigter Offiziere in die Kriegs-Hochschule und den Intendanzkurs nach Wien, um sich daselbst für den Generalstabs- sowie für den höheren Adjutanturs- und Verwaltungsdienst auszubilden: das Alles sind durchweg Dinge, welche die organische Selbständigkeit und die Pflege des nationalen Geistes innerhalb der Landwehr-truppe keineswegs beeinträchtigen, dagegen die sachlichen Interessen fördern und durch die Rücksicht auf einträchtiges Zusammenwirken sowie auf gegenseitiges Verständniß aller Theile der Wehrmacht im Felde geboten erscheinen. So sind die Besorgnisse von 1868 durch die Thatsachen selbst zerstreut worden, denn statt der vorhergesagten Spaltung und statt der Eifersüchteleien hat bei der jungen Honvédschaft ein nur dem Dienste und der Sache des Vaterlandes zugute kommender Wetteifer Platz gegriffen, den alten Truppen des stehenden Heeres in Ausbildung und Tüchtigkeit nahezukommen, während im Heere die Strebungen, die Leistungen und die militärische Haltung der nur kurze Zeit dienenden, man darf sagen, milizartigen Honvéds die verdiente Würdigung und Anerkennung gefunden. So tritt im Verkehr zwischen Beiden, im Dienste und in der Gesellschaft, in der Garnison und auf dem Manöverfelde der Geist gegenseitiger Achtung und waffenbrüderlichen Wohlwollens zu Tage. Das Bewußtsein, einem gemeinschaftlichen großen Zwecke zu dienen und einem gemeinsamen obersten Kriegsherrn zu gehorchen, hat bei Heer und Landwehr das Gefühl der Zusammenhörigkeit erweckt, ohne daß dabei die Honvédschaft ihre eigene Individualität im mindesten aufgegeben hätte oder den Kriterien ihrer durch die staatliche Selbständigkeit Ungarns gebotenen Eigenart Abbruch gethan würde.

Es wäre übrigens sehr Unrecht und würde den thatsächlichen Verhältnissen keineswegs entsprechen, wenn man in

der Landwehr allein das militärische Element des modernen Ungarn suchen wollte. Dasselbe tritt hier allerdings typisch in die Erscheinung und dieser Augenfälligkeit wegen haben wir es an die Spitze unserer Ausführungen gestellt. Auch ist der Name der Honvéds von einer Gloriole umstrahlt, die in den Freiheitskämpfen von 1848—49 über demselben sonnenhell aufgegangen und deren Trägern von vorherein eine große Volksthümlichkeit sichert. Als damals der „große Völkerfrühling“ anbrach und der Kampf zwischen der absoluten Herrschaft und den modernen konstitutionellen Ideen aus den Komitats-Versammlungen und dem Reichstage auf die Schlachtfelder an der Theiß und Donau getragen wurde, da wurde in Ungarn und Siebenbürgen über Nacht der früher hier gar nicht gekannte Begriff der „allgemeinen Wehrpflicht“ geboren und mit zauberhafter Schnelligkeit in Fleisch und Blut gewandelt. Seit undenklichen Zeiten waren die Länder der Stephanskrone gewohnt, die auf sie entfallenden Kontingente zum stehenden Heere lediglich durch die Werbung oder zwangsweise Abstellung aufzubringen. Hatte die Werbetrommel nicht die erforderliche Anzahl armer Teufel zusammengebracht, die, durch das Handgeld verlockt, sich in die kaiserliche Montur stecken ließen, so machten die Komitatspanduren Jagd auf reisende Handwerksburschen und gerichtsbekannte Taugenichtse, die gefesselt und zwangsweise dem „k. k. Werbekommando“ eingeliefert wurden, bis das Kontingent voll war. Die Mannschaft, die ursprünglich lebenslänglich und später 14 Jahre unter den Waffen dienen mußte, war aus der bürgerlichen Gesellschaft in Ungarn ebenso ausgeschieden und von derselben gemieden, wie heute noch in England. Der Mensch fing erst beim Lieutenant an; alles Uebrige stand jeden Tag unter dem Stocke und der Spießruthe. Da kam das Frühjahr 1848 dahergestürmt. Der plötzliche Bedarf an Soldaten zwang die neuerstandene ungarische Regierung zu militärischen

Improvisationen. Die in die Menge geworfenen zündenden Ideen führten schon in den ersten Wochen der Bewegung über einmalhunderttausend Männer jeden Alters und jeden Standes unter die Trikoloren der neugeschaffenen Landwehr, der „Honvéds.“ Neben dem Adel, der auch in Offizierskorps des stehenden Heeres sehr zahlreich vertreten war, drängte sich jetzt plötzlich auch das dem Waffendienste bis dahin ganz ferne gestandene Bürgerthum zu den Depotplätzen der jungen Honvédbataillone und Hußarregimenter. Es fehlten die Cadres. Der Mangel an Offizieren war sehr groß. Wer irgend einen Namen oder wer Verbindungen im Komitate besaß, errang daher über Nacht das Lieutenants- und oft auch das Hauptmanns- oder Rittmeistersdekret. Bei dem stetig steigenden Zudrange auch der besseren, gebildeten Bevölkerungselemente zu den Honvédfahnen- und Standarten konnten aber doch nicht alle Werbungen um das Offiziersportepée berücksichtigt werden. So kam es, daß viele Tausende aus guten bürgerlichen Familien mit dem Gewehr auf der Schulter und dem Tornister auf dem Rücken die Schlachten und Stürme bei Ács und Isaßegh, bei Kápolna und Temesvár, bei Gödöllö und Ofen, bei Mediasch und Hermannstadt gegen die Oesterreicher und Russen mitfochten. So stieg der braune Atilla des Honvéd bedeutend im Ansehen und um die volksthümliche Truppe selbst schlang sich ein förmlicher Legendenkranz, den der tragische Ausgang der Freiheitsbewegung nur noch mehr verdichtete und verklärte.

Wie in dem Kossuth'schen, so darf auch in dem modernen Ungarn das militärische Element keineswegs nur in den Honvédorganismen gesucht werden. Ja es hieße geradezu die Bedeutung des ungarischen Volkes, die Intensität des kriegerischen Geistes, dem dasselbe seinen tausendjährigen Besitz in Europa und seinen Bestand, rings umschlossen von fremden Nationen, zu danken hat, unterschätzen, wenn man

den Einfluß Ungarns auf das geistige Gefüge und die Denkart des stehenden Heeres übersehen wollte. Die 92 königlich ungarischen Landwehrbataillone — darunter zwölf kroatisch-slavonische — zählen im Sommer auf dem sogenannten „erhöhten Friedensstande" sammt Offizieren kaum 6400 Mann; die 10 Hußarenregimenter — darunter ein kroatisches — nicht ganz 1400 Reiter. Während der großen Herbstübungen ist der Präsenzstand allerdings ein drei- auch viermal so hoher, — und der Kriegsstand der gesammten Landwehr zählt mehr als 100,000 Mann. Aber dem stehenden Heer geben die Länder der ungarischen Krone jedes Jahr ein Rekrutenkontingent von rund 45,000 Mann, einschließlich der Ersatzreserve, so daß sich in dem Kriegsstande der österreichisch-ungarischen Armee, nach Abschlag der bei den zehn Jahrgängen der Linie und Reserve sich ergebenden natürlichen Abgangsperzente, nahezu 400,000 Mann aus den ungarischen Ländern befinden. Ein so beträchtliches Contingent muß doch schon vermöge seines Daseins, seines spezifischen Gewichtes in dem Organismus, sowie der geistigen und sittlichen Struktur des stehenden Heeres zur Geltung gelangen und sichtbar werden. Geschieht dies nicht in einer dem numerischen Verhältnisse entsprechenden Weise, so liegt der Grund vornehmlich in der national heterogenen, vielsprachlichen Zusammensetzung des ungarischen Kontingents, welche die Herausbildung eines einheitlichen, allgemein charakteristischen Typus naturgemäß erschweren muß. In dieser Richtung wirken hier dieselben Faktoren wie in dem vielgliedrigen Oesterreich, und zwar nicht erst seit jüngster Zeit, sondern vom ersten Beginne des Werdeprozesses der habsburgischen Monarchie. Die Leiter dieses Staatengebildes hatten daher bei der Schöpfung der Armee eines der schwierigsten Probleme zu lösen, welches nur dadurch gelang, daß die dynastische Idee zur Grundlage des Werkes gemacht wurde. Die Verschiedenheit des Glaubens und der Race,

die Ungleichartigkeit der Charaktere und der Neigungen traten im Heere seit jeher versöhnt zurück vor der einigenden, verbindenden und nivellirenden dynastischen Idee, so daß die unter den Fahnen vereinigten Bruchtheile der verschiedenen, oft auseinanderstrebenden und sich politisch befehdenden Nationalitäten mit nur selten fühlbaren Reibungen dem obersten Staatszwecke dienstbar gemacht werden konnten, ohne daß dabei den einzelnen Elementen, also auch dem ungarischen nicht, irgendwelcher Zwang hinsichtlich der Religion oder der Sprache oder der nationalen Eigenthümlichkeiten jemals auferlegt worden wäre. Einer der schärfsten Beobachter und erbittertsten Gegner Oesterreich-Ungarns, der russische General Rostislaw Fadejew, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, der in seinem bekannten Werke „Rußlands Kriegsmacht und Kriegspolitik" unserer „widernatürlichen Monarchie" jede Daseinsberechtigung abspricht, vermag in dem genannten Buche trotzdem seine Bewunderung über die Schöpfung und Zusammensetzung des österreichisch-ungarischen Heeres nicht zu unterdrücken, indem er wörtlich schreibt:

„Die österreichische Regierung hat übermenschliche Anstrengungen gemacht, um eine Armee zu schaffen, ohne welche sie doch nicht existiren konnte; man muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß keine einzige Militärverwaltung in Europa mit einer solchen unermüdlichen Sorgfalt, mit einer solchen Consequenz und mit solchem Verständniß der Sache verfahren ist; ebenso hat keine einzige ein so glänzendes sichtbares Resultat im Vergleich zu den Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatte, erzielt. Eine österreichische Armee, in des Wortes vollster Bedeutung, existirt factisch. Drei Viertel, wenn nicht neun Zehntel dieser Armee gehören einfach zur kaiserlich-königlichen Nationalität und sind bereit, selbst gegen ihre Väter und Brüder zu kämpfen; der Regimentsgeist hat in ihnen fast vollständig den Nationalgeist erstickt, was um so wunderbarer

ist, als die Untermilitärs eines jeden Regiments nicht zusammengewürfelt sind (zur Vermeidung eines babylonischen Thurmbaus, welcher eine jede innere Leistung unmöglich machen würde), sondern immer Landsleute sind, die in einem eigenen, jedem Regiment besonders zugetheilten Rekrutirungsbezirk ausgehoben werden. Man könnte meinen, daß die in unserem Jahrhundert so mächtige Erregung des Racengeistes in den österreichischen Völkerschaften sich gefährlicher gestalten müßte, als selbst der Parteigeist in Frankreich, und die österreichischen Kräfte noch mehr, als es mit den französischen geschieht, nach divergirenden Richtungen gezogen werden könnten; aber nein."

So der panslavistische Russe. Das von ihm angestaunte und neidvoll konstatirte thatsächliche Ergebniß wurde aber in jahrhundertelanger systematischer Arbeit nicht anders zuwege gebracht, als durch die scharfe Betonung der dynastischen Idee, in deren Anerkennung alle die verschiedenen Völker der Monarchie sich unterschiedslos begegneten, und in der denkbar größten Achtung für jede nationale, sprachliche und religiöse Eigenthümlichkeit im Heere. Die deutsche Dienstsprache erscheint hier lediglich als ein übereinkömmliches Verständigungsmittel zur einheitlichen Leitung und Unterweisung eines imposanten Organismus, der gesetzlich aus 800,000 Mann gefügt sein soll, thatsächlich aber mehr als eine Million Menschen in seinen Kadres umfaßt, wie die jüngsten Ausweise der Grundbuchstände ersehen ließen. Im Budapester Reichstage giebt es wohl eine extreme Partei, welche in ihrer Leidenschaftlichkeit die große politische Interessengemeinschaft Ungarns mit Oesterreich und daher auch das Bedürfniß einer gemeinsamen Armee negirt. Diese radikale Partei strebt nach einer selbstständigen ungarischen Armee, d. h. nach einem Heerwesen mit schärfster Accentuirung der magyarischen Nationalität. Mit diesem Experiment würde aber der Nationalitätenstreit auf ein Gebiet übertragen, auf dem er ungeheuren, nie wieder gut zu machenden

Schaden anrichten könnte. Die nationalen Gegensätze und Gehässigkeiten, die heute der Armee absolut fremd sind, würden urplötzlich in die Reihen der Truppen Eingang finden, sobald sich die Theilung vollzogen hätte. Uebrigens hat sich über diese Angelegenheit Graf Julius Andrássy schon vor 14 Jahren als Landesvertheidigungsminister in einer ewig denkwürdigen, meisterhaften Rede so zutreffend ausgesprochen, daß wir nicht umhin können, ihm auch hier das Wort zu überlassen. Am 2. August 1868 ergriff er in der großen bewegten Debatte über das neu zu schaffende Wehrgesetz das Wort zu einer der bedeutendsten staatsmännischen Reden, die je über die Lippen dieses schlagfertigen Parlamentariers gekommen. Zunächst wandte er sich gegen den „geehrten Abgeordneten der Stadt Komorn“, den alten Koloman von Ghyczy, der als Führer der Opposition damals dieselbe Forderung einer Zweitheilung des Heeres vertrat, die heute bis in das Dunkel der äußersten Linken zurückgedrängt ist. Der tiefe Gehalt der Andrássy'schen Ausführungen und die Probe ihrer Richtigkeit liegen eben darin, daß dieselben nicht blos zu ihrer Zeit die ganze Deakpartei hinrissen, sondern daß sie auch heute noch Wort für Wort die thatsächlichen Verhältnisse charakterisiren. So sagte der Redner damals:

„Der sehr geehrte Abgeordnete der Stadt Komorn hat gesagt, daß das auf die allgemeine Wehrpflicht begründete Wehrsystem nur dann seinem Zwecke entsprechen wird, wenn alle die, welche in die Armee eintreten, dies mit vollem patriotischem Bewußtsein thun, wenn sie ihre Verwandten und Freunde um sich vereinigt sehen werden. Ich bin in dieser Hinsicht mit dem Herrn Abgeordneten völlig einverstanden; es ist dies, glaube ich, nicht nur sein Wunsch, sondern der Wunsch des ganzen Landes. Eben von diesem Gesichtspunkte aus hat das Ministerium im Rathe Sr. Majestät ein großes Gewicht auf jenes Recht gelegt, daß Ungarns Söhne in der

gemeinsamen Armee nur in die ungarischen Truppen eingereiht werden. Das diesbezügliche historische Recht der Nation wird durch den Gesetzentwurf nicht nur aufrechterhalten, sondern auch erweitert, denn bisher wurden die ungarischen Rekruten auch in andere technische Truppen eingereiht, während sie im Sinne dieses Gesetzentwurfes blos in die ungarischen Truppen einzureihen sind. Zur Beruhigung kann ich dem geehrten Hause sagen, daß Se. Majestät in dieser Hinsicht auch schon das gemeinsame Kriegsministerium anzuweisen geruhte, einen Vorschlag darüber einzureichen, wie und in welchem Maß besondere ungarische technische Regimenter und Truppen zu errichten wären. Die Regierung Sr. Majestät hat auf diese berechtigte Forderung großes Gewicht gelegt, denn sie fühlt sehr wohl, daß es der gemeinsamen Armee nicht schaden, sondern nur nützen kann, wenn der ungarische Soldat in dieser Armee nicht nur seine Dienstpflicht erfüllt, sondern das ganze Gewicht seiner eigenen besonderen Vaterlandsliebe in die Truppen der gemeinsamen Armee hinüberträgt, und wenn jedes Glied dieses Vaterlandes und der Armee doppelt interessirt ist bei dem Glück und Unglück der Armee, erstens als Glied der gemeinsamen Armee und zweitens als ungarischer Staatsbürger. Ich halte das Verlangen weder für ungerecht, noch der gemeinsamen Vertheidigung gefährlich, wenn Ungarn, welches tief fühlt, daß es auch in seinem eigenen Interesse sei, die Monarchie zu vertheidigen, die Forderung erhebt, daß es bei der Vertheidigung des gesammten Territoriums nicht namenlos verbluten wolle; ich glaube vielmehr, daß das Gesetz, indem es deutlich verfügt, daß die Söhne Ungarns nur in ungarische Korps eingereiht werden können, dem Lande Gelegenheit geboten hat, daß, so wie unsere Ahnen auf den verschiedenen Schlachtfeldern Europas Lorbeern erworben und dadurch den ungarischen Namen glorifizirt haben, auch in Zu-

kunft diejenigen dies thun können, welche zur gemeinsamen Vertheidigung des gemeinsamen Reiches berufen sein werden.

„Dem ungarischen Selbstgefühl bietet sich diesbezüglich dadurch ein neues und weites Terrain, daß die Grundlage dieses Gesetzentwurfes eine ungarische, nationale Landwehr ist. Ein Theil des Wunsches, den der geehrte Herr Abgeordnete geäußert hat und der begründet ist, dürfte also vollkommen befriedigt sein. Allein wenn ich seinen Vortrag richtig aufgefaßt habe, hat dieser zwei Theile gehabt; der erste ist der, welchen ich erwähnt habe, der zweite der, daß der Herr Abgeordnete nicht absieht, auf welche Weise dieser Gesetzentwurf die praktische Realisirung zweier selbstständiger Heere bezweckt. Ich leugne nicht, daß dieser Theil seines Wunsches sich nicht erfüllt, und ich bin überzeugt, daß die ganze Monarchie besonders aber Ungarn überaus gefährdet wäre, wenn wir diesen Wunsch erfüllen wollten. Die Erfüllung desselben hängt nicht von uns ab, sie hängt auch nicht vom andern Theile der Monarchie ab; man könnte diesen Wunsch nur dann erfüllen, wenn der geehrte Herr Abgeordnete oder irgend jemand Anderer die benachbarten Großstaaten dazu vermögen könnte, daß auch diese keine einheitlich organisirte Armee, sondern 2, 3 oder 4 Heere aufstellen. Was wohl der Vortheil sei, den eine einheitliche Armee vor gesonderten Heeren voraus hat? Das, glaube ich, muß ich nicht erklären; dies zeigt die Geschichte, dies zeigen die Ereignisse des letzten Feldzugs, wo ein einheitlich organisirtes kleines Heer die verschieden organisirten Heere von ganz Süddeutschland darum besiegt hat, weil eben in dieser Organisation der Fehler, weil eben in dieser Organisation die Unmöglichkeit des Sieges lag. So warm daher das ungarische Ministerium den gerechten, und, ich wiederhole es, der gemeinsamen Monarchie in jedem Falle nur nützlichen Forderungen entgegengekommen ist, ebensowenig hat es diesen Forderungen eine Interpretation geben wollen, deren Resultat

nicht die Erweckung einer nützlichen Rivalität unter den verschiedenen Korps der Armee gewesen wäre, sondern die zur Folge gehabt hätte, daß diejenigen künstlich von einander getrennt worden wären, die berufen sind, die gemeinsame ungarisch-österreichische Monarchie einträchtig gegen jeden äußern Feind zu vertheidigen."

Die vorstehenden Sätze enthalten in Kürze auch die allgemeinen Prinzipien, auf welchen die Vertretung Ungarns im stehenden Heere beruht. Daß diese hinsichtlich der Zahl eine sehr namhafte ist und über zwei Fünftel des Gesammtstandes umfaßt, wurde schon vorhin erwähnt. Wenn aber das ungarische Element im Offizierkorps, und namentlich in der Generalität nicht in einem dieser Zahl angemessenen Verhältnisse vertreten ist, so liegt der Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung in dem Zeitbedarfe, den die Wandlung von Anschauungen beansprucht. Den Ereignissen des Jahres 1849 war die brutalste Reaktion gefolgt, welche alle ungarischen Familien abhielt, ihre Söhne dem militairischen Berufsdienste zu widmen. Erst 1867 nach der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung begann sich, aber nur langsam und zögernd, eine Wandlung der Ansichten zu vollziehen. Die bürgerlichen Kreise der Bevölkerung, die eigentlich berufen sind, das Gros des Offizierkorps und des Militair-Beamtenthums zu liefern, waren zu lange der Armee entfremdet und hatten völlig die Fühlung mit derselben verloren, daher der Entschluß, die Söhne auf die militairische Laufbahn zu verweisen, nur allmählig zur Reife gelangte. Es ist heute deshalb vorerst eine noch sehr junge Generation im Offizierkorps wie in der Bureaukratie vertreten, die es über die Subalternchargen noch nicht hinausgebracht hat. Aber mit jedem Jahre mehrt sich in Ungarn und Siebenbürgen der Zugang zu den fünf Kadettenschulen und die Gesuche um Aufnahme absolvirter Obergymnasiasten oder Oberrealschüler in die Akademien von Wien,

Wiener-Neustadt und häufig auch in die Marine-Akademie zu Fiume. Gleichwohl entspricht auch dieser gesteigerte Zugang der ungarischen Jugend noch keineswegs dem konkreten Bedürfnisse, denn um die erledigten Offiziers- und Beamtenstellen bei den aus den Ländern der ungarischen Krone sich ergänzenden Truppenkörpern, beziehentlich bei den Militairbehörden, zu decken, reicht der ungarische Nachwuchs noch lange nicht hin, so daß nach wie vor zu den Ergänzungen aus Oesterreich gegriffen werden muß. Dies gilt insbesondere von den technischen Waffen. Von den 13 Feldartillerie-Regimentern des österreichisch-ungarischen Heeres ergänzen sich 4, von den 12 Festungsartillerie-Bataillonen 3, von den 10 Geniebataillonen 2, von den 5 Pionierbataillonen 1 ausschließlich aus den Ländern der ungarischen Krone. Reserveoffiziere, hervorgegangen aus Einjährig-Freiwilligen, welche ihre Prüfung mit gutem Erfolge abgelegt, zählen die erwähnten ungarischen technischen Truppen in genügender Zahl, so daß im Mobilisirungsfalle sogar ein Ueberschuß über den ersten Bedarf an Subalternoffizieren entfallen würde. Im Berufsdienste, und namentlich in Chargengraden vom Hauptmann aufwärts, finden sich jedoch bei den technischen Waffen, im Arsenal, bei den Zeugsfabriken und Depots, sowie bei den Genie- und Militärbaudirektionen verschwindend wenig ungarländische Offiziere und Beamte. Um in dieser Richtung ein günstiges Verhältniß zu schaffen, sind nunmehr von der ungarischen Regierung 120 neue Stiftungsplätze in den Militärerziehungs- und Bildungsanstalten gegründet worden, so daß in denselben, mit Hinzurechnung der bisher bestandenen 44 ärarischen und privaten ungarischen Stiftungen, vom Herbst 1882 an 164 Jünglinge aus ungarischen Familien — vertheilt auf die zehn Jahrgänge der verschiedenen Realschulen und Akademien des stehenden Heeres — auf Staatskosten eine höhere militärische Ausbildung empfangen.

Nach dem Gesagten nimmt Ungarn militärisch jetzt aller-

dings noch nicht die Stellung ein, die es politisch behauptet und die ihm vermöge seines an Zahl so beträchtlichen Kontingents beim gemeinsamen Heere gebühren würde. Aber die Ursache liegt wesentlich in der bis vor einem Jahrzehnt mangelnden Betheiligung der gebildeten Gesellschaftskreise des Landes an dem berufsmäßigen Waffendienste, die jedoch, wie wir gesehen, nun eine stets regere wird. Dabei hat die gemeinsame Wiener Regierung planmäßig und systematisch eine Reihe von Maßregeln in's Leben gerufen, welche zwar den exklusiv nationalen Standpunkt klugerweise sorgfältig vermeiden, weil derselbe in der Armee nur destruktiv wirken und bisher glücklicherweise vermiedene Gegensätze und Reibungen schaffen würde, welche Maßregel jedoch die konsistentere Gestaltung des ungarischen Elements im Heere bezwecken und — wie der Erfolg zeigt — auch thatsächlich befördern.

Wenn wir zum Schlusse nochmals auf den Ausgangspunkt unserer Darstellung, auf die Honvédschaft, zurückkommen, so geschieht dies, um im Anhange zu den Ausführungen über die Stellung des ungarischen Elements im gemeinsamen Heere noch hervorzuheben, daß die Schöpfer der Honvéds keineswegs nur dem ausschließlichen Magyarismus auf militärorganisatorischem Gebiete konkreten Ausdruck geben, sondern gleichzeitig auch einen höheren weitreichenden Zweck verfolgen wollten. Kommen wird die Zeit, weil sie kommen muß, schon aus finanziellen Gründen, in welchen den Regierungen und Völkern Europas die Last der stehenden Heere, wenigstens in der gegenwärtigen Höhe, unerträglich wird. Dann hat Ungarn mit seiner ganz eigenthümlich gestalteten Landwehr eine fertige und in den Organismus des Staates eingelebte Form, die am raschesten und leichtesten den Wechsel des Wehrsystems gestattet ohne die Wehrhaftigkeit des Staates zu beeinträchtigen oder größere Störungen in den Funktionen der staatlichen Organismen hervorzurufen. Die Königlich ungarische

Landwehr besitzt zwar vermöge ihrer ganzen Anlage nicht die Schlagfertigkeit und innere Festigkeit eines modernen Cadreheeres; aber sie steht ungleich höher als jene der europäischen Milizarmeen. In der Ludovika-Akademie in Budapest und in der Central-Kavallerieschule zu Jászberény werden für die Landwehrtruppen Offiziere von einer Tüchtigkeit und Brauchbarkeit herangebildet, die sie zur praktischen Dienstleistung im stehenden Heere ohne weiteres befähigen würde. Nahezu dasselbe läßt sich von der Methode behaupten, nach welcher die Unteroffiziere gewonnen werden, — allerdings nur für die Fußtruppen und Reiterei, denn für die technischen Waffen würde dieses System freilich nicht mehr ausreichen und ein längerer Präsenzdienst der Mannschaft nicht zu umgehen sein. Immerhin ist aber mit dieser eigenartigen, die Mitte zwischen einem stehenden Heere und einer Milizarmee haltenden ungarischen Landwehr nicht nur den nationalen Wünschen Ungarns Rechnung getragen und eine sehr kräftige, ausreichende Unterstützung der gemeinsamen Armee geschaffen, sondern auch die praktische Formel gefunden worden für den früher oder später doch unvermeidlichen Uebergang von dem jetzigen kostspieligen zu einem wohlfeileren und dabei schon erprobten Wehrsystem.

Ungarische Frauentypen.

Von Dr. A. Ágay.

Ein französischer Schriftsteller — nach Einigen rührt der Ausspruch von Diderot, nach Anderen von Beaumarchais her — lehrt: Wer sich anschickt, über Frauen zu schreiben, sollte eigentlich nicht die Feder zur Hand nehmen, um sie in Tinte zu tauchen und seine Gedanken gemeinem Papiere anzuvertrauen; mit Blumenstielen und frischem Morgenthau sollte er seine Empfindungen auf Rosenblätter schreiben, sollte die Schrift mit Blüthenstaub bestreuen und zum Postboten den bunten, kosenden Falter erküren.

Der Rathschlag klingt so süßlich und unbeholfen, daß ich fast geneigt bin, ihn für apokryph zu halten, zumal wenn er Beaumarchais zugeschrieben werden will, der die Frauen liebte und bewunderte, dessen Art es aber durchaus nicht war, derlei gewundene Komplimente zu drechseln, als wäre er der Berichterstatter über einen damaligen Eliteball gewesen, — vorausgesetzt, daß es zu seiner Zeit bei den Franzosen Frauenvereins- und „Elite"-Bälle nach Art unserer heutigen gegeben hätte.

Auch wer von Frauen schreibt, mag nur immerhin seinen Kiel in das schwarze Tintenfaß tauchen und seine Blätter mit

schwarzen Buchstaben besäen; — seine Feder wird gleichwohl glänzen, wenn sie nur ihres Gegenstandes würdig ist; sein herbes Alizarin wird lieblich duften, wenn der Dichter seines Herzens Liebe hineinträufelt und der Ruhm des Gedichtes wird auf Adlerschwingen durch die Welt rauschen, wenn es wahr empfunden ist.

Ich möchte zunächst nur dem Fremden, der bei uns nach Schönheiten des ungarischen Frauentypus forscht, in einigen Worten Weg und Richtung zeigen; und weiters möchte ich einer späteren Generation das Abbild einzelner besonderer Frauengestalten bewahren, bevor die Zeit sie ganz und gar ihrer Originalität entkleidet und die charakteristischen Züge ihrer Eigenart von dem sogenannten Europäerthum verwischt werden. Ich habe das Gefühl, als stände ich an der Grenzmarke eines Zeitalters, wo die bekannte gute alte Zeit ab und zu mit vereinzelten Ranken und Zweigen sich noch herüberspinnt in den Bereich des Modernen, wo sie aber nicht mehr zu gedeihen vermag und allmählig dahinstirbt, während die Neuzeit die gierigen Wurzeln immer unwiderstehlicher in den Boden der alten senkt und was sie an nährenden, lebenskräftigen Elementen vorfindet, aufsaugt, sich assimilirt und in neuer Färbung und Gestaltung wieder zu Tage fördert.

Unsere neueren ungarischen Historiker haben bereits mehr als einmal aus verstäubten, dumpfigen Aktenbündeln eine und die andere vergilbte Urkunde zu prachtvollem Blüthenleben erweckt, die uns ungarische Frauengestalten längst entschwundener Jahrhunderte in anziehendem, oft zauberischem Lichte zeigen. Die ruhmreichen Verherrlicher der ruhmvollen Vergangenheit Ungarns: Vörösmarti, Arany, Jókai — welchen Zauberschein haben sie nicht über die ungarische Frauenwelt der Vorzeit ausgegossen! Wer kennt nicht die hochsinnige und hochgelehrte Fürstenmutter Susanna Lorántffy, des ritterlichen Dobozys heldenmüthiges Ehegemahl, das züchtige, herrliche Weib, das

sich den Tod durch die Hand ihres Gatten erbat, um nicht Opfer des Tataren zu werden; wer kennt sie nicht, die holde Jungfrau, die flehend und versöhnend dem hartherzigen Vater an die gepanzerte Brust sinkt und Gnade für den jungen Heiden erfleht, die geistvolle, tapfere Wittwe Franz Rákóczys, die stolze Ungarfrau in grausamer Gefangenschaft! — Aus dem zauberischen Dunkel des ungarischen Mythus haben Künstlerhände die Schaar der Jungfrauen gestaltend hervorgeholt, die Hadur's, des Kriegsgottes Feste feiern. Wir sehen die ungarische Frau von dem goldenen Scheine der Romantik des Mittelalters umstrahlt, wie sie mit sausendem Speer den flüchtigen Hirsch verfolgt, wie ihr Säbel durch den Qualm des Pulverdampfes blitzt, wie sie in härenem Bußgewande in der kalten Marmorhalle des Klosters betet, das edle Antlitz vom Nonnenschleier umrahmt, die ungeheure Entsagung im Herzen, lechzend nach Buße und Erlösung; wir sehen Schönheit, Tugend, Weisheit und Tapferkeit in der zarten Hülle der Frauengestalt. Wer möchte sich an solcher Schilderei nicht begeistern! Und neben diesen mehr allgemeinen Zügen die herrlichen Bilder der spezifischen Eigenart der ungarischen Frau: welches Herz würden sie nicht lauter schlagen machen, zumal wenn es in der Brust eines Mannes, und fügen wir hinzu: eines jungen Mannes schlägt!

Und daß sie allesammt schön waren: Zrinyi, Ilona und Lorántffy Susanna, Bornemisza Anna und Rozgonyi Cäcilie, Széchy Maria, und Barbara, die Herrin der Ecseger Burg — das versteht sich ja von selber. Die jugendliche, begeisterte Schwärmerei sieht sie alle als aller Schönheit und Herrlichkeit voll, Jedem sind diese Ideale leuchtende Musterbilder der eigenen Geliebten.

Ist die Eigenart dieser großen Frauen ausgestorben heutigen Tages? Ich möchte es nicht behaupten; sie hat sich offenbar nur verwandelt. Die Susanna Lorántffy von heute

redigirt wohl irgendwo eine Zeitschrift oder hat ein Doctordiplom erworben und praktizirt in der Hauptstadt; die Cäeilie Rozgonyi unserer Tage kämpft an der Seite ihres Eheherrn an der Börse; die heutige Barbara ist etwa die Präsidentin irgend eines wohlthätigen Vereines und die moderne Ilona Zrinyi bringt es fertig, an einem Concertabende alle hundert Beethoven'schen Variationen durchzuspielen. Ach nein, die Tugenden der Mütter — sie sind nicht erstorben in der ungarischen Frau; sie treten nur in anderer Form in die Erscheinung.

Eins aber ist dem ungarischen Weibe als ungeschmälertes, unveränderliches Erbe geblieben: die Schönheit.

In der That, die schönen ungarischen Frauen sind unzählbar. Aber deshalb bleibt die typische Bestimmung der magyarischen Frauenschönheit doch immer eine schwierige Sache; wenigstens heut zu Tage, da die Vermengung der Stämme so vielfache Spielarten hervorbringt. Der Ausländer, der sich auch Ungarn überhaupt ohne Pußten, Betyaren und Zigeuner gar nicht zu denken vermag, würde bei uns eine Frau, die nicht einen sinnlichen Mund, ein volles Kinn, eine Adlernase, glänzend schwarzes Haar und ein sprechend schwarzes Auge hätte, kaum für eine Ungarin gelten lassen wollen. Und doch schildert das Volkslied so zutreffend und treu, wenn es sagt:

Weder blond, noch braun zu schauen
Sind die echten Ungarfrauen.

Das tiefsinnige Sammetauge, aus dem so leicht der Trotz hervorblitzt und eben so leicht in raschem Uebergange wieder die holde Schelmerei hervorlächelt, dieses braune, schattige Auge beleuchtet am Besten den Charakter der ungarischen Frau, illustrirt auf das Zutreffendste das dreigetheilte Rollen ihres Blutes, den dreifachen Himmel ihrer Seele, an dem in rascher, kaum vermittelter Folge der schwärmerisch-sinnige Mond dahin-

schwimmt, der rasche Blitz niederzuckt, und wieder der frische, erquickende Morgenschein in heiterem Rosenschimmer empordämmert. In Prosa gesprochen: Sie ist etwas raschen, jähen Naturells, weit ausschweifend und sanguinisch. Auf den Saiten ihres Herzens klingt der Akkord mit einer einzigen Vibration aus dem rothen Dur in das blaue Moll hinüber. Auf der chromatischen Skala ihrer Stimmung spielt die Leidenschaft Hand in Hand mit dem Kleinmuthe, in den ungebundenen Muthwillen klingen unvermittelt Wehmuth und Leid hinein. Der Bildhauer, der auf die Antike schwört, würde die etwas kräftig gerathenen Jochbeine ihres Gesichtes tadeln, gleichwie er auch die niederwärts neigende Schulter (épaule tombante) seiner Göttinnen in dem energischen rechten Winkel vergebens suchen würde, auf welchen sich der Kopf des ungarischen Frauentypus aufbaut. Aber wie reizvoll wiegt sich dieser Kopf über den gerundeten Schultern! Welche Anmuth und Kraft in diesen Linien, welch musikalischer Schwung in der Bewegung der Glieder, welcher Rhythmus im ruhevollen Dahinschreiten! Sie ist nicht die, dem Wellenschaume entstiegene Venus und auch nicht die Priesterin der Vesta; und doch ist ihr Leib ein Triumph der bildenden Natur, ein Altar, auf welchem die Flamme jugendlicher Schönheit lodert. — Sie ist launisch und kampflustig, denn ihre Leidenschaft ist von elementarer Kraft belebt; aber diese stürmischen Eigenschaften finden ihre Berechtigung in der angebornen Liebenswürdigkeit und Anmuth, jener Anmuth, die dem Genie gleicht, in welchem ebenfalls die gegensätzlichen Faktoren in einander verschmelzen. Diese Anmuth ist ein Wunder der Ruhe, der liebreizenden Erhabenheit, der Einklang des lebensvollen Gemüthes mit dem natürlichen Stolze, das Fluthen und Wogen des Lebens in herber Jungfräulichkeit. Ihr Zauber sprießt aus jener göttlichen Schamhaftigkeit und naiven Sinnlichkeit, die in sich selber ihre Stütze finden, welche die gesellschaftliche Norm und

Gepflogenheit nicht zur Rechenschaft zu ziehen und nicht zu beirren vermag. Wir bewundern eben diese holde Anmuth in den Schöpfungen der griechischen Sculptur, im Apollo vom Belvedere nicht minder als in der Göttin von Milo; sie erscheint hier zu einem natürlichen Mysterium abgeklärt, das uns trunken macht, gleich wie die Liebe oder der Hauch des Lenzes. Diese wahrhaftige Anmuth wirkt hinreißend durch die primitive Harmonie der Empfindung und des Gedankens, die, der ruhigen See gleich, die Woge in dem Momente glättet, da sie den schäumenden Kamm emporheben wollte. Die Schärfe des graziösen Geistesspieles, die Spitze des Witzes, gedämpft durch edle Sinnlichkeit: das ist jene unsagbare Eigenart, in welcher speziell die Anmuth der ungarischen Frau in Ausdruck und Erscheinung tritt. Das Studium und die Bestimmung dieser souveränen weiblichen Eigenschaft ist keine so unfruchtbare Beschäftigung, wie gar manche andere wissenschaftliche Definition und der echt magyarische Ausdruck derselben ist der Erörterung eines dereinstigen heimischen Philosophen nicht minder würdig, als der unsterblichen Lieder, zu denen er bereits so viele Dichter begeistert hat.

Steigen wir aus den Tiefen der Philosophie herauf und von den Höhen der Poesie herab, so begegnen wir in dem ausgedehnten Gebiete des Lustspieles und des Romans einer reichen Fülle von Typen. Sie sind zum großen Theil allerdings eben nur dazu dargestellt, um sie herüber zu retten in die Neuzeit, in welcher, wie ich bereits mit Bedauern erwähnt habe, alle Originalität immer mehr und mehr schwindet. Dabei meine ich übrigens, wohlgemerkt, die „Gesellschaft“ und nicht das Volk, welches weit zäher und conservativer ist.

Jene ungarischen Frauentypen, die ich hier zu schildern versuchen will, konnten sich nur an der Seite eines übermäßig schwachen, oder eines übermäßig markigen Gatten entwickeln. Die träge Lauheit des Eheherrn zeitigte in ihnen die Kraft

und Selbstständigkeit; die ungefüge Kraft des Mannes hinwider beugte und brach ihre Individualität, machte ihr Wesen mürbe und stimmte das elegische Herz noch weicher.

Der weibliche Politiker lebt heute noch im Lande, aber diese politische Frau ist nicht mehr dieselbe, die sie ehedem war. Heute wendet sie die Eloquenz ihres Auges, ihre bezwingende Schmeichelei an die alltägliche Wahlagitation. Sie schreitet nicht mehr ihrem Gatten vorauf; sie steht hinter ihm. Im Kriege entwirft sie nicht mehr strategische Pläne, sondern plant kleine taktische Kniffe. Sie ruft nicht mehr durch die Posaune zum Streite, aber sie wirkt durch Einflüsterungen. Sie schmettert nicht, sondern soufflirt.

Welch eine Frau war Judith Baráth im mythischen Comitate Kodocha! Die schöne Frau Judith hatte ihren Ehegemahl, einen geborenen Herrn Gabriel v. Csonth, an die Spitze des Comitates, zu dessen Vicegespan bestimmt. Der Obergespan ist ja am Ende doch nur dazu da, alljährlich einmal in glänzender Magnatengalla in der feierlichen Congregation des wohledlen Munizipiums zu erscheinen, daselbst eine lange Rede zu reden und darauf ein großes Festdiner zu geben. Dann steigt er rebus bene gestis wieder in den Reisewagen und fährt nach Wien zurück. Die Seele des Comitates ist der Vicegespan; er ist mit allen Adelsfamilien durch hundertfache Fäden der Verwandtschaft enge verbunden, der magyarischeste Magyare des Kreises, der wackere Kommandeur der starken Burg constitutioneller Freiheit und in Zeiten der Gefahr der Erste auf der Höhe ihrer Wälle.

Dazu also hätte Frau Judith ihren Eheherrn gerne gemacht. Denn es genügte ihr nicht, zu herrschen, sie wollte auch regieren. Der Magnaten-Coterie mußte Krieg erklärt werden; sie ist lässig in Landesangelegenheiten; ihr Thun und Denken wird von Wien aus dirigirt; ihre Herzen schlagen im Dreiviertel-Walzertakte; sie spricht deutsch, kleidet sich

französisch, hält englische Stall- und italienische Hofmeister, trägt schwedische Handschuhe, trinkt russischen Thee und lebt und bewegt sich nach spanischem Ceremoniell. Ungarisch ist nur ihre Abkunft, ihr Name und ihr Vermögen.

Mit solchen und ähnlichen Reden kostete es Frau Judith gar keine sonderliche Mühe, das Comitat auf ihre, oder eigentlich auf ihres Gemahls Seite zu bringen. Man nannte ihre Partei zwar die Bauernpartei, allein was verschlägt das? Desto kräftiger sind ihre Schultern. Und wenn ihr „Gabi" aus seiner Umgebung hervorragt, so muß man ihn wohl auch in Wien bemerken; man kommt an ihn heran, man beginnt Unterhandlungen mit ihm, und wer weiß — in einem Jährchen oder zweien ist er vielleicht gar selber Obergespan. Frau Judith wird dann eine „hochgeborne, gnädige Frau," wird Excellenz und die hochmüthige Gräfin Hadady sieht sie dann sicherlich nicht mehr über die Achsel an, wie erst neulich wieder auf dem letzten Ball, wo sie ihr kaum die Fingerspitzen anstatt der Hand reichte.

Frau Judith war eine schöne Frau. Ihr tiefbraunes, von seidengleichen Brauen beschattetes Auge redete eine eloquente Sprache und noch beredter waren ihre feingeschnittenen rothen Lippen. Wie wußte sie zu sprechen, wenn sich die Herren und der Landadel der Umgegend auf ihrem Edelhofe zusammenfanden! Wie wußte sie ihnen so ganz nach Herz und Sinn zu reden! Da trat sie vor sie hin auf die oberste Stufe des Corridors, ließ ihren Blick als zündendes Exordium über die versammelte Menge schweifen, legte ihnen dann in wunderbar klangvoller, einem Perlenstrome gleich gerundet fließender Rede die Nothwendigkeit dar, Schulter an Schulter zusammen zu stehen gegen den Einfluß der Hofpartei und riß die Compatrioten zu lauter, jubelnder Begeisterung mit sich fort. —

Wer solle nun Vicegespan werden? Man nannte den Herrn Valentin v. Czeglédy, den Herrn David Csathó, den

Herrn Samuel Darvai und noch manchen Andern; doch keiner konnte sich des Beifalls Aller rühmen; an dem Einen war Dies, an dem Andern Jenes auszusetzen.

Man vermochte sich über Keinen zu einigen. Da erhob sich ein grauhaariger, wahlberechtigter Edelmann von gutem, altem Schrot und Korn. Er strich sich das langwallende weiße Haupthaar mit dem runden Steckkamm über den Scheitel nach rückwärts, fuhr sich mit dem Aermel des Schnürrockes über die hartgefurchte Stirne und rief, indem er mit der Schneide der rechten Hand das letzte Glied des Zeigefingers seiner Linken markirte, die denkwürdigen Worte:

— Hei, gnädige Frau! Daß Sie doch nur ein solches Endchen von Schnurrbart hätten! Ich wüßte dann wohl, wer unser Vicegespan sein sollte!

Selbstverständlich einigte man sich schließlich in Herrn Gabriel, wie es seine ehrgeizige, schöne und schlaue Gemahlin darauf angelegt hatte. Ob sie schließlich ihren Eheherrn soweit empor zu bringen wußte, daß aus ihr eine hochgeborne Frau wurde und ob ihr bei der Installation die hochmüthige Gräfin Hadady die ganze Hand reichte, davon weiß meine Chronik nichts zu melden.

Keine Gesellschaft, kein politischer Staat gewährte und gewährleistete der Frau solches Gewicht, solches Ansehen und solche Unabhängigkeit, wie das alte ungarische Gesetz der adeligen Wittwe. „Immanet bonis maritalibus.“ (Sie bleibt in Besitz und Genuß der Güter und Gerechtsamen ihres Gatten.)

Die ungarische Wittwe der früheren Zeit besaß sogar das Wahlrecht. Sie übte dasselbe allerdings nicht in Person, sondern durch ein Beglaubigungsschreiben, das sogenannte „Credentionale“, auf Grund dessen die Wittwe des hohen Magnaten, die „spectabilis Gräfin“ auf dem Landtage ihr Votum abgeben ließ. Kein geringerer als Ludwig Kossuth,

hat sein erstes Mandat einem solchen Credenzionale zu verdanken. Unsere Frauen waren rechtskundig und die Rechts- und Gesetzeskenntniß bildete bei uns den weiblichen Fiskal heran.

Diese Species der Frau war der Peiniger aller Richter, der Schrecken jeder prozessualen Gegenpartei, der Plaggeist aller einflußreichen Leute im halben Lande. Ausdauer, Energie, Courage, Redegewandtheit, zuweilen auch noch Schönheit waren die Waffen, mit denen sie allzeit siegreich ihr gutes Recht zu erringen wußte. Satzschriften, zu sieben bis acht Conceptbogen stark, ohne Unterbrechung niederzuschreiben, war ihr Kinderspiel und darin stand mehr als eine Periode, die man in einem Athemholen unmöglich zu Ende lesen konnte. Sie schreckten weder böse Witterung noch schlechte Wege. Je schlafmütziger der Herr Gemahl, desto rühriger war sie. War sie aber Wittwe, so spornte und befeuerte die Liebe zu ihren Kindern ihren Eifer und was in ihr mindestens eben so mächtig war, als die mütterliche Liebe: der Trotz erhöhte ihre Kräfte. Die Entschlossenheit der Löwin, die ihre Jungen vertheidigt, die Klugheit und Verführungskunst der Schlange vereinigten sich in ihr, wenn sie auszog zu dem schweren Kampfe.

Heute noch lebt manch Einer unter uns, der in seinen jungen Jahren ein und das andere Original des Typus gekannt haben mag, den ich hier zu schildern versuche. Da ließ einmal Frau Terka einen ihrer gesetzeskundigen Freunde zu sich bitten. Sie empfing ihn im Bette, nicht liegend, sondern sitzend. Vor sich hatte sie auf einem Küchenbrette die dickleibigen Aktenfaszikel ausgelegt, deren Blätter sie vor- und rückwärts wirbelte, wie der Sturmwind; aus ihrem Auge schossen Blitze, flossen Thränenströme, die Papiere rauschten unter ihren Händen, — es war ein wahrhaftiges Ungewitter, das den eintretenden Besucher empfing.

— Mein theurer Freund, geben Sie mir einen Rath! Man will mich vergewaltigen. Sehen Sie nur, wie sie es gerne anfassen möchten. — Nun folgte ein Redestrom, der wie ein schwellender Gießbach einherrauschte. — Und damit nicht genug, will man mir auch so beikommen, sehen Sie — und mit ihrem weißen Finger stach sie in die einzelnen Paragraphen eines ungeschlachten Codex hinein. — Man hat meinen Untergang beschlossen! Helfen Sie, retten Sie mich!

In diesem Momente rollte das reiche blonde Haar lose nieder, von den weichen Linien der Schulter glitt das verhüllende Tuch und der blendende, schöngerundete Arm focht leidenschaftlich vor dem bezauberten Rechtsgelehrten in der Luft herum. Eine schöne Wittwe, die weint, das Busentuch von den weißen Schultern streift und von ihrem guten Rechte nicht lassen will, kann nun allerdings ein Männerherz in Flammen setzen, aber Witz und Verstand zu schärfen vermag der Anblick schwerlich.

Der Besucher meinte denn auch: — Gnädige Frau, wenn ich Ihnen in dem Prozesse rathen soll, so knüpfen Sie, bitte, das Tuch enger um den Hals.

Das Facit der Berathung war dann in der Regel: Einen guten Rath könne in der verwickelten Sache nur Franz Deák geben. Richtig suchte die Dame noch desselbigen Nachmittags den Patrioten auf. Sie war zwar krank, allein der starke Wille stählte ihre Nerven und die Erbitterung kräftigte ihren Körper. Ein Träger — wie man zu jener Zeit in gutem Ungarisch den Eckensteher nannte — keuchte unter der Last der pyramidenförmig übereinander gethürmten Faszikel, die er auf seinen Schiebkarren vor das Haus an der oberen Donauländе fuhr, in welchem damals Franz Deák wohnte. Der jüngere Rathgeber saß lesend im Nebenzimmer, während drinnen fort und fort in ununterbrochenem Schwalle die Rede von den Lippen des schönen Fiskals strömte; nur hier und da in langen

Intervallen brummte eine tiefe Baßstimme ein vereinzeltes Wort in das Plaidoyer hinein. Es verging eine Stunde, es verging eine zweite — der Vortrag hatte noch immer kein Ende. Es ging auf fünf Uhr und noch immer keine Minute Stillstand ...... Da mit einem Male dröhnt von außen, vom Platze herauf ein entsetzliches Geprassel, ein furchtbarer Schlag, von dessen Gewalt die Mauern des Gebäudes erbebten. Beim Brückenbau draußen vor dem Hause hatten die Arbeiter die ungeheure Kette aus den Flaschenzügen entgleiten lassen, — die war mit solchem Höllengepolter zur Erde niedergeschlagen. Mit dem Sturz der Riesenkette fielen endlich auch die Fesseln, in denen die schöne Klägerin Deák gekettet hielt. Als der weibliche Fiskal, zu Tode erschrocken, das Feld geräumt hatte, saß Franz Deák mitten im Zimmer, trocknete sich mit dem großen Foulard die Stirne und rief seinem wieder eintretenden Freunde entgegen: — Seit die Welt steht, war noch nie ein Unfall ein solches Glück für einen Menschen, wie dieser gebenedeite Kettenbruch für mich!

* * *

Dem weiblichen Fiskal nahe verwandt ist die eiserne Frau. Ihr Eisen blinkt nicht an ihrer Seite; die Scheide desselben ist ihr Mund; blankgezogen schlägt und sticht und tödtet es. Die Seele dieser Frau ist eisern, eisern jeder ihrer Nerven, selbst ihr Blut ist röther, weil es mehr Eisen enthält, als anderer Menschen Blut. Die eiserne Frau ist nicht etwa mit der Aspis-Schlange (Drachen) zu verwechseln; o, sie ist ihrem Gemahl ein gütiger Herr, ihren Kindern eine strenge, aber liebevolle Mutter; ihrer Dienerschaft eine gefürchtete Gebieterin. Das struwelköpfige Mannsbild ist noch nicht geboren, vor dem sie erschrecken würde, und unbedenklich träte sie dem fliegenden Kanonenball in den Weg. Die kleinsten

Details ihrer Hauswirthschaft weiß sie an den Fingern herzuzählen. Ihrem Sohne befiehlt sie noch, wenn er längst ein baumhoher Mann geworden ist. In ihrem Hause gilt und geschieht ihr Wille. Sie ist ein Feldherr in der Hülle des Weibes. Sie ist ein wohlwollender Tyrann, dessen Gewaltthätigkeit voll Liebe, dessen Härte voll Ehrgefühl, dessen Drohung Segen ist.

Sie ist Calvinerin, — die streitbaren Weiber dieser Sorte sind meist Calvinerinen — aber sie ist duldsam genug, einen Unglückseligen, der nicht gleich ihr den „ungarischen Glauben" bekennt, deshalb doch nicht von Haus und Hof zu weisen. So ist z. B. Menyus, der Paradekutscher, allerdings Calviner, aber schon Palkó, der gewöhnliche Meierkutscher, ist ein armer, gottverlassener Katholik.

Eines Tages machte die gestrenge Frau die unliebsame Bemerkung, daß eine der Heutristen, die auf dem Tennplatz stehen, lange vor der Zeit in bedenklicher Weise zu schwinden beginnt. Da geht etwas nicht mit rechten Dingen zu! Das muß an den Tag! Sie schleicht sich Abends gegen die Tränkezeit auf den Boden der Scheune und steht nun am Dachfenster auf der Lauer. Die Sonne ist unter und der Menyus, der Paradekutscher, kommt mit seinen Rossen an den Brunnen auf der Tenne zur Tränke. Indeß die Thiere behaglich schlürfen, macht sich richtig Menyus an die Triste heran, schaut erst bedächtig nach allen Seiten aus und da er die Luft rein findet — drauf und dran mit dem Heurupfer wider den armen Futtervorrath! Im Handumdrehen hat der Spitzbube eine gehörige Tracht Heu abgezogen, in ein Grastuch geschlagen und schleppt nun die Last nach der Umzäunung an der Scheuer hin, wo der Palkó auf der Lauer steht, das Bündel ihm abzunehmen. Dann schlendert Menyus, als hätte er kein Wasser getrübt zu seinen Rossen zurück; noch ist er aber am Scheunenthor

nicht vorbei, als auch schon ein kräftiges „schlagendes Wetter“ auf seinen Rücken niederhagelt.

— Jesus Maria, die gnädige Frau!

Der Knotenstock, nun einmal im Schwunge, arbeitet unbeirrt fort auf seinem Rücken.

— Gnädige Frau, jammert heulend der Ertappte, der Palkó hat doch auch Schuld!

— Nicht wahr ist's, Du Betyár, Du Galgenstrick! Du hast die Schuld, Du allein und nicht der Palkó! Der arme Kerl ist ein Papist — ihm redet sein Pfaffe lateinisch, das er nicht versteht, von Gottes Wort und Gebot, Dir aber, Du Strauchdieb, Dir verkündet man Gottes Wort auf ungarisch, und kehrst Dich doch nicht daran! — —

Die „Aspisschlange“ ist nur ein Zerrbild der eisernen Frau. Ich habe selber in meiner Jugend ein solches Weib gekannt und denke noch heute mit Schrecken an sie. Sie war ein altes Edelfräulein. Sie fluchte und wetterte wie ein Hagelschlag und qualmte ihre Tabackspfeife, wie ein Pascha. Ihre rechte Schulter war um ein kleines höher, als die linke; offenbar hatte sie sich dieselbe eigens so gezogen, um mehr Wucht im Arme zu haben, wenn sie zuschlug; denn sie verstand es, drein zu schlagen. Sie hatte der Freier mehr als einen gehabt, sie war ja begütert; aber sie wollte nur unter der Bedingung heirathen, daß der Bräutigam im Stande sei, ihren gestreckten Arm zu beugen. Das Kraftstück brachte Keiner fertig; einem Schwächling aber mochte sie sich nicht ergeben.

Ich sehe sie noch heute vor mir, wie sie, die Cataraktе ihres Zornes entfesselt, wetternd und keifend an dem grobbehauenen Mühlsteine stand, der als Schwelle vor ihrer Küche eingelassen war. Sie stieß den Küchenschragen mit der Stiefelspitze aus dem Boden auf, stellte sich vor die Thüre hin, faßte die kurze Tabackspfeife mit ihren Stockzähnen und ließ

den Großknecht vor sich kommen, durch dessen Nachlässigkeit das schönste Ochsengespann des Hofes gefallen war. Der Oberbéres war ein stämmiger junger Mann. Zerknirscht drehte und wendete er den Hut in den Händen und stand gesenkten Blickes vor dem gefürchteten Fräulein. Die Leute hießen sie nicht anders, als der „gestrenge Herr Eszti". Und Jungfer Eszti, der gestrenge Herr, hub einen Sermon an, daß mir, weiß Gott, heute noch die Festigkeit des Himmelsgewölbes imponirt; denn es hätte füglich über unsere Köpfe herabstürzen können unter der Wucht der ausgesuchten Redewendungen, die in jeder Kaserne noch immer sehr beachtenswerth geklungen haben würden. Und als das prasselnde Donnerwetter ausgetost hatte, streifte das Fräulein an dem Arme, der an der höheren Schulter hing, den Aermel auf und die breite schwielige Handfläche fuhr in das bärtige Antlitz des Großbéres nieder, wie ein Donnerkeil.

* * *

Eine ungleich vornehmere Erscheinung ist der weibliche Kavalier. Die Erziehung dieser Frau ist eine herrenmäßige, distinguirte, ihre Manieren sind die einer Dame von Welt, obwohl ihr Styl weitaus kleiner ist, als jener des „eisernen Weibes". Sie liebt es, militärische Ausdrücke zu gebrauchen, die sie aber nicht vom Gefreiten, sondern vom Stabsoffizier entlehnt; ihre Allüren sind frei, und einen gewissen Stallduft behält ihre Redeweise immer. Sie ist Pferdekennerin, sie liebt den Turf und alle Gattungen des Sports, schießt nach der Scheibe und geht immer von einem Hunde und einem Cicisbeo begleitet, einem ewigen Courmacher, der ihr getreuester Diener ist. Auf der Promenade läuft ihr der Hund vorauf, der Cicisbeo trippelt hinter ihr drein, ihr zur Seite aber stolzirt klirrend und rasselnd, gemessenen Schrittes, ein schlanker Kavallerieoffizier. Lächeln hat sie keines auf ihrem Register,

dafür ist aber ihr lautes Lachen desto reizender. Ihr Stolz ist ein Duell, das ihretwillen gefochten wurde. Ihre Toilette ist extravagant; es scheint, sie läßt bei einem Herrenschneider arbeiten. Ihre Lekture, wenn sie überhaupt liest, ist der Feuilletonroman der Blätter. Ihre Musik ist Strauß und Offenbach, deren tändelnde Melodien sie erträglich auf dem Klavier herableiert, mit fortwährendem Pedale und zumeist vierhändig, wobei dann immer wieder der Kavallerie-Offizier ihr Begleiter ist. Lagert sich auf einem Ausfluge die Gesellschaft im Schatten eines breitästigen Baumes in's Gras, so wirst sie ihren Sonnenschirm dem einem ihrer Anbeter, den Fächer einem anderem und die Handschuhe, zu einem Knäuel geballt, einem dritten zu. Sie ist stets darauf bedacht, daß man in keiner Attitude mehr zu sehen bekomme, als den feingeformten Knöchel ihres Fußes, den aber auch sicher und immer. Sie setzt ihre ganze Umgebung in Contribution und hält ihren ständigen Hofstaat.

Ich erinnere mich eines solchen weiblichen Kavaliers aus meinen jüngeren Jahren her. Es hatte sich ein völliger Mythus um diese Frau gebildet. Sie wohnte nicht auf dem Festlande, sondern auf einer, von den Fluthen eines großen Stromes umspülten Insel, im Schatten eines märchenhaften Tulpenbaumes, am Fuße alter, romantischer Ruinen, ganz allein. Der große Saal ihres kleinen Palais war der Schauplatz der Duelle jener Zeit; derselbe war eigens zu diesem Zwecke eingerichtet. Schön war sie nicht, aber — und das ist das Gefährliche — interessant, bezaubernd interessant. Einer ihrer Verehrer sagte von ihr, sie sei hinreißend häßlich. Ihre phantastischen Soiréen, zu denen sie ihre Freunde vom Festlande zu laden pflegte, waren wahrhaftige Feennächte. Durch das Laubwerk der mächtigen Bäume stahl sich blinkend der Mondenschein, in den Büschen flötete die Nachtigall, die Blumen dufteten balsamisch, vom jenseitigen Ufer trug der

Hauch des Nachtwindes auf weichem Fittig das Glockengeläute herüber, die Wasser des Stromes rauschten geheimnißvoll, während strandeinwärts im Halbdunkel holde Chorgesänge ertönten, von geheimnißvollem Wiederhall aus weiter Ferne, wohl gar aus einem schöneren Jenseits begleitet. Da mit einem Male erschien am Eingang der Grotte eine weiß schimmernde Gestalt, im Haare, an den Gewändern funkelnde Sterne — die Herrin der Insel. Sie steckte sich die Flechten und das niederwallende Kleid mit Leuchtkäfern voll. Es war ein bezaubernder Anblick. Es ist unleugbar, daß in dem chevaleresken Gehaben dieser Frau eine bedeutende Dosis von Poesie gelegen war. Möge es Niemandem die Illusion verderben, wenn ich erzähle, daß sie erst dieser Tage eine Nummer der von mir redigirten „Kinderzeitung“ reklamirte, welche sie für ihr — Enkelchen pränumerirt hat.

* *
*

Amusanter, aufrichtiger und zugleich auch magyarischer als diese Sorte ist eine Spielart derselben: die „Jukkerin.“

Wir sind eine Reiternation, gleichwohl reiten unsere Frauen nur selten. Dafür aber kutschiren sie mit Passion. Wenn die schöne Birike, an der Seite ihres Gemahls, vom hohen Vordersitze des Sandläufers herab in der kräftigen Linken die Zügel führte, mit der Rechten im Schwunge die lange Peitsche aufrollte, daß der Schmitz sausend den Rennern um die Ohren schwirrte und dann die Schnur auf einen geschickten Ruck sich wieder wirbelnd um den Stiel rollte, wenn ihr dabei das Auge in glücklicher Erregung glänzte und das Gesichtchen von der Anstrengung erglühte, da stand Czirok Dani betrübt sinnend am Raine des Weges still, blickte dem dahinsausenden Gefährte nach und seufzte tief auf: „Hei, wie verliebt bin ich in den Kutscher dieses Keszeli Pista!“ Denn Birike war Keszeli Pista’s feurig hübsches Weibchen. Sie hat

ihres Gleichen nicht im weiten Umkreise des ganzen Comitates. Die Weiber sind ihr sammt und sonders gram, aber die Männer, die vergehen schier um sie und die Mädchen nehmen sie zum Vorbild und haben sich vorgesetzt, ihr nachzueifern, sobald sie dereinst auch unter der Haube sind. Ein so scharfes Mundwerk hat nicht bald wieder eine Frau. Sie trumpft selbst den Apotheker ab, und der ist doch sicherlich ein „witziger Mensch." Mit dem Herrn Probste ist sie schlechtweg „per Sie", mit den alten Herren kokettirt sie auf Leben und Tod, im Walzer fliegt sie, im Csárdás bebt jede Faser an ihr und beim Lassu nascht sie als Erfrischung Holzbirnen aus der Schürzentasche. Sie ist ein klein wenig Betyár, ein klein wenig Wildfang, aber schmackhaft durch und durch.

* * *

Ein wackeres Frauenbild vom Wirbel bis zur Sohle ist die Dame, deren ich nun gedenke; mir ein liebwerthes Wesen, obgleich schon ein sehr, gar sehr betagtes Fräulein. Sie ist ihrerzeit nicht etwa „sitzen geblieben"; sie wollte sich nur nicht einem wüsten Gesellen vermählen, wie es damals die jungen Herren im Comitate schier alle waren. Den sanften, stillen Jungen aber, den sie sich wohl wünschte, den Instruktor im Hause, den verstatteten ihr die Eltern nicht. Der Junge verzehrte sich in Gram und ging nachmals ins Kloster, das Fräulein aber blieb ledig. Sie trug das bittere Weh lange Zeit tief im Herzen; indessen, ein langes Leben überwindet selbst das herbste Leid. All den reichen Schatz an Liebe, der in ihrem Herzen aufgespeichert liegt, überträgt sie heute auf die Kinder ihrer seligen Schwester. Sie ist der Schutzengel des ganzen Hauses. Sie schmählt und grollt vom Morgen bis zum Abend, aber aus all dem Unmuth tönt die unverkennbare Stimme der Liebe hervor.

Ihr Liebling unter den Kindern ist der Laczi; deshalb

rauscht eben ihr Mäkeln und Tadeln und Raisonniren auf sein theures Haupt im dichtesten Schwalle und unaufhörlich nieder. Unbedingt nicht zu befreunden vermag sie sich mit der Idee, daß er nun gar nach Pest zum Landtag gegangen ist. Was hat Laczi am Landtage zu suchen? Seit er ein Comitatsherr geworden, redet er sich ein, er sei ein Staatsmann. Ach ja wohl — Tante Zenzi weiß, was es mit seiner Wissenschaft auf sich hat! Freilich genug der Silberzwanziger und der harten Thaler, die sie in einem stattlichen weißen Strumpfe geborgen verwahrt, hat sein Studium gekostet; aber in dem Maße ist sein Kopf nicht voll geworden, als der Strumpf sich leerte. Das hat aber nichts auf sich, er ist und bleibt deshalb doch immer Tante Zenzis Herzknospe — der Laczi!

Wohl hätte ich gute Lust, nun auch die „kalvinische Judenfrau" aufs Korn zu nehmen, die, ob sie von Jehova's Gnaden auch schon ihr siebzigstes Jahr erreicht haben mag, von der Pauna und der Sári und allen anderen Mägden des Dorfes nach wie vor noch immer die „junge Frau" genannt wird. Die kalvinische Jüdin heißt sie, weil sie eben durch und durch eine ungarische Frau ist. Mit ihrer Nachbarin, der Frau Rachel Kása, hält sie gute Freundschaft; sie schneidet wohl nicht von einem Brode, liest aber aus einer Bibel mit ihr; die heilige Schrift verbündet die wackeren Seelen.

Doch ich muß darauf verzichten, wie nicht minder auch darauf, die „Civa" zu skizziren, die Debrezinerin, jene eigenartige ungarische Frau, die nicht mehr Bäuerin schlechtweg, aber noch nicht urbane Bürgerin ist, diese wundersame Mischung von Kraft, Humor, Findigkeit und Herzensgüte, die der rapide Fortschritt noch immer des Ködmöns, des avitischen Schnürrockes, nicht zu entkleiden vermochte.

Nur eines Typus will ich noch gedenken: die gestrenge Frau.

Sie ist ein Kind des kleineren Landadels, altväterischen Zuschnittes in Allem und Jedem. Sie nennt, gerade wie die Bauerfrau, ihren Gatten den „Herrn" und ist, einmal ins Matronenalter getreten, des ganzen Dorfes, des halben Comitates, aller Welt's „Frau Muhme". Sie hat dem Vaterlande sechs Söhne großgezogen, Jeder von Ihnen schlank wie eine Tanne, stämmig und kräftig wie die Eiche im Walde. Vier von ihnen hat im Zenithe ihres Mannesalters der Tod abberufen, auf dem Schlachtfelde den Einen, auf dem Krankenlager den Anderen. Heute in ihrer Wittwentrauer sind die noch übrigen zwei Söhne die Stütze ihres Alters, die Wonne ihrer Seele; denn Jahr für Jahr beugt Großmütterchen sich über eine Wiege nieder, aus der ihr wieder ein neuangekommener Sproß ihres Geschlechtes hold entgegenlächelt.

Ich habe sie gesehen, wie sie weise herrschte über ihr Gesinde; ich habe sie gesehen inmitten ihres ganzen, volkreichen Hauses, da Jung und Alt ihr in Ehrfurcht und Ehrerbietung nahte. Sie war verehrt wie die Königin, geliebt wie die Mutter ihres Hauses.

Ihr Hoffen und Vertrauen ist Gott, ihre Liebe ist das Vaterland, ihr Stolz ist ihr Geschlecht, ihr Glück ist ihre Familie.

Ungarische Nationaltrachten und Sitten.

Von Wolfgang von Deák.

Obgleich Ungarn für Europa den interessanten Charakter eines neuentdeckten Landes längst eingebüßt und sich in Folge seiner tausendfachen politischen, kulturellen und ökonomischen Beziehungen mit dem zivilisirten Westen immer mehr europäische Art und Sitte angeeignet hat, ist es dennoch unleugbar, daß das Volk, welches dieses Land bewohnt, aus seiner tausendjährigen, wechselvollen Geschichte bis auf den heutigen Tag Trachten und Sitten bewahrt hat, die von den westeuropäischen vielfach abweichen und seine orientalische Abstammung unbezweifelbar verrathen.

Will man auf den Ursprung der ungarischen Nationaltracht zurückgehen, so muß man dieselbe — wie bei allen kriegerischen Völkern — im Zusammenhalt mit der Bewaffnung, dem Schmuck und der ganzen Kriegsausrüstung beurtheilen. Die Ungarn waren — soweit die spärlich vorhandenen geschichtlichen Quellen uns einen Einblick gestatten — ein Volk von leichten Reitern, bewaffnet mit Pfeil und Speer; die mehr Begüterten und Vornehmen unter ihnen trugen am

linken Arm einen aus Holz oder Leder verfertigten runden Schild. Dieser primitiven Bewaffnung entsprach die Kleidung: sie bestand aus Thierfellen oder aus einem groben Gewebe. Die Spuren hievon haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. In vielen Gegenden des Landes besteht die Winterkleidung des Bauernvolkes ganz oder zum Theil aus Schaffellen; in anderen Gegenden — wie bei den Széklern und Slovaken — webt das Volk selbst sich das grobe Kotzentuch, aus welchem seine Kleidung verfertigt wird.

Zur Zeit der Herzöge und der Könige aus dem Hause der Árpáden (884—1301) stand bei Hoch und Nieder ein weites, weiberrockartiges Kleid in Gebrauch, das sich in Gestalt der weiten, tausendfältigen Leinen-Beinkleider (Gattien) bei dem ungarischen Bauer des Alföld bis auf unsere Zeit erhalten hat und wohl noch lange erhalten wird. Obgleich der Geschmack an Gold- und Silber-Zierrath und an hellfarbigen Stoffen bei den Reicheren schon damals hervortrat, darf man dennoch als bestimmt annehmen, daß zwischen der Kleidung der Vornehmeren und des gemeinen Volkes in Zuschnitt und Herstellung kein Unterschied bestand. Ebenso sicher ist, daß die ungarische Nationaltracht in alten Zeiten nicht so knapp und eng anliegend gewesen wie heute. Ueber den Ursprung des knappen; heute schon spezifisch ungarischen Beinkleides bestehen zwei Meinungen. Nach der einen wäre die Mode des knappen Beinkleides zur Zeit der Könige aus dem Hause Anjou ins Land gebracht worden, es hätten zuerst die höheren Stände, Höflinge, Edelleute sie von den fremden (italienischen und provencalischen) Kavalieren übernommen und diese Mode hätte schließlich Eingang in die unteren Klassen gefunden. Die andere Meinung geht dahin, daß zuerst die unteren Klassen diese Tracht von den im Norden des Landes ansässigen slavischen Stämmen angenommen hätten und daß sie später erst auch unter den höheren Ständen Eingang gefunden.

Beide Meinungen mögen begründet sein. Die Ungarn, als ein kräftig gebautes Volk waren sicherlich gern bereit, eine Tracht anzunehmen, die geeignet war, ihre kräftigen, wohlgebildeten Formen hervortreten zu lassen.

Wie bereits erwähnt, hatten die alten Ungarn eine Vorliebe für helle Farben. Nebst der rothen, die für eine königliche Farbe galt, kam die blaue, gelbe, grüne Farbe in Gebrauch, sobald die Ungarn mit der Zivilisation so weit in Berührung kamen, um sich die nothwendigen Stoffe anzuschaffen. Die Aermeren befriedigten ihren Geschmack an hellen Farben dadurch, daß sie ihre Szür (Mäntel aus grobem Tuch) und ihre eng anliegenden Leibchen mit hellfarbigen Tulpen, Rosen, Nelken u. dergl. ausnähen ließen. Der buntgestickte Szür mag überhaupt jenes nationale Kleidungsstück sein, das seit den ältesten Zeiten sich am wenigsten verändert hat.

Es ist festgestellt, daß die Ungarn — wie alle asiatischen Racen — schon seit ihrem ersten Auftreten in Europa an buntem Schmuck Gefallen fanden. Gold- und Silber-Zierrath, Perlen, farbige Steine, Korallen, Türkisen, Granaten, Jaspise, Smaragden übten einen gleichmäßigen Reiz auf Männer und Frauen; sie schmückten damit das Haupt, den Nacken, den Leib, die Arme und Finger.

Vom XV. Jahrhundert angefangen, können wir uns bei Beurtheilung der nationalen Tracht schon auf verläßlichere Daten stützen; als Behelfe dienen uns Fresken und kolorirte Wappen, die uns erhalten geblieben sind. Wir sehen die Ritter zu Pferde und zu Fuß abgebildet und sind in der Lage, ihre Kleidung, Kopf- und Fußbedeckung zu studiren. Wir besitzen ferner aus jener Zeit auch schon schriftliche Denkmäler, wie: Inventare, Register, Wirthschafts- und Marktrechnungen, Testamente, Theilungs-Verträge, in welchen Kleidung und Schmuck für Männer und Frauen, Bräutigams-Ausstattungen, bräutliche Morgengaben, oft bis in die kleinsten Details, auf-

gezählt sind. Zu diesen Behelfen kommen dann die Portraits (Miniaturbilder unter den Ornamenten der Kodexe), Statuen, Grabmäler, auf welchen die Gestalten nicht selten in voller Ausrüstung gemalt oder gemeißelt sind, so daß, von der Zeit des Königs Mathias Corvinus angefangen, sozusagen Musterkarten von den ungarischen Nationaltrachten der verschiedenen Zeitalter hergestellt werden können.

Allmälig bemächtigt sich auch die Literatur dieses Gegenstandes und heute besitzen wir schon sehr werthvolle und interessante Forschungen über Trachten und Sitten in früherer Zeit, namentlich im XVI. und XVII. Jahrhundert.

Da wir nun, von der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts angefangen, gemalte und schriftliche Denkmäler besitzen, sehen wir, daß die damals in ganz Europa moderne italienische Tracht auch in Ungarn verbreitet war. Sie wurde noch erheblich gefördert durch die zweite Gemahlin des Königs Mathias, Beatrix von Arragonien und die in ihrem Gefolge ins Land gekommenen Italiener; zum zweiten Mal also war die neapolitanische Mode von großem Einfluß auf die Nationaltracht der Ungarn.

Johannes Corvin (ein natürlicher Sohn des Königs Mathias) trägt auf einem Bilde, das uns erhalten geblieben, das nämliche Wams mit Puffärmeln wie die italienischen Herzöge jener Zeit, die Sforza und Visconti, selbst das Federbarett und die Speda mit zierlich gearbeitetem Griff. Das in der königlichen Bildergallerie zu Brüssel befindliche Portrait Ludwigs II. zeigt uns den unglücklichen König in der nämlichen Tracht wie die französischen und englischen Prinzen, auf dem Haupte das schwarze Sammtbarett mit einer kleinen Goldverschnürung in ungarischem Geschmack; der Hals ist entblößt; das Hemd, das nur bis zum oberen Theile der Brust reicht, ist am Saume ausgenäht und mit einer gefältelten Goldspitze geziert; den Leib deckt ein Rock von lichtem Seiden-

stoff mit glatten Aermeln und einem Saume von Sammt; die gefältelte Manschette reicht bis zur Mitte der Hand; um die Schultern hängt ein Mäntelchen. Diese Mode ist zum Theil in die Tracht der ungarischen Großen übergegangen und hat sich erhalten, bis zur Zeit Karls V. und Ferdinands I., um die Mitte des XVI. Jahrhunderts, die spanische Mode die Herrschaft erlangte. Nebenbei fand — besonders unter den Jagellonen — auch die polnische Mode Eingang und in den aus jener Zeit stammenden Verzeichnissen findet man oft die polnische „Mente" angeführt, ein bis an die Knöchel reichendes, mit Pelzwerk gefüttertes und verbrämtes Oberkleid mit Schlitzärmeln. Die Verzierungen mit flachen, viereckigen und runden Schnüren sind gleichfalls auf einen orientalischen Brauch zurückzuführen. Die Völker des östlichen Europa: Polen, Ungarn, Serben, Türken haben diese Sitte adoptirt und entwickelt; bei den Ungarn hat sie sich am längsten erhalten, insbesondere bei den Husaren des gemeinsamen Heeres und der Honvéd-Armee.

Es versteht sich von selbst, daß die Herrschaft der Türken, die 150 Jahre lang von Ofen aus den größten Theil des Landes beherrschten und auch über Siebenbürgen das Protektorat übten, nicht ohne großen Einfluß auf Tracht und Sitten der Ungarn blieb, und seltsamerweise machte sich dieser Einfluß mehr in den höheren als in den niedern Klassen geltend. Man übernahm von den Türken die kaftanartige kürzere „Mente". die turbanartige Kopfbedeckung, wie wir sie bei Niklas Zrinyi, dem Dichter, sehen, den Krummsäbel, den Sattel, das buntgezierte Pferdegeschirr, das kurzgeschnittene Haar und später den kahlgeschorenen Schädel, auf welchem nur vorne ein Schopf übrig gelassen ward; von ihnen haben wir den „Divan", die orientalische Teppiche und noch manches Andere.

In den aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert stammenden Inventaren finden wir große Quantitäten von mit Gold-

schnüren und Posamenterien, mit goldenen und silbernen Schnallen, Knöpfen, Gold- und Silberspitzen, Edelsteinen, Perlen verzierten seidenen und sammetnen Kleidungsstücken für Männer und Frauen und viele Schmucksachen, Gold- und Silbergeräthe, Párta's (Kopfschmuck der Jungfrauen), Ohrgehänge, Pendeloques, Halsketten, Perlen, Agraffen, Ringe, Armbänder, Schnallen, Knöpfe, Gürtel, Prachtgewehre, Prachtsäbel, Streitkolben u. s. w.

Die Anhäufung so vielen Geschmeides ist auf zwei Gründe zurückzuführen. Sie erklärt sich erstens aus dem natürlichen Hang der ungarischen Aristokratie zum Luxus, zu einem prunkvollen Auftreten. Der andere Grund ist ein spezifischer und in den kriegerischen, unsicheren Zuständen jener Zeit zu suchen. Die äußeren und inneren Wirren, vom Tode des Königs Mathias (1490) anfangen bis, in die Mitte des XVII. Jahrhunderts schufen eine solche Unsicherheit des Lebens und der Lebensgewohnheiten, daß man oft keinen Tag und keine Nacht sicher war. Man mußte nicht selten Haus und Hof für lange Zeit oder gar für immer verlassen; man war daher bedacht, das Vermögen in solchen Gegenständen anzulegen, die leicht fortgeschafft und leicht verborgen werden konnten und die überall ihren reellen Werth behielten.

Dieser Umstand, daß nämlich weit über das Maß des Bedarfes hinaus Kleidungsstücke und Schmucksachen angehäuft wurden, hat jedenfalls viel dazu beigetragen, daß die Goldschmiedekunst, das Schneider-, Schnür- und Knopfmacher-Gewerbe in hodem Grade entwickelt wurden und besonders in den geschlossenen Städten, wie in Klausenburg, Hermannstadt, Kronstadt, Kaschau, Leutschau, Preßburg zu hoher Blüthe kamen und daß diese Gewerbe in allen diesen, ja auch in vielen kleineren Städten mächtige Zünfte bildeten.

Die ungarische Nationaltracht hat im vorigen Jahrhundert, zur Zeit der Königin Maria Theresia eine große Veränderung

erfahren; es wurde nämlich bei Feststellung der Uniform der Husaren und der Nobelgarde als maßgebender Grundsatz ausgespochen, daß die Uniform wohlgefällig für das Auge sei. Es wurde festgestellt, daß Dolmány und Beinkleid anliegend und so eng als möglich und reichlich verschnürt seien; die Mente sollte verkürzt und nicht mehr über den Dolmány angezogen, sondern nur über die Schulter geworfen und am Halse mittelst einer starken Bindschnur (mentekötö) zusammengehalten werden. Die Kopfbedeckung bildete bei den Husaren ein Csàkó mit einem Hahnenfederstrauße, bei der Nobelgarde eine riesige Bärenmütze mit Reiherfeder. Bei den Husaren wurden Dolmány und Mente aus kornblumenfarbenem oder grasgrünem, das Beinkleid aus rothem Tuche verfertigt und mit gelben Schnüren, die mit schwarzen Fäden durchzogen waren, reich verschnürt; die halbkugelförmigen Knöpfe waren von Messing oder Zinn. Die Uniform der Nobelgarde bestand ganz aus rothem Tuch mit Silberverschnürung; als Gala-Mente diente ein Pantherfell. Die Uniform der berittenen Nobelgarde präsentirte sich denn auch, besonders bei festlichen Massenaufzügen, überaus prächtig.

Allein diese Tracht war vornehmlich für den Kriegerstand berechnet, wodurch ihre Salonfähigkeit gar sehr beeinträchtigt wurde. Es ging noch an, daß Kutscher und Bediente der großen Herren ebenfalls nach dieser Mode gekleidet wurden, allein sie fand in den verschiedenen Klassen der ungarischen Gesellschaft immer mehr Verbreitung und bald sah man auch die ungarischen Herren die Mente über die Schulter werfen. Niemals durfte in die Säle der Hunyady, des König Ferdinands, der Bethlen, Rákóczy ein ungarischer Edler mit umgehängter Mente eintreten. Es kann kaum etwas Verkehrteres geben, als die gegenwärtige Tracht. Mit eng zugeschnittenem Beinkleide und Rock, der überdies fest zugeknöpft wird, und übergeworfener Mente erscheint der ungarische Kavalier bei festlichen Gelegen-

heiten, ja selbst vor seinem König, während es raisonnabler wäre, die Mente im Vorzimmer zurückzulassen.

In neuester Zeit, in den Jahren 1859—1870, wo Jedermann in Ungarn, vom Aermsten bis zum Reichsten, das nationale Kleid trug, ist letzteres beträchtlich zivilisirt worden, indem die älteren Herren größtentheils auf das enge Beinkleid verzichteten und nicht nur schwere Winterkleider, sondern auch Frühjahrs-, Sommer- und Herbstkleider aus allerlei modernen Stoffen angefertigt wurden; man trug weite, blousenartige Röcke u. dgl. mehr.

Obgleich demnach die nationale Tracht so bequem umgestaltet worden war, daß man sie fortan beibehalten hätte können, sprachen die leitenden Gesellschaftskreise um das Jahr 1870 dennoch aus, daß im Alltagsleben wieder die allgemeine europäische Mode aufgenommen werden, die nationale Tracht aber nur für festliche Gelegenheiten aufgespart bleiben solle. In den gebildeten Kreisen ist derzeit dieser Standpunkt maßgebend; das gemeine Volk hält freilich zäher fest an der nationalen Tracht. Welcher Pomp mit der nationalen Tracht entwickelt werden kann, das konnte man bei Gelegenheit des Krönungsfestes am 8. Juni 1867, bei der Enthüllung des Széchényi-Denkmals und bei dem Besuch des Kronprinzenpaares in Budapest beobachten.

Was die Frauentrachten betrifft, haben sich die ungarischen Frauen der früheren Zeiten selbst in den höchsten Ständen sehr einfach gekleidet. Nur von wenigen Königinnen und königlichen Prinzessinnen ist uns bekannt, daß sie eine glänzende Ausstattung erhielten. So wissen wir von der heiligen Elisabeth, Tochter Andreas II., daß ihr Gemahl, der Landgraf von Thüringen, reiche Schätze mit ihr bekam, obgleich die Prinzessin noch als Kind aus ihrer Heimath geholt wurde.

Die Frauenkleider aus jenen alten Zeiten, so wie sie uns aus Inventaren und anderen Beschreibungen bekannt sind, gleichen in vielen Stücken den heutigen ungarischen Volkstrachten; wir finden jene Kleiderformen heute noch unter den Széklern, dann in den Komitaten Borsod, Szaholcs, Heves, Nógrad, unter den Jazygiern und Rumänen.

Vom XVI. Jahrhundert beginnend, findet man in den Inventaren schon größere Mengen von Frauenkleidern und Frauenschmucksachen verzeichnet.

Wenn wir die aus dem XVI. Jahrhunderte zahlreich vorhandenen Inventare von Brautausstattungen prüfen, so muß zunächst der an Luxus streifende Reichthum derselben, ferner der Einfluß des Fremdartigen auffallen, für welch' letzteren die nach italienischen, spanischen, türkischen Mustern angefertigten Kleider, Stoffe, Stickereien sprechen. Auffallend ist ferner die Solidität der Farben und Stoffe. Die Stoffe sind schwer, dauerhaft, für lange Zeit, oft für das ganze Leben berechnet, wie denn auch solche Kleider nicht selten den Nachkommen vererbt wurden.

Mein Bühnenleben.

Von **Maurus Jókai.**

Da ich besorgen muß, daß dieser Theil meiner Biographie von Niemandem geschrieben wird, schreibe ich ihn selbst.

Auch ich hatte mein Leben „auf den Brettern", auch ich schwärmte für die Geheimnisse der Courtine.

Ich war nicht viel über drei Jahre, als ich die erste Theater-Vorstellung sah. Sie ward von kleinen Studenten veranstaltet; wenn ich mich gut erinnere, war mein älterer Bruder mit dabei, denn die Produktion sollte gerade in unserer Stube vor sich gehen. Es sollte ein Heldenschauspiel werden; aber es gestaltete sich sehr betrübsam, nicht zum Schluß, sondern gleich zu Beginn. Die Courtine war an zwei gegenüberstehenden Einrichtungsstücken befestigt; eines derselben war ein Schrein für Gläserwerk, dessen oberer Theil abgehoben werden konnte. Dieser obere Theil war mit Essig- und Tintenflaschen vollgeräumt. Als nun die Courtine mittelst einer Schnur aufgezogen ward, da — stürzte der Gläserschrein herab auf die Bühne und purzelten Essig- und Tintenflaschen den Schauspielern auf die Köpfe. Natürlich war mit diesem

Knalleffekt die Vorstellung auch schon zu Ende. Die Kritik aber wird schwerlich ausgeblieben sein.

Diese Scene fällt mir immer wieder ein, so oft ich der letzten Scene von „Szigetvári vértanuk“* im Theater entgegensehe: Jetzt kommt der Sturz des Gläserschreins, der Tanz der Essig- und Tintenflaschen. Nur habe ich das geschickter arrangirt als mein Bruder; der Zusammensturz der Schreine findet in meinem Stücke am Schlusse statt, nicht zu Beginn.

So verhinderte denn ein Haar, oder besser eine Schnur, daß ich die erste Theater-Vorstellung nicht in meinem dritten Lebensjahre sah.

In Folge dessen sah ich sie denn mit vierthalb Jahren. Damals nahm man mich ins Theater mit. Man mußte es thun, denn ich wich der Mutter nicht von der Seite, wohin immer sie auch ging; sie mußte mich also auch ins Theater mitnehmen. Man gab ein lustiges Stück, das noch lustiger ward dadurch, daß ich dazwischen schrie und Alles, was mir in den Reden gefiel, nachsagte. An einen Ausruf, den ich that, erinnere ich mich noch heute:

„Oh, Weiber! Weiber!“

Es ist seltsam, daß mir dies noch heute erinnerlich ist. Mit dem Theaterbesuch war's dann aus für lange Zeit.

Erst viel später, als ich schon die Schule besuchte, ward mir der unvergeßliche Genuß zu Theil, jener Vorstellung beiwohnen zu dürfen, welche im großen Saale des Kollegiums von den sogenannten „Internen“ veranstaltet wurde. Csokonai's Stück „Gerson le Malheureux“ ward aufgeführt. Der ehrwürdige Herr Kaplan Pápay gab den Offizier, der Herr Kantor Harmati das „Gespenst“, der liebenswürdige, ewig junge Herr Johannes Szarka machte den „spaßigen Zigeuner.“ Er ward am meisten applaudirt. Mit Sr. Ehrwürden — dem

* Die Märtyrer von Szigetvár. Historisches Trauerspiel von Moriz Jókai.

Herrn Kaplan Pápay — war das Publikum weniger zufrieden; man sagte von ihm, er hätte akkurat so gespielt, als ob er predigen thäte.

Die dritte Theatervorstellung war schon — meine eigene.

Mein eigen war die Bühne, das Schauspiel und die Gesellschaft. Letztere bestand aus fünf Studentlein, zu welchen ich selbst gehörte. Keiner war über zehn Jahre alt. Die Bühne ward in einer Wagenremise aufgeschlagen. Die Coulissen malten wir uns selber. Das Stück war von mir. Es führte den Titel: „Friedrich von Hohenheim, oder die vereitelte Mordthat", Trauerspiel in fünf Aufzügen von Moriz Jókai. Es gibt darin einen bösen Oheim, der seinem Neffen nach dem Leben trachtet, um dessen Reichthümer an sich zu bringen; doch ein frommer Einsiedler schützt das Leben des arg Verfolgten, und es zeigt sich zum Schlusse, daß der Einsiedler niemand Anderer ist, als der verloren geglaubte Vater des bedrohten Jünglings; die Bosheit kommt an den Tag, die Unschuld triumphirt, der böse Intriguant verzehrt selbst die vergiftete Speise, die er seinem Neffen zugedacht hatte.

Wir spielten das Stück wacker zu Ende. Es passirte kein anderes Malheur, als daß der Darsteller des Einsiedlers, Benjamin Vörös mit Namen — jetzt ein geachteter Advokat — seinen Part gleich für alle fünf Akte auf einmal hersagte. Das verschlug aber weiter nichts; er wiederholte ihn dann eben in Partikeln.

Es verging dann eine lange Zeit, bis ich wieder ein Bühne zu sehen bekam. Ich war damals Studiosus juris in Kecskemét. Wir hatten eine Dilettanten-Gesellschaft zusammengestellt und gaben zum Besten der Bibliothek des Kollegiums zuerst ein altes ungarisches Lustspiel unter dem Titel: „Liebe und Champagner," hernach ein anderes Stück, dessen Titel mir entfallen ist; ich weiß nur noch soviel, daß ich darin einen

Bonvivant Namens Sélicour zu geben hatte. Wir spielten sehr gut, das darf ich sagen.

Wie groß der Erfolg meiner schauspielerischen Wirksamkeit in Kecskemét gewesen, geht auch aus Folgendem hervor. Als ich einst von der Bühne herab das berühmte Kortesgedicht* „Hahó! tekintetes karok és rendek!“ („Hört! Ihr Herren und Stände all!“) deklamirte, da erklärte Petöfi, der sich im Saale befand, daß es nur einen Menschen im Lande gäbe, der dieses Gedicht besser zu deklamiren verstände und dieser Eine sei — er selbst. Und als ich vor Kurzem einem respektablen alten Herrn aus Kecskemét vorgestellt wurde, da erinnerte er sich sogleich meines Namens.

— „Aha,“ sagte er, „der nämliche Jókai, der im Jahre 1871 das Kortesgedicht „Hahó! tekintetes karok és rendek“ so vorzüglich deklamirt hat!

Seither hatte er nichts von mir gehört.

Mein viertes Auftreten auf der Bühne hat schon im Pester Nationaltheater stattgefunden.

Das war eine großartige Vorstellung!

Ein solches Drama wurde vordem niemals aufgeführt und wird nie wieder aufgeführt werden.

Das war am 15. März 1848.

Das Volk hatte seine Fesseln abgestreift, die Nation hatte das Land und den Geist befreit. Es war die Auferstehung aller Todten! Die Zeitungen erschienen ohne Censur, ein Volksausschuß hatte die Ueberwachung der öffentlichen Ordnung übernommen; das souveräne Volk zog in riesigen Massen nach Ofen, um den Märtyrer der Presse, Michael Táncsics, aus dem Gefängnisse zu befreien und brachte diesen im Triumph wie einen Helden nach Pest herüber.

Die Geister waren trunken vom neuen Wein der jungen Freiheit.

* Wahlagitations-Gedicht.

Auch das Nationaltheater hatte an diesem Tage seinen Beruf erfaßt. Man gab das von der Censur längst begrabene, großartige Drama „Bánkbán“ bei freiem Entrée.

Man denke sich ein solches Schauspiel! Freitheater vor einer freiheitsseligen, freudetrunkenen, das Haus in allen Räumen füllenden Menge. Schöne Damen und Hökerinnen, elegante Dandies und Handwerksbursche bunt durcheinander, und alle so kothig, als hätten sie den ganzen Tag Barrikaden gestürmt.

Dann ertönte der Rákóczy-Marsch. Das hatte noch gefehlt! Man bekam Lust, das ganze Publikum der Reihe nach abzuküssen. Jetzt flog der Vorhang in die Höhe; das ganze Personal des Nationaltheaters stand in großer Gala auf der Scene und stimmte den Nationalgesang, das „Szózat“ an. Auch die Mitglieder der Dramen-Abtheilung sangen mit. Jeder wie er konnte. Zuletzt fiel auch das Publikum in den Gesang ein und sang mit, das ganze „Szózatlied“, bis zum Schluß. Von „Bákán“ war keine Rede mehr. Ein verzweifelter Volksredner hätte den Niagara eher zur Ruhe gebracht, als dieses in seiner Begeisterung alle Schranken niederreißende Publikum. Es wollte kein Schauspiel hören, das Stück mußte abgebrochen werden. Da hatte Gabriel Egreßy,* einer der Helden dieses großen Tages, den Einfall, in schwarzer Attila, mit dem Krummsäbel an der Seite, auf der Bühne zu erscheinen und Petöfi's zündendes Gedicht „Talpra magyar, hi a haza!“ („Ihr Ungarn, auf! Es ruft das Vaterland!“) zu deklamiren. Da ward es auf den Galerien etwas ruhiger. Als aber Egreßy zu jener Stelle kam, wo es heißt: „Unsere Väter sind verdammt!“ — da rief eine Stimme vom Heuboden dazwischen:

— Wenn sie verdammt sind, sollen sie in der Hölle bleiben!

* Ein ehemals sehr hervorragender Tragöde des Nationaltheaters.

Was Gabriel Egreßy weiter deklamirte, weiß ich nicht; ich weiß nur so viel, daß Jedermann schrie und daß ich auch schrie, aber mein eigenes Wort nicht hörte. Endlich kam das erregte Publikum darauf, was es wollte. „Wir wollen Táncsics sehen!" schie Einer und nun brüllte die ganze begeisterte Menge den Namen Táncsics'. Man verlangte Táncsics auf der Bühne zu sehen. Vergebens waren alle Einwendungen: daß der arme Táncsics jetzt zu Hause im Kreise seiner Familie sei; daß er der Ruhe pflege und nicht gestört werden wolle; daß es sich auch nicht zieme, einen nationalen Märtyrer auf die Bühne zu zerren, damit er sich vor dem Publikum verneige, wie irgend ein berühmter Virtuose. Das nutzte Alles nichts. Das Volk verlangte Táncsics zu sehen und rührte sich nicht vom Fleck, bis sein Verlangen erfüllt ward. Der Lärm nahm immer mehr zu. Die Führer der Bewegung waren schon in Verlegenheit, wie sie einem lächerlichen Abschluß dieses so schönen Tages vorbeugen könnten.

Vergebens hielt Petöfi von einem Sperrsitz herab eine Anrede an das Publikum. Vergebens trat Zrinyi* auf die Brüstung der „Gelehrtenloge", um das Volk zu haranguiren; auch Vasváry's Stimme verhallte im Getöse, obgleich er vom „Heuboden" herab den Tumult zu beschwichtigen suchte. Das Publikum geberdete sich, als ob es das Theater in Trümmer legen wollte. Einige kamen auf den Einfall, man solle Jemanden in die Maske Táncsics' stecken und so auf die Bühne bringen; aber das wäre ja eine arge Versündigung gegen die Arglosigkeit des Volkes gewesen.

Da kam mir ein rettender Gedanke. Ich werde mich auf die Bühne begeben und aus dem Proscenium eine Anrede an das Volk halten.

Und kothig bis an die Kniee, wie ich war, den Carbonari-Mantel um die Schultern, eine große rothe Feder an dem

* Ein anderer Volkstribun der Märztage.

eingedrückten Cylinderhut, die Hüften mit dem Juratensäbel umgürtet, rannte ich auf die Bühne hinauf.

Dort sah ich zum ersten Male Rosa Laborfalvy*, die ihre eigene National-Kokarde von der Brust nahm und dieselbe mir anheftete. So trat ich auf die Bühne hinaus.

Das war einmal ein Effekt.

Was ich sprach, weiß ich nicht; sicher ist aber, daß ich angehört wurde und daß das Publikum hernach sich schön ruhig entfernte. Man verlangte nicht mehr, daß Táncsics auf die Bühne geschleppt werde.

Dieses mein Auftreten war also von einem vollen Erfolg begleitet.

Mein Spielhonorar war jene denkwürdige National-Kokarde!

. . . Ich zog mich dann wieder auf lange Zeit von der Künstlerlaufbahn zurück. Die Zeiten waren nicht darnach geartet.

Erst die bewegten Tage der sechsziger Jahre brachten wieder einen Appell. In Kroatien herrschte grausame Noth. Unsere kroatischen Brüder hatten Hunger — diesmal nicht nach uns.

Die Herren und Damen der ungarischen Aristokratie beschlossen, zum Besten der nothleidenden kroatischen Brüder im Nationaltheater eine glänzende Akademie mit tableaux vivants, Gesängen und Deklamationen zu veranstalten; nur Herren und Damen aus der Société und Schriftsteller sollten zur Mitwirkung herangezogen werden.

Unleugbar sollte mit der Geschichte eine kleine politische Demonstration verbunden werden. Der letzte „Pascha von Ofen" bemerkte dazu: „Das war eine fein gesponnene Intrigue!"

* Fräulein Rosa Laborfalvy, Schauspielerin am Pester Nationaltheater, die größte Tragödin des modernen ungarischen Theaters, ward noch im nämlichen Jahre Jókai's Gattin und blieb noch länger als zwei Dezennien die höchste Zierde dieses Kunstinstituts. A. N.

Aber, sie konnte nicht verhindert werden, denn unsere kroatischen Brüder hungerten wirklich und wir waren wirklich für sie begeistert.

Die Mitwirkenden waren lauter Grafen und Fürsten, Gräfinnen und Fürstinnen; nur ein einziger Schuster war in der Gesellschaft: der war ich selbst.*

Man kann sich vorstellen, wie schwer es ist, in einer so vornehmen Schauspieler-Gesellschaft als Regisseur zu fungiren. Zuerst versuchte ich mich als solcher, doch sah ich bald ein, daß ich nicht dazu tauge und übergab das Amt den kräftigeren Händen des Grafen Emanuel Andrássy. Dieser dirigirte die hohen Herren und Damen mit solcher Energie und Strenge, daß ihm bald — Niemand mehr Folge leistete. Schließlich mußten wir einen Schauspieler von Fach bitten, den Oberbefehl zu übernehmen; diesem gehorchten wir dann sämmtlich und wir brachten eine großartige Vorstellung zusammen, die wiederholt werden mußte, bei erhöhten Eintrittspreisen natürlich, wie es sich für eine so distinguirte Gesellschaft geziemte. Ich deklamirte ein patriotisches Gedicht von ziemlich harmlosem Kaliber und erläuterte mit dem Texte Niklas Zrinyi's, des Dichters, ein Tableau, in welchem Graf Emanuel Zichy als Zrinyi, die ungarische Aristokratie schwören ließ, kräftig und bis zu ihrem letzten Athemzug nicht anders als ungarisch zu reden. Niemals hat das Publikum Aehnliches gesehen und es wird auch niemals wieder Aehnliches sehen.

Unsere kroatischen Brüder waren aber nicht befriedigt; sie sind niemals völlig zufrieden. Wir mußten für sie auch noch in der Provinz Wohlthätigkeits-Akademien veranstalten.

* Eine Anspielung auf den „politischen Schuster", eine köstliche stehende Figur im „Üstökös" (Komet), einem Witzblatte, das Jókai in den fünfziger Jahren gründete und länger denn zwei Jahrzehnte mit seltenem Erfolge leitete. Seither ist dasselbe in andere Hände übergegangen. A. N.

Im Frühsommer des nämlichen Jahres machte ich in Gesellschaft des berühmten Pianisten Emerich Székely und meines Freundes Anton Várady eine Reise nach dem Heveser Komitate, vornehmlich um bei Gabriel Kazinczy* einen Besuch zu machen. Die erste Nachtstation machten wir im gastfreundlichen Schlosse des Baron Orczy zu Tornaörs. Am folgenden Tage reisten wir Alle zusammen nach Erlau weiter.

Das Erste, was ich in Erlau erblickte, war ein großer Theaterzettel und darauf stand zu lesen: „Große Vorstellung zu Gunsten unserer kroatischen Brüder." Unter den vielen Mitwirkenden war auch schwarz auf weiß zu lesen: „Moriz Jókai wird das Gedicht: „Ein Hirt und eine Heerde" vortragen."

Davon wußte ich absolut nichts! Man hatte mich also meuchlings auftreten lassen.

Ich erhielt reichen Applaus und Bouquets die Fülle — Huldigungen, die ich meinem künstlerischen Vortrage zuschreiben muß, denn das Gedicht war miserabel, eine unerhörte Dummheit. Es heißt darin, daß in Ungarn alle Parteien einig sind, die Nationalitäten Hand in Hand gehen, die Klassen sich amalgamiren, die Konfessionen einander unterstützen. Mag Einer sich unterfangen, dergleichen heute zu deklamiren; der könnte ordentlich ausgepfiffen werden!

Das war mein letztes Auftreten; ich habe mich dann in den wohlverdienten Ruhestand begeben und ruhe seither auf meinen Lorbeeren.

* Zu jener Zeit eines der hervorragendsten Mitglieder des linken Centrums, zu welcher Partei auch Jókai zählte und deren Führer Koloman Tisza war, der gegenwärtige Ministerpräsident von Ungarn. A. N.

Budapest.

Eine Skizze von Ludwig Hevesi.

Es war in einer stillen Abendstunde des 23. Juni 1852. In einer großen gewölbten Halle des Ofener Königsschlosses, „am offenen Fenster, zu dem die Abendglocken von Pest hereinläuteten", saß ein herkulisch gebauter Mann, „halb mondscheinschwärmend", halb auf seinen Kammerdiener mit dem „clean shirt" wartend. Lange schwärmt er und wartet. Dann greift er zur Feder und schreibt einen Brief an seine ferne Frau, die er zärtlich liebt. „Wärst Du doch einen Augenblick hier", so schreibt er, „könntest jetzt auch die mattsilberne Donau, die dunklen Berge auf blaßrothem Grund und auf die Lichter sehen, die unten aus Pest heraufscheinen. Wien würde sehr bei Dir im Preise sinken gegen Budapest, wie der Ungar sagt." Dieses Lob, und noch so manches andere, hat kein Geringerer niedergeschrieben, als der königlich preußische Gesandte, Herr von Bismarck, dem diese „sehr östlich gelegene, aber sehr schöne Welt" ausnehmend gefiel. Und wem hätte sie denn nicht gefallen von all den Schreibereisenden und Reiseschreibenden, welche die letzten Jahrzehente durch die ungarische Hauptstadt

geführt haben, als einzelne Touristen oder als letztmoderne Wanderversammlungen internationalen Charakters? Der Ruhm der Zwillingsstadt Budapest, dieses „Vielliebchens“ unter den europäischen Hauptstädten, dem Jeder die hergebrachte Formel „j'y pense“ widmen muß, ist seit ihrem neuesten Aufschwunge durch mehrere wandernde Kongresse in alle Lande getragen worden. Tausende von Statistikern, Archäologen, Naturforschern und anderen ernsthaften Gelehrten zitiren jetzt in fremden Fernen unwillkürlich ein ungarisches Gedicht, von dessen Existenz sie gar keine Ahnung haben und welches mit den Worten beginnt: „Ach, wie schön ist dieses Pest, mein Gott, wie schön!“ Der gute alte Benediktinerpater Gregor Czuczor ließ ein ungarisches Landmädchen so sprechen zu einer Zeit, da wirklich noch mehr ungarische Landmädchen als französische Statistiker in die ungarische Hauptstadt kamen und Pest noch gar nicht Budapest war, und bei Lichte besehen eigentlich ganz und gar nicht so „wunderschön“, wie das oben angezogene Landmädchen in seiner Einfalt es gefunden. Klingt dies vielleicht wie Selbstverhimmelung, so ist sie dadurch entschuldigt, daß sie spät genug kommt. Denn keineswegs haben die Einwohner Budapests, ein Völkchen von eigenthümlicher Lokal-Skepsis, den Fremden die Augen geöffnet über die Vorzüge ihrer Vaterstadt, sondern im Gegentheil die Fremden den Eingeborenen. Als das Ausland zu bewundern begann, gingen dem Inlande die Augen erst auf.

Wo sind sie hingeschwunden, die Zeiten, als das Ausland sich unter Budapest, oder wie damals geschrieben wurde: „Pest-Ofen“, wenig mehr als eine Kettenbrücke mit zwei ziemlich ausgedehnten Brückenköpfen vorstellte! Wie ist das nur gekommen, daß gerade Budapest, in den vierziger Jahren eine der kunstärmsten Hauptstädte Europas, die einzige Kettenbrücke bekam, welche für das technische Problem des Ingenieurs eine wirklich künstlerische Lösung bietet? Und das vollends aus

der Hand eines Engländers (Clark), da doch der Engländer eher geneigt ist, selbst künstlerische Aufgaben dieser Art einer mehr technisch interessanten Lösung zuzuführen. Wohl mag den Ingenieur diese herrliche Natur selbst, in deren Mitte er ein Menschenwerk als Brennpunkt hinstellen sollte, mit ihrer ganzen heimlich wirkenden Elementarkraft gezwungen haben, aus arithmetisch-geometrischer Prosa sich zu einer vollen, freien Steindichtung aufzuschwingen. Er überlebte sie nicht lange, aber er lebt durch sie ewig. Einer der berühmtesten Aesthetiker der Gegenwart schrieb vor mehr als zwanzig Jahren: „Ich kann mich keines besondern Sinns für Werke der Mechanik rühmen, hier aber ist die Leistung, welche die erstaunliche Last, bestimmt, noch größere Lasten zu tragen, schwebend an die mächtigen Ketten gehängt hat, so wunderbar und durch die zwei herrlichen Pfeiler, zu denen die Kette vom Ufer aufsteigt und zwischen denen sie in weitem Bogen läuft, in so großartigen Kunstformen ausgesprochen, daß man an die colossalen Römerwerke erinnert ist. Die Kraft der Profilirung aller Glieder und Ornamente hat wirklich nur an römischen Triumphbögen und Amphitheatern ihr Aehnliches; dies bewirkt mit den wohlgewogenen Verhältnissen dieser zwei gewaltigen Massen den vollen Eindruck des Monumentalen; hier spricht Alles: ich überrage und überdauere Generationen, sieh, wie klein der Mensch neben meinen Sockeln wandelt, — er, dessen Geist doch diese Formen geschaffen hat!" Kein Geringerer, als Fr. Th. Vischer ist es, der diese Zeilen geschrieben . . . Damals fand man wenig mehr an Budapest zu loben, als die Kettenbrücke. Selbst die Wohlwollendsten langten mit ihrem Lobe bald bei Weib, Wein und Gesang an, dem Ungarweib, dem Ungarwein und dem Zigeunerlied, drei Elementen innig gesellt, welche dazumal das durchaus Löbliche, weil Allverständliche, an dieser ungarischen Welt bildeten.

Blickt man heute von einer Höhe nieder auf dieses weit

aufgerollte Bild, welches Berg und Thal, Strom, Insel, Wald und Ebene im Weichbild einer großen Stadt umfängt, wie viel großartiger und bedeutsamer ist der Eindruck, als damals. Mir ist Budapest stets als ein Auszug von Ungarn erschienen; Ungarn in nuce. Die Hügelstadt Ofen, das ist noch Karpathenboden, ungarisches Oberland, die Flachstadt Pest, das ist schon ungarisches Tiefland, gepflasterte Steppe, asphaltirtes Alföld. Die beiden großen geologischen Gegensätze des Landes schneidend scharf an einander gerückt, getrennt und verbunden zugleich durch den gewaltigen Strom, die große Schlagader eines Fünfzehnmillionenreiches. Es giebt keine ausdrucksvollere Landschaft. Und wie wenn die Bewohner derselben dies schon in einer frühern Epoche dunkel empfunden hätten, haben sie diese Landschalt im Bilde festzuhalten gesucht, als es hierzulande noch gar keine Landschaftsmaler gab. Dieses Bild einer Landschaft ist das ungarische Wappen, mit seinen vier Strömen und drei Bergen. Auch die Landschaft von Budapest hat vier Stromarme und drei in den Vordergrund tretende Berge, auf deren mittelstem Krone und apostolisches Kreuz schimmern.

Das Auffallendste, was eine genauere Betrachtung darbietet, ist die scheinbare Geschichtslosigkeit dieser historischen Landschaft. Budapest ist ein Haus, dessen Rückseite keine Fenster hat, — wenigstens findet man sie nicht, wenn man nicht weiß, wo sie zu suchen sind. Nicht von selbst, wie in anderen alten Städten der gebildeten Welt, bietet sich hier ein Rückblick in die Vergangenheit. Ofen ist ebenfalls eine Vergangenheit, welche aber wie Gegenwart aussieht, und Pest ist eine Gegenwart, welche stark nach Zukunft schmeckt. Und doch, was könnte da Alles stehen an Denkmälern gewesener Pracht und Macht und Größe! Welche Annalen von Völkergeschichte könnten da ausgebreitet sein in Stein und Erz, in großartigen Hieroglyphen, lesbar für jegliches Auge! Ist doch dieser Boden gedüngt mit verwitterten Epochen, Völkerleichen

schlummern in seinem Schooße und an helllichtem Tage spukt classische und unclassische Romantik in Mauerwinkeln, denen man nur den nüchternsten Alltag ansieht.

Da dehnt er sich hin, der lange Hügelrücken der Ofener Festung. Sieht man etwa diesen Mauern an, die wievielten sie sind? Sie haben die Breschen der Hunnen, Magyaren, Tataren, Türken, Deutschen, Honvéds und Kaiserlichen nicht bewahrt. Moderne Häuser blicken mit nichtssagenden Fensteraugen über den unnöthigen Wall her, dem die Kriegsverwaltung bereits das Todesurtheil gesprochen. Ein paar schwunglose Thürme, ein konventioneller Königsbau allein bringen etwas Accent in den gleichgiltigen Fluß der Linien. Man denkt dabei an Garnison, Beamte und Ministerien. Nur an einer Stelle haftet das Auge mit Interesse. Die Chorseite einer gothischen Kirche und ein enthaupteter Thurm fügen sich, schlicht genug, in die Dächerreihe ein. Die Kirche des Königs Mathias, mit dem Corvinerwappen am Thurm und der Jahreszahl 1470. Der Thurm ist niedrig und helmlos und dieser Thurmstummel hat seine locale Sage. Niklas Toldi, der magyarische Simson, wurde ersucht, das Kreuz dem ausgebauten Thurme aufzusetzen, denn kein Handwerker getraute sich auf das steile Dach. Toldi aber, der Alles wagte, zauderte keinen Augenblick. Hinauf zur schwindelnden Höhe steigt er, das schwere Kreuz auf der Schulter, er steckt es in seine Zwinge und hämmert es darin fest mit seinem Streitkolben. Drei Kolbenschläge legt er auf das eiserne Kreuz — und drei Klafter tief hat er damit nicht etwa das Kreuz in den Thurm, sondern den ganzen Thurm in den Erdboden hinein geschlagen. Kann er dafür, daß er so stark ist? Wie ein Elmsfeuer der Romantik flimmert diese vereinzelte Sage, die jedes Kind in Budapest kennt, um den „stumpfen Thurm", der übrigens sammt der Kirche restaurirt und ausgebaut wird. Das Uebrige an der Festung ist ärarische

und bürgerliche Prosa. Spurlos verschwunden ist die großartige Renaissancewelt, welche Mathias Corvinus aus dem Erdboden dieses classischen Capitolhügels gestampft hatte. Die ragenden Paläste mit ihren weiten Höfen und Portiken, ihren zallosen Statuen und Reliefs, ihren unbezahlbaren Porphyrtreppen und der weltberühmten Corvina-Bibliothek, der königlichsten Bücherei ihrer Zeit: versunken und verschollen. Nach dem alten Velius war Ofen damals eine prächtige Renaissancestadt und glich auffallend dem Vatikan und Janiculus in Rom. Aber Bonfin und Galeot, Averulinus und Velius, Busbeke und Salomon Schweiger sind zu phantastischen Märchenerzählern geworden und hatten doch greifbare Wirklichkeit treulich zu schildern geglaubt. Nicht ein Stein, nicht eine Zeile Inschrift! Hundertvierundfünfzig Jahre Türkenherrschaft hatten noch einige Ruinen übrig gelassen; die Wiener Hofbaumeister schleiften auch diese, um Raum zu schaffen für ihre italienisch gähnende Langeweile.

Aber die anderthalb Jahrhunderte Islam, haben sie sich kein Denkmal gesetzt? Das schlichte Kuppelgrab des heiligen „Rosenvaters" (Gül Baba) auf dem Rosenhügel über dem Kaiserbade, ein paar zierlich gewölbte Badehallen, das ist Alles. Wo sind die Spuren des üppigen Lebens, welches Moriz Jókai in seinem Romane: „Türkenwelt in Ungarn" wiederträumt?

Und die Römer? Aquincum und Contraaquincum mit ihrer Schiffbrücke, das damalige Budapest nebst Kettenbrücke? Zweimalhunderttausend Einwohner, zweite Legion, vierte Breuker-Cohors! Vespasianisch-diokletianisch-valentinianische Erinnerungen! Aus der Römerstadt Aquincum die Judenstadt Altofen. Kratze Israel ab und Du findest noch jetzt Rom. Mitten auf dem Florianiplatz in Altofen steigt man in's Hypocaust des römischen Bades hinab; ein Herculanum sechs Fuß unter dem Ofener Pflaster (d. h. wenn der Florianiplatz über-

haupt gepflastert ist). Schreite zur Stadt hinaus, in's Gefilde, das sich nördlich zwischen Strom und Berg hinlagert. Die unförmlichen Trümmer der römischen Wasserleitung begleiten Dich in langer Flucht. Gemauerte Pfeiler, an denen das Weichste das Härteste ist, denn den classischen Mörtel verhärtet die Zeit zu Felsgestein. Die Pfeilerreihe führt zu einer Schwefelquelle, deren laues Wasser sie einst in's Tepidarium von Aquincum leitete. Eine rothe Scherbe ist von der Sonne in den Boden hineingebacken; stochere sie mit dem Stocke heraus, dreimal unter zehn ist sie ein römisches Ziegelstück, hart wie Porzellan. Wo Du einen Hügel siehst, greife zum Spaten und grabe getrost, wie kürzlich erst die Archäologen Karl Torma und Josef Hampel, Du wirst ein vollständiges Amphitheater ausgraben, wie sie, und eine Nemesis-Statue u. dgl.

Die Nemesis als genius loci! Wahrlich, nicht wenig hat sie hier zu vergelten gehabt. Tief im Grunde gebettet lag sie, von Modernacht bedeckt, Niemand ahnte sie, kein Ungar, kein Deutscher, kein Türke. Aber die Kraft ihres Hauches drang durch die hochgeschichtete Dammerde und nahm anonyme Rache, von Epoche zu Epoche, für Blut und Schmach, für trotzigen Bruderzwist und muthlose Selbstaufgebung. Und nach einem vollen Jahrtausend stieg sie aus dem zeichenlosen, vergessenen Grabe, steinhart und steinkalt, und sagte: „Ich war es."

Nemesis heißt der Schlüssel zu den alten Räthseln der Geschichte. Die unsichtbare, stumm wirkende, moralische Urkraft, welche das immer wieder gestörte Gleichgewicht der Menschheit immer wieder herstellt, sie heißt Nemesis . . . . .

Aber wie wenig von alledem erblickt das moderne Auge, wenn es unterscheidend und zusammenfassend hinstreift über die imposant erneuerte Doppelstadt. Die Vergangenheit Budapest's ist nur zwischen den Zeilen ihrer Gegenwart geschrieben; man muß sie sehen können. Selbst dem Kundigen will es oft scheinen, als habe der Erdboden jenes ganze kunterbunte, viel-

gestaltige Ehemals eingeschluckt. Unter der neuen Kruste kocht und brodelt es nun immer fort an heimlicher Zaubergluth. Es ist auch etwas Vulkanisches im ganzen Habitus der Gegend. Man ahnt unterirdisch gährende Geheimnisse, namenlose Erdkräfte, welche noch bizarre Ueberraschungen brauen. So weit das Ofner Ufer reicht, weit hinauf und hinab, sprudelt auf Schritt und Tritt warmes Schwefelwasser auf. Im Bette der Donau selbst, auf den Inseln, welche sie in ihren Armen wiegt, sogar jenseit des Stromes, noch am äußersten Rande Pest's, im Stadtwäldchen, wachsen die warmen Bäder wild, wo immer der artesische Bohrer sich ans Werk setzen mag. Dazwischen zerstreut Eisenquellen, die nur gefaßt und verwerthet sein wollen. Und unterhalb des Blocksberges eine ganze Ebene voll bitterer Brunnen. Jedem Stich in ihre Haut quillt ein unstillbarer Strom Bitterwasser nach, der durch die ganze Welt rieselt, in Hunderttausenden von Flaschen, — „speady, sure and gentle," rühmen ihm die Annoncen der englischen Blätter nach und der unwillkürliche Humor der Besitzer tauft diese Brunnen voll unpoetischer Hintergedanken auf die ehrwürdigen Namen altmagyarischer Helden: Arpád, Hunyady János, Hunyady Lászlo, Rákóczy u. s. f. Also sorgt die Ebene für Wasser von allerlei Geschmack und Geruch und macht aus Budapest mit seinen Schwefel-, Eisen-, Salz- und Strombädern einen großen Badeort, eine Bäderstadt, in der man begreift, daß die Türken sich so wohl gefühlt haben; wäre sie französisch, sie hieße jedenfalls Bude-les-Bains. Mittlerweile triefen die Berge und Hügel von Wein in allen Farben. So manche Flasche Bordeaux ist in Ofen gewachsen und darum haben die Wirthe ganz Recht, wenn sie „Ofner wie Bordeaux" auf ihre Weinetiketten schreiben. Diese Ofner Berge! Ihre Nordseite ist im Winter Sibirien, ihre Südseite im Sommer Sicilien. Auf den Südabhängen des Blocksberges wächst und reift die Feige wild. Der Wein

ist hier der „Saft des Berges,“ wie der magyarische Dichter (Garay) sagt. Und die besten Lagen des Ofners kommen gar nicht über das Weichbild der Stadt hinaus; wer sie keltert, schenkt sie oft auch aus, und bei den Neustifter und Altofner Wirthen gibt es Tropfen ohne Namen und Marke, aber voll Duft und Kraft, voll Sonnenfeuer und Patriotismus. So viel ist gewiß, die Natur hat unter dem Gang der Weltgeschichte nicht gelitten, vielmehr scheint sie zu fühlen, daß sie dem Menschen hier eine Entschädigung schuldig ist....

Die Vergangenheit also hat sich unter die Erde zurückgezogen. Desto lebendiger lebt die Gegenwart; sie hat vollauf Raum zu wachsen und zu blühen. Die endlose Ebene hinter Pest, dieser Reichstagssaal unter freiem Himmel, als die Abgeordneten des Reitervolkes noch zu Pferde beriethen, ein hundertfaches London würde sie nicht ausfüllen. Aber da hinein geht ja der Trieb des Wachsthums gar nicht. Die Stadt klammert sich mit ihren tausend Polypenarmen an den Strom, diesen unvergleichlichen Boulevard aus Wasser, der vom Occident bis zum Orient reicht und allem Leben, aller Bewegung des Landes den natürlichen Weg hinab nach Südosten weist. Da hinunter treibt von selbst auf gefälligen Wogen Alles, was Cultur heißt; kein politischer Wind vermöchte sie auf die Dauer zurückzustauen, so wenig als die Fluthen des Stromes selber. Von dem Kern seiner „Inneren Stadt“ aus hat das Pest des linken Ufers sich seit hundert Jahren mit unwiderstehlichem Drange nordwärts gestreckt. Straßen und Plätze haben die Sümpfe und Kehrichtstätten, den knöcheltiefen, hier von Kohlenstaub schwarz gefärbten Sand des Rákos-Bodens Schritt für Schritt vor sich her gedrängt. Die eleganten Quais mit ihren riesigen Häuserwürfeln schieben sich rastlos stromaufwärts, der Margaretheninsel zu, dieses Paradies aus Rosen und Rasen in dauernden Stein zu fassen. Ueber die letzten Quai-Paläste hinaus wird man in der nächsten

Zeit das neue Parlamentshaus stellen — und ein Parlamentshaus kann unmöglich das letzte Haus im Dorfe bleiben. Stromabwärts aber, dem neuen Flußhafen zu, wo schon die rosenfarbenen Massen des Zollpalastes ragen und die riesigen Gitter der Eisenbahnbrücke den Strom übersetzen, ist Raum für die Handelsstadt der Zukunft.

Und die Zukunft ist in Budapest immer halbe Gegenwart.

Wer den Aufschwung dieser Stadt seit dem Wiedergewinn der nationalen Selbständigkeit verfolgt hat, glaubt sich nicht mehr im Orient, wie man wohl zu sagen liebt, sondern im fernsten Westen, in Amerika. Nach Art der Vereinigten Staaten könnte man ja auch Budapest die „Vereinigten Städte" nennen, aus Pest, Ofen, Neupest, Altofen und Steinbruch zusammengewachsen. Dieses Budapest, vor gerade hundert Jahren erst 40,778 Einwohner stark, hat am 1. Januar 1881 370,767 Seelen gezählt, ein Zuwachs von 90,418 seit zehn Jahren. In solchem unglaublichen Schuß entwickeln sich nur die Städte der Neuen Welt, denen ja durch die Auswanderung die Bevölkerungen, gleichsam durch Erbschaft, fertig zufallen. Auch fehlt es der Physiognomie der Stadt wirklich nicht an einem yankeehaften Zug von smartness, von schneidiger Unternehmungslust, welche sich beherzt in großartige technische Aufgaben stürzt, zuweilen selbst ohne im Voraus genau zu wissen, wie dieselben zu lösen seien. Sehen wir uns um in diesem Europäisch-America. Da strömt die Donau hin, zwischen mächtigen Quaibauten, im Norden und Süden der Stadt zwei große und mehrere kleine Inseln umfassend. Die durch die letzteren gebildeten Arme und Buchten sind in drei oder vier geräumige Flußhäfen umgewandelt, in denen die Dampferflotte des alten Ister sich bergen kann. Auf der Insel bei Altofen dampfen und pusten die großen Werft-Anlagen der Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft. Drei gewaltige Brücken spannen sich über die Donau, jede nach einem anderen System,

jede großartig in ihrer Art. Die eine dient dem Eisenbahnverkehr, die andere nimmt die Tramway mit. Ein großartiger Tunnel durchbohrt den Festungsberg, während eine Dampfseilrampe dessen steilen Hang erklimmt und eine Zahnradbahn sich zur villenreichen Höhe des Schwabenberges hinanschlängelt. Der Wasserspiegel unten ist belebt von einem Schwarm kleiner Propeller, welche ein unermüdliches Zickzack zwischen Ufer und Ufer laufen. Elegante Salondampfer ziehen gleich hellen Schwänen auf und nieder und dienen dem Localverkehr. Die Riesenboote, welche nach Wien und der unteren Donau fahren, fühlen sich schon beinahe als Oceandampfer. Kleine starke „Boxer" bugsiren polternd und prustend Schleppschiffe von einem Hafen zum anderen, brüllende Remorqueure schleppen ganze Flottillen träger Lastschiffe hinter sich drein und zwischen den feuerspeienden Leviathanen schießen die scharfen, schnellen Bote der Rudervereine, von blitzenden Skulls getrieben, ab und zu. Und auf dieses belebte Treiben schauen von den Ufern hochragende Burgen der Industrie hinab, hundertfenstrige Dampfmühlen, welche ihre schwarzen Schornsteine wie Kirchthürme einer modernen Religion des Gewerbfleißes in die Lüfte strecken und ungeahnte Mehlnummern mahlen für New-York und San Francisco, Rio de Janeiro und Yokohama.

Dieser Americanismus bekundet sich auch in dem kecken Griff nach dem Neuen, der die aufstrebende Tendenz der neuen Stadt kennzeichnet. Da ist denn der Vergleich mit Wien naheliegend. Die Tramway, die Mouches, die Bergbahnen, den Asphalt, das Holzpflaster, das Telephon und andere technische Neuigkeiten hat Budapest um Jahre früher eingeführt und jene Verkehrsanstalten sind dort ungemein einträglich, während sie in Wien mit aller Noth der Existenz zu kämpfen haben.

Und neben dem materiellen Fortschritt sehen wir den geistigen mit Siebenmeilenstiefeln voraneilen. Bei diesem ist

allerdings das Sprunghafte der Bewegung fühlbarer, als bei jenem. Eine Cultur braucht einen festen Unterbau und der wird nur mit dem Kitt der Ueberlieferung gebaut. Durch eine Art Darwinismus der geistigen Erbschaft bildet sich im Laufe der Zeit ein Culturmedium, in welches das ganze Leben eines Volkes getaucht ist, ein feines Medium wie der allgegenwärtige Aether der Astronomen, voll winziger Molecularkräfte, die in ihrer Gesammtheit allmächtig sind und bei jeder physischen und moralischen Lebenserscheinung mitspielen. Die ungarische Cultur ist noch jung und jener Cultur-Aether hat sich erst zu bilden begonnen. Einstweilen ist wohl mitunter von oben herab gebaut worden, auch besteht manches große Gemälde bislang aus wenig mehr, als seinem Rahmen, aber die Jahre voll nationaler Arbeit folgen sich in rascher Flucht und jedes bringt neuen Stoff herbei, die Lücken zu füllen. Die Arbeiten der Academie der Wissenschaften, die Sammlungen des Nationalmuseums, die Leistungen von Drama und Oper, die wissenschaftlichen Anstalten, welche an der Universität hängen, die statistischen Aemter des Landes und der Hauptstadt, das rege Leben innerhalb der beiden literarischen Vereine, die erstaunliche Ausdehnung der Zeitungspresse, die neueste, vielverheißende Bewegung auf dem Gebiete der bildenden Künste — das Alles spricht mit einer trockenen Beredsamkeit, welche die fettesten Phrasen aufwiegt, für die Lebensfähigkeit jener nationalen Cultur, deren Mittelpunkt Budapest ist.

Man hat den Ungarn häufig Chauvinismus vorgeworfen, und vielleicht möchte der eine und der andere Leser auch in obiger Schilderung etwas von diesem Elemente wittern. Aber bedenken wir doch, jede lebensfähige Nation hat ihren Chauvinismus und muß ihn haben, denn er ist nichts Anderes als jener Ueberschuß an Kraftgefühl, der im Kampfe der halbe Sieg ist. Das Leben ist ein Krieg, der aus Angriff und Vertheidigung besteht. Am wirksamsten vertheidigt man sich durch

den Angriff und die Chauvinisten greifen am zuversichtlichsten an. Ist das nicht eine Gewähr des Erfolges, so ist es doch eine Chance desselben, die der Zaghafte nicht hat. Uebrigens gibt es in Ungarn verhältnißmäßig nicht mehr Chauvins, als in jedem anderen Lande. Im Gegentheil hat der magyarische Nationalcharakter einen Bodensatz von Düsterkeit, der sich leicht aufrühren läßt. Bei den unteren Schichten des Volkes äußert er sich als ein melancholischer Zug, der selbst in die Freude hineinspielt, bei den gebildeten Classen als ein starker Hang zum Pessimismus. An keinem Lande, Rußland ausgenommen, ist von seinen Söhnen schon so viel verzweifelt worden, wie an Ungarn. Der gebildete Ungar nennt sich in Stunden stiller Selbstverachtung immer noch mit Vorliebe einen Asiaten und quält sich mit Ahnungen von Volksuntergang. Darum klammert er sich auch so krampfhaft an das Palladium seiner Sprache; so lange ungarisch gesprochen wird, gibt es noch ein Ungarn. Auch an allen den obenerwähnten Culturanstalten ist von den angeblichen Chauvinisten wahrlich viel und mit Ueberzeugung gezweifelt worden, zu Zeiten wohl mit Recht, schließlich doch mit Unrecht. Nun könnte das Interesse des Volkes an ihnen allerdings auch ein künstlich gemachtes sein, ein Potemkin-Schauspiel für das Ausland, angestiftet zum Besten des Nationalcredits. Aber dem ist nicht so. Der Bildungstrieb im ungarischen Volke existirt. Die Tausende von Landleuten, welche, wenn sie ein Geschäft oder Vergnügen in die Hauptstadt führt, es für Gewissenssache halten, das Nationalmuseum zu besuchen, sind keine Fabel, auch das zahlreiche Publicum nicht, das den Sitzungen der wissenschaftlichen und literarischen Vereine beiwohnt, die Feste, mit denen ein Munkácsy gefeiert wird, sind nicht Clique-, sondern Landesangelegenheit, und sogar ein Blick in die ungarischen Witzblätter zeigt, daß das Lesepublikum mit ernstem Bildungsstoff vollgesogen oder wenig-

stens vollgenascht ist und nicht außerhalb der wissenschaftlichen Bewegung der Zeit steht.

So wird der Asiate allgemach zum Europäer, selbst auf die Gefahr hin, dem Fremden nicht mehr als „interessante Nationalität" zu erscheinen. Und der Ungar hat ein eigenthümliches Talent, das fremde Gewand elegant und würdig zu tragen. Ein angeborener Schick, oder auch Chic, befähigt ihn dazu vor vielen anderen Völkern, die sich nie ganz aus ihrem Urbärenthum herauszulecken vermögen. Das beste Beispiel dafür ist das architectonische Gewand seiner Hauptstadt. Es ist neu und fremd, aber es sitzt ihr wie angegossen. Die Poesie des Alterthümlichen fehlt allerdings gänzlich; keine Nepomukbrücke watet mit schweren Pfeilern durch die Donau, keine dickleibigen Thorthürme machen sich als gemüthliche Verkehrshindernisse geltend und bezeichnen mitten in der Großstadt die Grenzen der ehemaligen Kleinstadt, kein Sanct Árpádsdom hebt sich in gigantischen Harmonien aus der bisher etwas flachen Silhouette des neuen Budapest. Auf das Malerische ist da von vornherein verzichtet. Aber wenn sich ein Alterthum nicht improvisiren läßt, so hat man desto mehr Freiheit, modern zu sein. Licht, Luft, Bequemlichkeit des Wohnens, Leichtigkeit des Verkehrs sind die Kennzeichen der Neustadt. Leider fiel ihre Kindheit in keine große Epoche der Baukunst. Das Barok Karl VI. und Maria Theresia's ist ihre Antike. Ein absterbender Stil als Lebensquelle! Als sein Gehirn in Wien schon todt war, zuckten seine Fußzehen in Budapest noch eine Weile fort. Die öde Zeit des wieder erwachenden Classicismus folgte, eine engherzige und kurzsichtige Renaissance. Glücklicherweise hatte das Pest der dreißiger und vierziger Jahre in Josef Hild einen Baumeister, der zwar keine Phantasie, aber Raumgefühl und Sinn für Harmonie besaß. Seine Bauten gleichen sich alle, mit ihren großen Höfen, herrschaftlich breiten Marmortreppen und zweistöckigen Säulenfaçaden,

aber diese Schablone ist von solider, wohlabgewogener Wirkung und verleiht besonders der Leopoldstadt, in der sie zur Anwendung kam, einen Character von ruhiger, behäbiger Vornehmheit. Die alte Pester Donauzeile Bismarck's und Vischer's trug dieses Gepräge. Dann kamen die neuen Richtungen. Einerseits drang das politische Selbstständigkeitsgefühl auf einen nationalen Baustil und zeitigte heimath- und zeitlose Bizarrerien gleich dem Redoutengebäude, andererseits wirkte die Wiener Stadterweiterung mächtig auf Budapest zurück. Von der nüchternen Zinscaserne und dem aufgedonnerten Geldprotzenbau bis zu dem sachgemäßen Stil des richtigen Bürgerhauses oder Adelspalastes sind hier alle Phasen zu erkennen, welche Wien durchgemacht hat. An Talenten, welche durch die großen Aufgaben geweckt wurden, hat es ja nicht gefehlt. Die Gefahr für Budapest lag darin, daß die Rüstung zu imposant werden möchte für den annoch schmalen Leib des Gemeinwesens. Man fragte sich, ob dieser doppelte Halbkreis von Boulevards, dieser großartige Straßenzug der Quais, diese mit Haußmann'scher Kühnheit mitten durch die verrottetste Stadthälfte gebrochene Muster-Avenue der Radialstraße, nicht unbevölkert bleiben würden, ein schlottriger Anblick und eine Blamage des Chauvinismus. Wenige Jahre haben die Grundlosigkeit dieser patriotischen Beklemmungen erwiesen. Der großartige Wurf der Anlage entspricht ganz und gar dem wirthschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Aufschwunge der Stadt; noch zehn Jahre und was zu weit geschienen, wird zu eng geworden sein.

Der Rahmen und sein Inhalt wirken da wechselseitig auf einander. Die vorhandene Bewegung heischt und schafft sich den Raum, der vorhandene Raum lockt vermehrte Bewegung hervor. Der großstädtische Character des neuen Budapest bleibt nicht in den architectonischen Formen stecken; die Bevölkerung hat überhaupt etwas Repräsentatives in ihrem

Blute, eine Neigung und auch ein Talent, sich in Scene zu setzen. Sie ist genußfähig und genußbedürftig, wie rechte Orientalen, und dabei auch im Luxus zu jeder Art von Fortschritt aufgelegt, wie rechte Abendländer. Das patriarchalische Wohlleben, ein Erbtheil jedes Ackerbaustaates, dem das flache Land zugleich ewig gedeckter Tisch ist, setzt sich hier in die Ausdrucksformen der civilisirten Großstadt um, nicht ohne ein gewisses Aroma von Urwüchsigkeit, einen pikanten Rest von Halbkultur zu bewahren, gerade genug, daß der Fremde merkt, er stehe auf einer Schwelle zwischen zwei verschiedenen Welten, wo er Ungewohntes findet, ohne Gewohntes zu vermissen. Solches Zwischenreich ist eine Zone merkwürdiger, zum Theil sehr glücklicher Mischungen. Budapest liegt an einem Kreuzweg von Racen, und so kreuzen sich denn daselbst Stämme und Religionen von jeher und bringen eigenartig anziehende Zwischenformen hervor, denen man nicht selten wirklich etwas Creolisches, Quadronisches anmerkt. Der unbestrittene Reiz der Budapester Frauen hat hierin eine seiner fruchtbarsten Wurzeln. Welche Ueberraschung sind zu allen Zeiten diese Frauen für den Westländer gewesen! Noch einmal sei hier dem gelehrten Deutschen Vischer das Wort gegönnt; er darf so Manches gerade heraus sagen, was ein Anderer weicher umwickeln würde. „Es ist doch ein ander Ding,“ heißt es bei ihm, „durch ein Volk zu wandeln, wo die Schönheit nicht kärglich, sondern reichlich, mit voller Hand ausgetheilt ist. Seien wir ja nicht ungerecht gegen die deutschen Frauen, ihre stilleren, sanfteren Reize und die geistige Anmuth, die in längerem, gehaltvollen Austausch bescheiden den inneren Werth aufschließt; aber auch ihr bester Freund kann nicht leugnen, daß man ihrer hundert, ja viele hundert sehen muß, bis man Einer begegnet, die jene glücklich und rein entwickelten Formen schmücken, welche wir racemäßig nennen; hier ist es umgekehrt, ähnlich wie in Italien: wer dort gewesen ist, wer sich ent-

wöhnt hat, nur nach blühender Farbe zu sehen, wer weiß, was wohlgezeichnetes Profil, große Feueraugen und schwungvolle Brauen, gefüllter Nacken und kräftig gewölbter fester Bau der Brust heißt, der wird mich nicht mißverstehen. Ich möchte wissen, ob unser Schlag immer die eingesunkene, beinige Büste gehabt oder ob nur das jahrhundertlange Stubensitzen, Nähen und Stricken die Formen so vertrocknet, eingesenkt, zerdrückt und zerstaucht hat." Es liegt in diesen Worten wie ein Sehnsuchtsschrei alternder Cultur nach einem Funken Barbarei, der den besthaft gewordenen Civilisationsmenschen wieder aufmischen und auffrischen könnte; „in Ungarn," sagt Vischer, „liegen die Elemente, die unserem kälteren Wesen durch engere Verwachsung einen belebenden Einschlag des Fremden, Neuen, Fernen zuführen sollen." Heißt das noch Germanisirung Ungarns, — oder Magyarisirung Deutschlands?

Das ungarische Tiefland.

(Alföld.)

Von Koloman von Mikßáth.

Land und Leute.

Jene unübersehbare, eintönige Ebene, auf welcher nichts zu erblicken ist als der Brunnenschwengel und in weiter Ferne das niederhangende Firmament, das sich wie ein durchsichtiger gläserner Hut über sie wölbt, jene endlose Ebene von einer Monotonie, die durch nichts gestört wird, welche Petöfi in seinen Liedern besungen, — jene Ebene existirt nicht mehr!

Die landwirthschaftliche Industrie hat sie in wenigen Dezennien vollständig umgewandelt. Kleine Tanyas* blicken überall; die Aecker sind an vielen Orten mit Bäumen umpflanzt.

Die Pußta träumt nicht mehr vom fernen Ozean; die Fata morgana ist noch da, doch hält sie Niemand für das Meer, denn die aus dem Wasser hoch aufragenden Bäume zeigen ja zur Genüge, daß die Natur nur scherzt und spielt.

* Primitive Bauerwirthschaftshäuschen.

Das riesige, nahezu fünfzehnhundert Meilen umfassende Gebiet, daß sich im Nordosten bis zu den Biharer Gebirgen, im Norden bis zu den Zempliner Bergen und der wildromantischen Mátra, im Westen bis zu den Waitznerbergen und den malerischen Anhöhen am Plattensee-Ufer, im Süden bis zur Donau erstreckt und welches man „Ungarns Kornkammer" nennt, hat allmählig sein romantisches Kleid abgelegt und unterscheidet sich jetzt wenig von anderen Gegenden. Vom früheren Kleide ist kaum hie und da ein Knopf übrig geblieben.

Die romantischen Steppen-Schänken, an welche die Betyaren-Poesie so viele wirklich geschehene und noch mehr erdichtete Räuber-Abenteuer geknüpft hat, liegen längst in Trümmern. Die Stammgäste sind ausgeblieben, so ist auch die Schänke weg. Es giebt keine „armen Burschen" mehr; in Sachen der öffentlichen Sicherheit steht es nur in den Städten schlimm und auch da nicht schlimmer, als in den Städten des Auslandes.

Von den Heerstraßen ist der bodenlose Koth verschwunden. Und doch war dieser Koth die Spezialität des Alföld; er ließ Niemand in die Nähe kommen, und hatte es Einer dennoch gewagt, so ließ er ihn nicht wieder fort. Wie hat nun die Civilisation den Weg dahin gefunden? Sie hat eben fliegen gelernt.

Heute führen selbst dort, wo die Lokomotive noch nicht pfeift, vortreffliche Straßen nach allen Seiten, nicht solche wie sie vor hundert Jahren bestanden und von einem reisenden Engländer folgendermaßen geschildert wurden: „Die Ungarn häufen Koth auf Koth und das nennen sie dann eine Straße."

Im Alföld war es übrigens in früheren Zeiten um die wirthschaftlichen Zustände nicht so schlimm bestellt wie zum Schluß des vorigen und zu Beginn des laufenden Jahrhunderts. Durch die Einfälle der Türken, unter der Herrschaft der Paschas geriethen die von ihren Eigenthümern ver-

lassenen Güter in Verfall, wanderten von Einem zum Andern und konnten in einer Hand gar nicht recht warm werden. Als die Türken endlich abzogen, glich dieser freigewordene Theil des Landes einem großen Kirchhofe; die Aecker lagen brach, auf den Wiesen verfaulte das Gras. Das halbe Alföld war sozusagen „res nullius“ — bis endlich die Regierung daran ging, die verlassenen Stätten wieder zu bevölkern, indem sie die Rechtsansprüche der nach dem Hochland geflüchteten Adelsgeschlechter auf die einzelnen Güter prüfte.

Doch meldeten sich so Wenige und konnte das Eigenthumsrecht in so wenigen Fällen nachgewiesen werden, daß die meisten Landgüter herrenlos blieben. Es war kaum möglich, die Komitate zu rekonstruiren; so waren beispielsweise in der ersten Kongregation des Békéser Komitates (1730) nicht mehr als fünfzehn Mitglieder erschienen, wobei die Beamten mitgerechnet waren. Diese fünfzehn bildeten das Komitats-Munizipium.

Charakteristisch aus dieser Zeit ist der Fall der Haruckern. Der Bäcker und Armeelieferant Haruckern aus Wien forderte von der Regierung die Begleichung seiner Rechnung. Die Regierung wollte kein Baargeld ausgeben und forderte Haruckern auf, etwas Anderes an Zahlungsstatt zu verlangen. Daraufhin forderte der Bäcker vom Aerar die Ofener Kaisermühle. Das Aerar aber fand den Werth der Kaisermühle zu hoch und bot dem Bäcker das Békéser Komitat an, das ganze Békéser Komitat, d. h. 3578 Quadrat-Kilometer Boden der besten Gattung.

Als der Bäcker sah, daß er schwer zu seinem Gelde komme, entschloß er sich in Gottes Namen, auf den Handel einzugehen; das Békéser Komitat ist besser als nichts, wenn auch nicht viel besser, denn das Komitat lieferte damals der Szegediner Präfektur, zu der es gehörte, nicht mehr als hundert Gulden ein. Der Besitz des Haruckern im Békéser Ko-

mitat ging später auf die freiherrliche Familie Wenckheim über, welche dadurch zu einer der reichsten im Lande wurde.

Nachdem der Adel nur spärlich vorhanden war, konnte das Volk des Alföld frei aufathmen und an Wohlstand allmählig zunehmen. Obgleich zu Beginn unseres Jahrhunderts theils der alte Adel zurückkehrte, theils ein neuer Adel entstand, war das Hörigen-Verhältniß doch nicht so unerträglich wie in anderen Theilen des Landes. Bei seiner geringen Anzahl und dem Mangel an glänzenden, weit zurückreichenden Traditionen war das Ansehen dieses Adels ein mäßiges, seine Macht gering; und während die Adeligen in Oberungarn den gesetzlichen Usus immer mehr erweiterten, schrumpfte derselbe hier von Tag zu Tag immer mehr zusammen.

Dazu kam noch, daß in den größeren Städten des Alföld ein blühender Bürgerstand vorhanden war und diese Städte ausgedehnte Privilegien genossen; so Debreczin, welches sogar das jus gladii hatte, und Szegedin. Diese stolzen und patriotischen „Cives“ waren von Niemandem abhängig, waren reich und selbstständig und respektirten die Adelsdiplome nicht sonderlich. Es gab Beispiele genug dafür, daß in Szegedin ansässige Adelsfamilien sich in den Verband der Bürger aufnehmen lassen mußten, so sie in der Stadt zu Ansehen und Einfluß gelangen wollten.

So erklärt sich die Erscheinung, daß, als im Jahre 1848 Grund und Boden frei wurden, diese große Umwälzung im Alföld eine kaum merkliche Veränderung der sozialen Zustände hervorbrachte.

Die Zeit der Unterdrückung nach dem Freiheitskriege brachte im Alföld — wo, wie wir bereits ausgeführt haben, auch bisher keine einzige Kaste zu einer herrschenden Stellung gelangen konnte — die verschiedenen Klassen einander noch näher und trug viel dazu bei, das Alföld zu dem zu machen, was es heute schon ist: zum Nest der u n g a r i s c h e n Demokratie.

Ich sage: die ungarische Demokratie — denn diese entspricht nicht in allen Stücken dem Begriff, welchen man sonst mit dem Worte „Demokratie" ausdrückt. Jeder Einzelne ist hier Aristokrat und Demokrat zugleich; er ist Aristokrat, weil er stolz ist und sich besser dünkt als Andere; er ist Demokrat darin, daß er gern mit Wort und That dafür kämpft, daß alle Uebrigen einander völlig gleich seien. Er acceptirt die Humanität und alle Erfordernisse der Demokratie. Die Titelsucht ist im Alföld unbekannt. Der König wird nicht angestaunt, wenn er das Alföld bereist. Glanz und Pomp machen dort keinen Eindruck. Die Stelle eines Abgeordneten, in Ungarn sonst sehr gesucht, ist dem Tiefländer keineswegs das Ziel höchsten Strebens. In den Bezirken des Alföld werden zumeist aus Oberungarn oder aus der Hauptstadt importirte „Kapazitäten" gewählt, und zwar in der puritanischesten Weise, mit Vermeidung jenes mittelalterlichen Gepränges und jener Ovationen, wie sie in anderen Theilen des Landes heute noch gebräuchlich sind.

Dagegen wird hier den hervorragenden Geistern (Schriftstellern, Staatsmännern, Künstlern) gern gehuldigt, besonders — und das ist der echte, stolze, nationale Zug — wenn sie der Macht noch ferne stehen. Der Macht gegenüber ist der Tiefländer trotzig und zurückhaltend.

Kurz: das Land ist ein wahrhaftiges, kleines Amerika, wo der edle Baum der Demokratie sich der schönsten Entwicklung erfreut.

Aber sind die Tiefländer so geworden, weil sie keine großen Herren hatten, so haben sie jetzt keine großen Herren, weil sie so sind. Den großen Herren ist diese Atmosphäre unerträglich, wo man den Hut nicht demüthig vor ihnen zieht, wo ihre Karossen nicht bewundert werden, wo die Ahnen keinen Werth haben, wo die Rollen nach den individuellen Fähigkeiten bemessen werden und nicht nach dem Glanze des

Adelswappens. Man flieht das Adelswappen wie der Teufel den Weihrauch. Die adeligen Schlösser stehen hier leer; die Besitzer verbrauchen ihre Revenuen anderwärts, in der Hauptstadt oder auf ihren ober-ungarischen Gütern.

Es gibt auch Solche, die zu Hause bleiben; diese sind aber nur dann „Herren,“ wenn sie mit dem Volke fühlen und sich seinen Sitten anbequemen. Jene Herren fühlen dies, und um ihr Gewicht zu behalten, sind sie die politischen Wortführer des Volkes.

In dem Volke steckt hier nicht so viel Poesie wie in dem oberungarischen; jene traurige Melancholie, jene Weichheit fehlt im Wesen, im Gemüthe der Tiefländer, dagegen sind sie um Vieles praktischer. Der Alfölder Bauer liebt die Bequemlichkeit mehr, ist klüger, berechnender, schroffer, heftiger — und dennoch im Grunde edler und gutherziger. Er ist wie die Nuß: in harter Schale steckt ein süßer Kern.

Aus diesen Eigenschaften ergibt sich von selbst, daß der Fremde mit den Tiefländern nicht so leicht sympathisirt als mit den sanften, gutmüthigen Bewohnern des Hochlandes; aber wenn er einmal ihre nähere Bekanntschaft gemacht, bewundert er in ihnen die vielen liebenswürdigen, ja edlen Züge, die er um so höher anschlägt, als er sie Schritt für Schritt entdeckt zu haben glaubt.

Und dies kommt daher, weil sie Kraft und Ursprünglichkeit besitzen. Hier gibt es keine Schablone; während in Oberungarn ein Bauer dem andern in seinen Thaten und Gebräuchen so gleicht wie ein Ei dem andern, ist hier Jeder ein Charakter für sich, so daß es der allgemein bezeichnenden Züge hier so wenige gibt, daß sie in wenigen Zeilen zusammengefaßt werden können.

Man sieht ihnen die freieren Zustände der Vergangenheit gar sehr an; sie sind selbstbewußt, ja, von einer gewissen Großthuerei nicht ganz frei. Doch zeigt sich letztere nicht in

Aeußerlichkeiten wie im Hochlande, wo es unter den Bauern „Magnaten-Familien" gibt, deren Namen es erfordert, daß sie nur vierspännig fahren und beim Sonntags-Kirchgang einen Silber-Zwanziger in den Opferstock werfen; der Alfölder Bauer ist stolz auf seine Wohlhabenheit, auf seinen Verstand und auf die Stellung, die er gesellschaftlich in seinem Dorfe einnimmt. Dieser ist ein Aristokrat wie Jener, aber dieser ist schon mehr ein Aristokrat der Demokratie. Der Hochländer Bauer will „scheinen" — der Tiefländer will „sein". Der Hochländer ist schlau und listig, der Tiefländer ist aufrichtig und praktisch.

Wirthschaftliche Zustände.

Hinsichtlich des Vermögensstandes ist natürlich ein Vergleich gar nicht zulässig. Es giebt nirgends so reiche Bauern wie im Alföld. Man findet Bauerngüter mit zweitausend Joch und sie sind zumeist (ohne Wirthschafts-Beamten) sehr gut bewirthschaftet und liefern reiche Revenuen.

Indeß sind solche Bauerngrafen nur Ausnahmen. Im Durchschnitt kommen 25—30 Joch auf eine Alfölder Familie, die in der Regel aus 4—5 Mitgliedern besteht, denn die ungarische Race ist kräftig und zäh, aber nicht fruchtbar.

Die Hochländer, denen auch vom schlechten Boden weniger zugemessen worden, sagen neidisch: „Jene haben es leicht; sie bearbeiten ihren Boden nur um das Doppelte leichter als wir den unserigen und doch trägt ihr Boden um das Dreifache mehr."

Der Tiefländer meidet den Luxus, eingedenk des weisen Alfölder Spruchs: „Ein Haus, das Pfauen hat und Tannenbäume, kann nicht bestehen," doch ist er nicht habgierig oder geizig. Er schickt sich mit einer gewissen fatalen Resignation in den Satz, daß ihm gehöre was die Erde hervorbringt. Und

kein Tiefländer sucht sein Vermögen in künstlicher Weise zu vermehren; es fällt ihm gar nicht ein, eine Bereicherung seines Besitzes von anderer Seite zu erwarten, als von der Erde, die er „Unsere Mutter Erde“ nennt und von deren mütterlicher Macht er sich nicht zu emanzipiren vermag.

Daher kommt es, daß das ungarische Element bisher nicht recht geeignet war, Städte zu gründen und den Handel zu betreiben, der sich fast ganz in fremden Händen befindet. Diese Eigenschaften sind dem Ungar so fremd, daß das 19,000 Seelen zählende Oroshāza heute noch nichts weiter ist als ein großes Dorf.

Szegedin.

Eine Ausnahme bildet das einzige Szegedin. Hier finden wir die ersten Spuren von ungarischem Geschäftsgeist. Das Szegediner Volk hat schon im vorigen Jahrhundert mit Fischen, Paprika, Tarhonya*, Schiffsbedarf und anderen gewerblichen Artikeln Handel getrieben, die es sehr geschickt herzustellen und zu vertreiben gewußt hat.

Der schablonenhafte Welthandel, der sich in der ganzen Welt, so auch in Ungarn in allen Winkeln sehr rasch festgesetzt hat, ließ diesen speziellen ungarischen Handel nicht recht aufkommen, konnte ihn aber doch nicht gänzlich erdrücken. Die Szegediner Bauern betreiben den Handel noch heute nach ihrer Art und erwerben dabei nicht selten Vermögen.

Szegedin, welches vor der Ueberschwemmung vom Jahre 1879 siebzigtausend Einwohner hatte, kämpfte lange Zeit mit Debreczin um den Vorrang.

Debreczin.

Debreczin — obgleich seine Bevölkerung nicht so zahlreich und obgleich Szegedin, „das katholische Debreczin,“ so tadellos

* Eine getrocknete Mehlspeise, sonst unter der Benennung „geriebene Gerstl“ bekannt.

ungarisch ist wie Debreczin „das kalvinische Rom“ — Debreczin, sagen wir, besaß mehr Gewicht, einen größeren Nimbus in der öffentlichen Meinung Ungarns, — vielleicht wegen seiner ansehnlicheren Kulturmittel, vielleicht auch, weil etwelche Schriftsteller erstanden, welche die Vergangenheit Debreczins besangen und dadurch diese Stadt der Liebe der Nation näher brachten; es erstanden auch Politiker, welche die Stadt dermaßen erhoben, daß es in der jüngsten Vergangenheit eine Epoche gab, in welcher Debreczin in politischen Dingen recht eigentlich als die maßgebendste Stadt des Landes galt — selbst beim Hofe. Sie war es beim Volke, vielleicht deshalb, weil die 1849er Regierung eine Zeit lang daselbst residirte; sie war es bei Hofe, vielleicht deshalb, weil der aus dem Bikarer Komitate stammende gegenwärtige Ministerpräsident einen Wahlbezirk der Stadt Debreczin im Reichstage vertrat und während die hauptstädtischen Wahlbezirke kleineren Leuten überlassen wurden, die bedeutsamsten Momente der Reichstagswahlen sich in Debreczin abspielten.

Doch die Ueberschwemmungs-Katastrophe, welche Szegedin heimgesucht, hat nicht nur die Theilnahme, sondern auch die Aufmerksamkeit mit einem Male auf diese blühende Stadt an der Theiß gelenkt, die schon von früherher den kulturellen Bestrebungen zugänglicher war als Debreczin. Debreczin hatte eine protestantische Hochschule, eine öffentliche Bibliothek, eine glänzende Tradition. Szegedin hatte keine öffentliche Bibliothek, aber seine Bewohner kauften und lasen Bücher; es besaß keine Hochschule, aber seine Söhne gingen nach der Hauptstadt, um die Universität zu besuchen; es besaß keine glanzvolle Vergangenheit, auf die es, stehen bleibend, stolz zurückblicken konnte; die Stadt mußte fortschreiten — der Zukunft entgegen.

Die allgemeine Theilnahme und der Wille des Parlaments entschieden den Wettstreit. Ludwig Tisza, ein Bruder des gegenwärtigen Ministerpräsidenten, der seit der Katastrophe

daselbst als königlicher Kommissar wirkt, hat durch seinen, von oben energisch unterstützten, Eifer Szegedin zur alleinigen Kapitale des Alföld erhoben. Szegedins Entwicklung hat solche Dimensionen angenommen, daß im Hinblick auf seine glückliche Lage an einem schiffbaren Strom, die Stadt einer glänzenden Zukunft entgegensehen darf.

Der Volkscharakter.

. . . Doch wer würde, über das Alföld schreibend, lange bei den Städten verweilen? Städte gibt es überall und sie gleichen sämmtlich einander mehr oder minder. Im Alföld ist nicht die Stadt das Allerschönste — sondern das Nichts. Es ist dort am schönsten, wo nichts zu sehen ist als die Ebene und das Blau des Himmels, der sich über sie wölbt.

In diesem unendlichen Nichts muß dann jenes Etwas gesucht werden, das das Schönste ist. Man muß die untergehende Sonne sehen, wenn sie in der „blonden" Theiß ein Bad nimmt; man muß die Hirtenflöten aus der Ferne hören und den sonst unbändigen Strom in der Nähe sehen, wie er plätschernd seine Fluthen fortwälzt und man muß die Fähigkeit besitzen, im Sande der Steppe die winzigen Spuren der Feen der Volkssagen wahrzunehmen.

Man muß die lieben Vögel der Ebenen kennen, den Kranich und den Storch, ihre besonderen Gräser, ihre eigenthümlich gefärbten Blumen: die Vögel und die Blumen sind so einfach wie die Menschen. Es besteht eine eigenthümliche Harmonie zwischen der Natur und den lebenden Wesen.

Vor einiger Zeit machten wir in Gesellschaft eines Regierungs-Kommissars eine Reise im Alföld. In einem kleinen Dorfe, wo die Schilfmatten-Flechterei schwunghaft betrieben wird, brach die Deichsel unseres Wagens.

Ein Bauer stand vor dem Thor seines Hauses und be-

trachtete gleichmüthig unser Mißgeschick. Die Geschichte schien ihn zu amüsiren, er rauchte dabei phlegmatisch seine Pfeife.

„He, Landsmann!" sprach der Regierungs-Kommissar ihn an, „wäre hier nicht eine Stange zu bekommen?"

„Eine Stange? Die ist hier nicht zu bekommen," antwortete der Bauer im Tone der Ueberzeugung.

„Aber auf eurem Hofe findet sich vielleicht ein geeignetes Holzstück?"

„Ach ja, es findet sich schon, wenn Sie nichts Anderes brauchen!" sagte der Bauer, sich am Kopfe kratzend, und nach einigen Minuten brachte er das Gewünschte.

„Ja, jetzt brauchten wir auch einen Strick zu dieser Stange," bemerkte der Regierungs-Kommissar besorgt.

Unser Mann zuckte gleichgiltig die Achseln.

„Da wird's erst recht hapern," meinte der Regierungs-Kommissar; „wie sollen wir die Stange befestigen?"

„Ach ja, wie?" warf der Bauer hin.

„Was sollen wir nun mit unserem Wagen anfangen?"

„Das weiß ich nicht."

„Habt Ihr denn nicht irgend einen schlechten Strick?"

„Ei, der findet sich schon."

Und wie vorhin die Stange, so brachte er jetzt den Strick, so daß der Schaden reparirt werden konnte.

„Was sind wir Euch schuldig?" fragte nun der Regierungs-Kommissar dankerfüllt.

„Nun, was sollten Sie schuldig sein?" entgegnete der Bauer verwundert.

„Die Sachen werden für Euch doch einen Werth haben?"

„Sie haben gar keinen Werth!" war die grobe Antwort.

„Denn danken wir recht schön. Gott mit Euch!" ...

„Wünsche nicht minder. Und ich möchte den Herren nur sagen, daß sie mir Stange und Strick wiederbringen, wenn sie auf der Rückreise durch das Dorf kommen."

Der Regierungs-Kommissär ließ den Wagen, der sich schon in Bewegung gesetzt hatte, wieder halten und rief verdrießlich dem Bauer hin:

— „Wiederbringen? Der Teufel mag um Euretwillen noch einmal hierher zurückkommen! Wir wollen den Rückweg über Vásárhely nehmen."

— „Nun, deshalb müssen Sie ja nicht gleich Feuer fangen!" brummte der Bauer beschwichtigend. Wenn Sie nicht hier zurückkommen, so können Sie mir freilich auch Stange und Strick nicht wiederbringen. Nun, Gott befohlen!"

Damit kehrte er in sein Haus zurück, ohne uns auch nur um unsere Namen zu fragen.

Nun ja; so sind sie zumeist beschaffen, diese roh scheinenden Bauern in den aus Lehm gestampften Häuschen mit den Rohrdächern: gutherzig und generös.

Um auch von ihrem Aeußern zu sprechen, sind die Bewohner der Ebene zumeist von untersetzter, gedrungener Gestalt, mit hübschem Gesichte, — besonders die Jazygier und Kemanier. Leider läßt sich dies nicht auch von den Frauen sagen. Die Natur, welche all' ihren Segen über diesen Landstrich ausgeschüttet, hat den Frauen die Schönheit versagt.

Von dem stattlichen, schlanken Wuchse, von den ovalen Gesichtern mit den edlen Zügen, die im Oberlande und in den Gegenden jenseits der Donau die Schönheit der ungarischen Frauen so idealisch machen, ist hier keine Spur zu entdecken. In einzelnen Gegenden, in der Umgebung von Szentes, im Csánader Komitate, wo das ungarische Element sich mit fremdem mengt, giebt es hübsche Frauen, doch ist auch diese Schönheit nur eine relative. Es sind zumeist gesunde, rothe, runde Gesichter mit niedriger Stirn, mit derbem Körperbau, breiten Hüften und Schultern, aber ohne jede Anmuth und häufig ohne jeden Ausdruck im Gesicht. Auch mit den Sitten

ist es bei ihnen nicht so gut bestellt, wie bei den schönen Frauen des Oberlandes.

Auch in der Berührung zwischen den beiden Geschlechtern zeigt sich weniger Zartheit, weniger Courtoisie als unter den minder gebildeten Hochländern. Es fehlt die Poesie der Berge und Wälder.

Nichtsdestoweniger finden wir auch hier bei dem Volke so manchen rührenden poetischen Zug.

Ich kam einmal am Charsamstag in ein Dorf des Alföld und äußerte mein Erstaunen darüber, daß die Ortsbewohner auch an diesem Tage arbeiten.

„Die Arbeit ist keine Sünde, Herr, — sagte ein Bursche, der mit Holzhacken beschäftigt war; wir arbeiten Alles, mit Ausnahme des Ackerns und Grabens. Denn die Erde darf nicht aufgerissen werden.“

„Warum gerade die Erde nicht?“

„Warum?“ sprach der Bursche verwundert. „Nur ein Heide wird zu einer Zeit die Erde berühren, da der Leib des Heilands darin ruht.“

Im krummen Land.

Oberungarn.

Von **Koloman von Törs.**

Gerade wie die Ehre und offen wie die Aufrichtigkeit" — so nennt der ungarische Tiefländer stolz seine ebene Heimath und mit einer Art von Mitleid bezeichnet er jene Gebirgsgegend als „krummes Land", welche so voll ist von häßlichen Unebenheiten, als hätten gigantische Maulwürfe in vorsündfluthlichen Zeiten es aufgeworfen. Er kann nicht begreifen, wie man dort wohnen könne, wo neidische Berge den in's Unendliche verschwimmenden Saum des Gesichtskreises verdecken und die Sonne nicht sehen lassen, weder beim Aufgang noch beim Untergang.

Und gar erst, wenn er an die himmelan strebenden kahlen Bergkuppen dort an der äußersten Landesgrenze denkt! Es ist, als ob der sagenhafte gläserne Berg die Decke bilden würde! Wozu sind diese Berge gut? Gedeiht doch auf diesen Hängen nicht ein Grashalm, geschweige denn die Goldkörner schüttende Aehre oder die Goldnaß träufelnde Rebe. Wieviel Steinriesen auf einem Haufen, während man dort unten nicht einen Kiesel findet, groß genug, um das Wagenrad zu sperren, wenn

man einen einsamen Hünenhügel hinabrollt! Das ganze Tiefland könnte man mit einem Netz von Steinstraßen überziehen aus den Splittern eines solchen Steines. Doch wo ist der Wunderhammer, der das zu Stande brächte?

Armes Volk, das Du unter diesen unwirthlichen Bergen hausest! Vielleicht wollte der Schöpfer mit diesen märchenhaften Glasbergen dich dafür entschädigen, daß er mit so knapper Hand deinen Boden dürftig gesegnet, indem er dir die Gunst gewährte, auf diesen Berggipfeln vom Himmel Sterne zu pflücken?

Und doch ist das ungarische „Krummland" einer der anziehendsten, entzückendsten Theile Mittel-Europas und seitdem Eisenbahnen es durchziehen, ist die Touristenwelt um ein neues liebliches Ziel für Ausflüge reicher geworden. Doch beginnt sie erst jetzt, dieses Land wirklich zu „entdecken". Es besitzt noch den Reiz der Neuheit und zeigt bei jedem neueren Besuche etwas Ueberraschendes, das früher der Aufmerksamkeit entgangen war.

Die Karpathen.

Es war eine stille Sommernacht, mild und klar, gleichsam ein sanfterer Tag, weitaus angenehmer als die hirnschmelzenden, augenblendenden sonnig-heißen Tage des Hochsommers.

Die langen Schatten der schlanken Schornsteine der Steinbrucher und Rákoser Fabriken huschten an den Waggonfenstern vorüber, dann tauchte auf wenige Augenblicke auch Gödöllö, das königliche Schloß mit seinen vergoldeten Kuppeln, hinter den belaubten Bäumen auf; mit eintönigem Gepolter eilte der Zug durch die weite Ebene, die der Vollmond mit einer Fluth von sanftem Silberlichte übergoß, in welchem die weite Gegend wie eine nächtliche Fata morgana erscheint, an deren jenseitigem Hang dort in der Ferne das verschwimmende Bild des Mátra-Gebirges zittert.

Im Osten beginnt das Firmament sich zu röthen. Ein schmaler Goldsaum zeigt, wo der Himmel sich von der Erde scheidet. Allmählig bekleidet der Himmelsrand sich mit einem purpurrothen Mantel, zum Zeichen dessen, daß der Sonnenaufgang nicht mehr ferne. Es würde die Mühe lohnen, abzuwarten, bis die Sonne ihr schlaftrunkenes Haupt am Horizont erhebt. Wir würden dann sehen, daß die Sonne wirklich eine glühende uud flammende Feuerkugel ist und durch den strahlenbrechenden feinen Schleier der aufsteigenden Dünste betrachtet zwanzigmal größer erscheint als wenn sie ihre goldene Krone schon auf den Zenith gesetzt.

Doch dieser Anblick ist uns nicht mehr gegönnt. Verabschieden wir uns von der milderen Landschaft, es beginnt das wahre „Krummland". Mit fortwährender Steigung klimmt die Bahn hinan und verliert sich im Labyrinth der Berge, bis sie die Höhe von Kriván erreicht. Es ist dies ein weites Hochplateau; zwischen waldumsäumten Aeckern und Weiden steht ein einsames Haus mit Scheune und Stall, davor ein alter, schattiger Birnbaum. Ein ganzes Weilersystem, wo von einem Hause zum anderen kaum der Flintenschuß zu hören ist, ganz wie in den wallachischen Dörfern Siebenbürgens, wo man zwei, drei Stunden durch ein Dorf fährt, in welchem man kaum ein Wohnhaus sieht. Hier oben hausen die berühmten Gyetvaer, klafterlange Männer, die mit ihren auf die Schultern herabfallenden Locken und funkelnden Augen stark abweichen von den übrigen Bewohnern der Umgegend, ja vielleicht von sämmtlichen nordslavischen Stämmen, als wären sie von irgendwo aus dem Süden hierher gewandert, alle jene Neigungen, im Freien umherzuschweifen, in den schattigen, kühlen Wäldern ein freies Hirtenleben zu führen, mit sich bringend und beibehaltend, welche die Südslaven so sehr charakterisiren, das Raufen und Schafestehlen mit hinzu gerechnet, hier, auf den fruchtbaren, duftigen Fluren der Polana

bringen sie ihr Leben zu, nur so viel arbeitend, als unbedingt nöthig, um das Leben zu fristen und nicht selten den Bodenertrag draußen verderben lassend, wenn ein gesegnetes Jahr mehr gebracht als nöthig; frei von dem Wellenschlag der civilisirten Welt und von den sonstigen Bürden der Gesellschaft und des Gesetzes.

Der Wald, der sich hier bis zu den Liptóer Felsen hinauf erstreckt, ist der Bakony der slovakischen Hochländer und es fehlt ihm auch die Räuberromantik nicht. Der ungeheure Urwald bot sichere Zuflucht. Wer mit den Gerichtsherren vom Komitate auf schlechtem Fuße stand, flüchtete in die Tiefe des flüsternden Waldes, die dürren Blätter waren sein Federbett, der Thau des Himmels sein Deckbett. Hier streifte der Rózsa Sándor der Slovaken umher, der berüchtigte Jánosik, den die Volkstradition mit allen edlen Eigenschaften eines Heroen ausgestattet und so sein Andenken den späteren Generationen überliefert hat.

Unfern von der Station Kriván ist das berühmte Holzlager von Hrinyowa. Hamburg und Bremen beziehen von hier die steinharten Baumstämme, die dann als Schiffsbestandtheile die Weltmeere bereisen.

Nun beginnt das Reich der Burgen. Der Zug fährt hart unter den Mauern einer Burg vorbei, des einstigen Jagdschlosses des Königs Mathias Corvinus, von wo der große König mit den edlen Herren des ungarischen Hochlandes große, förmlichen Kriegszügen gleichende Treibjagden auf Rothwild, Bären, Eber veranstaltete. Die Gegend ist voll mit Ueberlieferungen, die an den gerechten und ritterlichen Herrscher erinnern und von der Volkspoesie in Märchen, Romanzen, Volksliedern bewahrt werden. Die Burg blickt in renovirtem, frisch angeworfenem Kleide auf uns herab, als wäre auch sie von dem Hauch der neuen Zeit getroffen worden, der hinter dem dahinsausenden Eisenbahnzug entsteht.

Weiter oben fesselt eine noch schönere, interessantere alte Burg unseren Blick. Es ist die Burg Sohl (Zólyom), gleichfalls durch König Mathias renovirt.

Von der Eisenbahn zweigt sich hier ein Flügel nach dem berühmten Bade Szliács ab.

Später durchschneidet sie das Granthal. Von der kleinen Station Bartos-Lehotka, wohin aus dem Thale unten, d. h. aus einer Tiefe von 120 Meter das Wasser hinaufgepumpt werden muß, eröffnet sich die Aussicht auf eine der malerischsten Partien des ungarischen Hochlandes. Da unten schlängelt sich die „blonde" Gran, ganze Schwärme slovakischer Flößer führt sie der Donau zu; rechts und links liegen Dörfer umhergestreut, darunter Szent-Kereszt (Heiligenkreuz), wo der gelehrte Bischof von Neusohl, der auf dem Gebiete der Kunst und Literatur so hochverdiente Arnold Ipolyi, seine Sommerresidenz besitzt, — während hart am Wasser der Gran die grauen Ueberreste der Burg Saski (Adlerfels) trauern.

Die Gegend wird immer wilder, unwirthlicher. Die Eichen, Buchen, Fichten verlieren sich allmählig; zuerst mit weißen Birken gemischt, später ausschließlich, tritt das Nadelholz auf. Wo der Eisenbahndamm durch Thäler geführt werden mußte, da gähnt zu beiden Seiten der Bahn unergründliche Tiefe. Bald schmiegt sich die Bahn an eine Felswand, bald macht sie eine so kühne Biegung, daß die beiden Enden des Zuges einander zu berühren scheinen.

Zwischen dunklen Fichtenwäldern, steilen himmelanstrebenden Felsen, über krystallklare Gebirgsbäche hinweg schlängelt sich die Eisenbahn; hier über Schluchten hinwegsetzend, hie und da einen Berg hinanklimmend, an dessen Abhang die Dörfer und Städte unten im Thale so erscheinen, als hätten spielende Kinderhändchen Miniaturhäuser in einzelnen Gruppen aufgestellt.

Man glaubt, aus diesem Berglabyrinth werde man sich

niemals herauswinden können. Zerstreut liegende Dörfer, frische grüne Wiesen, Berglehnen, mit rothbeerigen Hollundersträuchen besäet, wechseln mit Wald-Partien ab, bei jeder Biegung dem Auge ein neues Panorama erschließend; hier gestatten sie die Aussicht auf eine weite Fläche, in der die aus wogenden Getreidefeldern hervorblickenden Dörfer, Städte, Thürme, mit ihren weithin glänzenden Blechdächern, dichte laubige Oasen bilden: bald erblicken wir die launischen Schlangenwindungen eines Flusses, auf dessen Silberwellen aus Balken gezimmerte Flöße schwimmen, die von hoch oben gesehen als eben so viele kleine weiße Wasserkäfer erscheinen; — dann sehen wir wieder die Adlerhorste halb verfallener Burgen hoch am Bergesgipfel, bis uns endlich die Gebirgsgegend überwältigt, uns umschlingt, so daß wir gar keine Aussicht mehr haben, höchstens auf zwei Schritte nach rechts, und ebensoviel nach links; dann hört mit dem strahlenden Sonnenlicht auch diese Aussicht auf, da der Zug sich in irgend einen Tunnel einbohrt.

Der Abschnitt Garam-Berzencze-Kremnitz wird von der technischen Wissenschaft für eine der merkwürdigsten Eisenbahnen angesehen. Sieben große Tunnels und ein unvergleichlicher Damm machen sie so merkwürdig. Schon hat die Bahn durch zwei Tunnels sich durchgebohrt, da verlangsamt sich mit einem Male der Zug, als ob man ihm eine große Last angehängt hätte. Der Damm von Jálna ist erreicht. Die Tiefe bis zur Sohle beträgt 30 Meter; ein 100 Meter breiter Steindamm mußte da aufgeworfen werden, um das Thal abzusperren, aus welchem das Wasser mittelst unterirdischer Schachte abgeleitet werden mußte.

Wenn wir diesen Damm hinter uns haben, beginnt das Versteckenspiel von neuem. Der Zug ist fast mehr unter der Erde als am Tageslicht. Es thut dem Reisenden ordentlich wohl, hinter den Felsen wieder hervorzukommen, als käme man aus

einem Kerker an die freie Luft. Rechts bleibt die Gegend durch eine hohe, kahle Steinwand abgeschlossen, auf der andern Seite aber erschließt sich dem Beschauer der Bergkessel und in der Tiefe desselben liegt „wie der Groschen im Hute des Bettlers“ die Stadt Kremnitz.

Im Thalkessel unten, unmittelbar unter der Eisenbahn und doch durch die große Tiefe gleichsam ein Miniaturbild ihrer selbst scheinend, blinkt freundlich die berühmte Stadt mit ihrer Münze, ihren Schmelzen, Hochöfen, den vielen Mühlen auf dem Bache, welcher in raschem Laufe die Stadt durchschneidet, mit ihren Stampfen, ihren historisch denkwürdigen Kirchen, die gleich Festungen mit Mauern umringt sind. Doch kaum hat der Reisende sich einige Minuten an dem herrlichen Anblick geweidet, verschwindet die Stadt plötzlich wieder, um bei einer neuen Krümmung von einer andern Seite von neuem aufzutauchen. So verschwindet sie dreimal und erscheint dreimal wieder. Die Eisenbahn läuft in Hufeisenform um die Bergkette, welche die Stadt umgibt; sie verliert sich bald in einem Winkel, bald in einem Tunnel und kehrt immer wieder zu dem schönen Schauspiel zurück, als ob sie sich nur schwer von demselben trennen könnte.

Immer höher klimmt die Bahn. Excelsior! ist die Losung, bis zur Station Jánoshegy (Johannisberg), welche 800 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Von da ab fahren wir stundenlang in einem engen, wildromantischen Thale, an glitzernder Bäche Rand, zwischen hohen Bergen. Endlich bei einer Schwenkung beginnt der Horizont sich vor uns zu erweitern. Rechts und links bricht das Gebirge neben uns ab, und tritt immer mehr zurück, bis wir uns auf einer breiten, weiten Ebene finden, welche weit hinaus bis zu dem den Horizont abschließenden Gebirge die Aussicht gestatten. Sind es auch Berge, oder sind's Wolken?

Beim Glanze der untergehenden Sonne nehmen die Kon-

turen des Horizonts immer schärfer hervortretende, immer massigere Formen an. Wir überzeugen uns, daß es wirklich ein Gebirge sei, was wir für Wolken zu halten geneigt waren. Rechts in der Ferne ist Ungarns höchster Gebirgsforst, auch ein Schauplatz der berühmten Jagden des Königs Matthias, der Königsberg, mit seinen ungeheuren Vorsprüngen und seinen rauschenden Wäldern. Weit, weit nach links sehen wir aus der Mitte der übrigen eine wundersame Bergkuppe hervorragen, einen eigenthümlich geformten Berg, welcher sowohl durch seine Größe, wie durch seine Form die Genossen zu beherrschen scheint. Er scheint sich bücken zu wollen, als schämte er sich seiner Größe. Es ist der Krivan (der Krumme), die westliche Vormauer der Central-Karpathen. Die Berggruppe selbst verschwimmt mit den Wolken, und es scheint, als sei der Krivan der höchste in der ganzen Gruppe.

Allein das Panorama ändert sich immerfort, sowie wir in der Ebene vorwärts kommen; es macht den Eindruck, als ob die Bergmasse vor uns sich um ihre Axe drehen würde, stets neue Bilder zeigend.

„Poprád-Felka!" ruft der Kondukteur, und wir steigen aus dem Waggon. Wir haben die hohe Tátra vor uns, sie steht stolz, unbeweglich, in majestätischer Ruhe da, und sieht mit ihren riesigen Dimensionen wie ein „Ausstellungs-Objekt" aus, welches man besichtigt und welches weiß, daß es die Bewunderung verdient.

Ich habe es stets beklagt, daß Jókai es noch nicht versucht hat, die Karpathen getreu zu beschreiben. Seine leuchtende Seele müßte ein getreuer Spiegel derselben sein. Auf seiner Palette finden sich auch die Farben, um die vielen Variationen des Farbenreichthums wiederzugeben. Etwas hinzufügen könnte vielleicht selbst seine glänzende Phantasie nicht.

Ernst Lindtner, der Dichter der im Zipser deutschen

Dialekt gehaltenen lieblichen Lieder, hat eine der lieblichsten Karpathensagen — die Sage vom „Karfunkelstein“ — in sechs verschiedenen Formen aufgearbeitet. Im Nachstehenden geben wir die kürzeste Bearbeitung, welche uns zugleich den Dialekt des Zipservolkes am besten vorführt:

Schäin Schäifèrsmaiduschchen, ich kümm dich fraain;
Soog, wöllst main liibes Waaibchen saain?
„Wos wolld ich's nëch saain, du main Jëëgèrsmann schäin?
Nar schaff mèr zur Hand èn Karfonnklstäin!“
Èn Karfonnklstäin, dën schwaww ich en Stüürem,
Ich schiß dèr nèn roopèr van Fèlsentüürem!
And du fënnklijer Stain of dèr fèllsèrnèn Hëchch,
Main Bäügens Gewalt widèrstäist dü jä nëchch!

Sißt, Libbstchen, main schäinès, ën Lëfften èn Stain?
Wi ä flättèrndich Stëërenchen fênnkelndich schäin!
„Ach Jëëgèr, ach Jëëgèr, itzt sürrt èr ëns Säi!
Däü lokkt nèn, däu fänngt nèn mët Lachchen di Fäi!“
Halt, Fäichen, itzt sprëung ich, itzt stäi ich vor diir,
Meinè Oorem sain stork and itzt schläü dich mët miir.
„Main Libbstèr, main Libbstèr, di poßt dich! o wäi,
Itzt ziit sè dich roopèr of äinich ëns Säi!“

Die Eishöhle von Dobsina.

Von den beiden Bädern Schmecks (Tátrafüred), Alt-Schmecks und Neu-Schmecks, welche am südlichen Abhang der mittleren Tátragruppe, aus rauschenden Fichtenwäldern hervorlächeln mit ihren im Schweizerstyl erbauten Villen und von dem unten in der Zipser Ebene liegenden Poprader Parke ziehen zumeist die Touristen-Karavanen nach dem Tátragebirge aus, einmal um einen hohen Berg zu besteigen, ein andermal blos zur Besichtigung der romantischen Thäler, Teiche und Gebirgsseen, ja, wenn die Saison gekommen ist, auch zu Gemsenjagden. Man macht bei solchen Gelegenheiten Ausflüge

in die benachbarten Bäder, nach Lucsiona, Koritnycza, Lubló an der galizischen Grenze, wobei man durch Käsmark kommt, mit seiner noch immer gut erhaltenen Thököli-Burg, durch die Magura nach Galizien hinüber, wohl mit einem Abstecher in die Berge, zum Fischteich, zur Alabasterhöhle u. s. w.

Einer der beliebtesten Ausflüge aber gilt der ersten vor nicht langer Zeit entdeckten Eishöhle von Dobsina.

Die Stadt Dobsina liegt in einem Kessel, dessen Berglehnen voll von Schlackenaufwürfen sind, welche an die Montanwerke erinnern. Dobsina hat schon seit uralter Zeit Bergbau getrieben. Seine Eisenhämmer existirten schon in alter Zeit. Zur Zeit der Freiheitskämpfe Rakóczys und Thökölys besaß es auch eine berühmte Waffenfabrik und Stahlerzeugungs-Werkstätte. Allein seine Bergwerks-Industrie beschränkte sich nicht auf das Eisen. Dr. Aurel Kiß erwähnt in den Dobsinaer Bergen nicht weniger als 29 Sorten werthvoller Mineralien, denen Cotha noch vier anfügt; unter diesen ist das werthvollste das Kobalterz, von welchem jährlich 8000 Centner gewonnen werden. Die besten Käufer desselben sind die sächsischen und besonders die englischen Fabrikanten, welche aus dem hier gewonnenen Material die um theueres Geld verkauften Chinasilber-Gegenstände anfertigen. Die Stadt Dobsina hat alles daran gesetzt, um das Geheimniß der ähnlichen Bearbeitung des werthvollen Stoffes zu erwerben; allein es gelang ihr bisher nicht, dasselbe um Geld zu kaufen, noch auch mit Experimenten zu entdecken, oder durch List abzulauschen.

Das Thal van Sztraczena, das von Dobsina her zur berühmten Dobsinaer Eishöhle führt, ist einer der an wildromantischen, malerischen Schönheiten reichsten Punkte Ungarns. Die forellenreiche Göllnitz fließt mit hellem, fröhlichem Geplätscher durch das Thal und reicht bis an den wohlgepflegten, glatten Weg, als ob es diesen verdrängen wollte.

Rechts und links erheben sich steile Felswände, die bald

zurücktreten und zuckerförmige hohe Einzelfelsen im Thale stehen lassen, deren Gipfel eine einsame Fichte krönt, bald wieder so eng zusammenrücken, daß Bach und Fahrweg nur über einander liegend — mittelst Brücke — hindurchzukommen vermögen. In das Thal selbst bildet ein natürliches, gewölbtes Felsenthor den Eingang, welches nach der Volkssage durch Zwerge und Berggeister in den tauben Felsen gegraben wurde.

Der lange Felsenkorridor weitet sich an seinem nördlichen Ende aus und wir gelangen zum „Éleskö“ (Scharfberg), einem mit Fichtengehölz bedeckten Felsen.

Am Rücken des fichtenbedeckten „Éleskö“, ungefähr in der Mitte des Berges, erblicken wir eine kleine Hütte, vor welcher zur Sommerszeit eine nebelartige dichte Wolke zu schweben scheint. Dies ist der kalte, feuchte Hauch der unterirdischen Welt. Wir befinden uns vor einer der merkwürdigsten Naturwunder unseres Landes, vor der berühmten Eishöhle von Dobsina, deren Oeffnung unter einem überhangenden Felssturz uns entgegen gähnt.

Dem Bergvolke von Dobsina war diese verborgene Oeffnung längst bekannt. Denn am Grunde dieser Schlucht gab es selbst in der heißesten Sommerzeit ewigen Schnee und der aus der Oeffnung hervorbrechende eisige Dunst bildet hier eine beständige Eisschicht. Zu Heilzwecken, dann zur Erfrischung bei Ausflügen holte man sich von hier das Eis. Wohin aber die Mündung führt und was sich dort unten bergen möge, — davon hatte man keine Vorstellung, denn in den furchtbar steilen Abgrund einzudringen, der bei der Mündung beginnt: das wagte selbst der kühnste Bergmann nicht.

Im Sommer des Jahres 1870 besuchte der Montan-Ingenieur Eugen Ruffini mit zwei Genossen diesen Ort. Er schoß eine Flinte in die Tiefe ab und als er einen langgedehnten, dumpfen Wiederhall zur Antwort erhielt, da erfaßte ihn eine unwiderstehliche Neugierde, in diese unbekannte Tiefe

hinabzusteigen. Ruffini befestigte einen starken Strick um seinen Leib und stieg mittelst einer Leiter, mit Spitzhacke, Berglaterne und anderem Geräth ausgerüstet, in die feuchte kalte, finstere, unbekannte Welt hinab. Als er sichern Boden unter seinen Füßen fühlte, folgten ihm auch seine beide Genossen.

Die kühnen Forscher befanden sich unten in einer geräumigen Höhle. Der Boden, auf dem sie standen, war glatt und schlüpfrig und sie sahen mit Ueberraschung, daß sie auf einer dicken Eisschichte standen, welche gleich einem Spiegel ihre Gestalten zurückwarf. Noch größer war ihr Erstaunen, als sie, umherblickend, die sie umgebende Zauberwelt sahen.

Es war ein weiter, gewölbter Saal, der sie da unten aufgenommen. Alabasterweiße, krystallreine Eisformationen trieben bei dem flackernden Lichte der Fackeln in dieser plötzlich erleuchteten Nacht ein immer wechselndes feenhaftes Spiel von magischem Zauber.

Gleich im Vordergrunde fiel ihnen eine Eissäule von der Reinheit des Glases in die Augen, die von einem Eishügel sich erhebend bis an die hohe Decke hinanreichte. Unter ihren Füßen erstreckte sich der glatte Eisspiegel nach allen Seiten, weit bis zu dem Punkte, wo das Felsengewölbe sich herniedersenkt. Aus diesem Estrich von Eis erhoben sich weiterhin noch zwei, im Halbdunkel bläulich schimmernde Eissäulen, als wollten sie das Felsengewölbe der Höhle tragen helfen, dessen Wände stellenweise von den funkelnden Formationen unbeschreiblich herrlicher Eiskrystalle strahlen, zu feenhaften Gruppen, Arabesken vereinigt und bei dem Lichte der Fackeln in allen Farben des Edelgesteins schillernd.

Die Eishöhle von Dobsina ist nicht wie die Höhle von Aggtelek durch den Rauch der Fackeln und Kienspähne verunstaltet worden; die Besucher nehmen Kerzen mit und an den interessanteren Punkten findet man Magnesium-Beleuchtung. Darum haben denn auch die Eisbildungen ihre ursprüngliche

Reinheit und Form behalten. Auch die außerordentlich zarten Krystallbildungen der Wände sind intakt geblieben; der Besucher wagt es kaum, diesen spinngewebeartigen Gebilden mit der Kerze zu nahen, aus Furcht, daß vielleicht der Hauch diese Filigranwunder der Natur zerstören könnte.

Aus der Vorhalle führen heute schon in das Eis gehauene Stufen in den Eissaal, dessen glatten Estrich wir getrost betreten dürfen, ohne Furcht, daß derselbe einbrechen könnte. An so manchem heißen Sommertage schon hat dieser glatte Spiegel fröhliche Schlittschuhläufer gesehen. Die Eisschichte ist dicker als wir uns zu denken wagen, und wenn wir hie und da ein Krachen unter unsern Füßen vernehmen, so rührt dies nur von den mit lautem Geklirr herabfallenden und dann zerbröckelnden Eiszapfen und Krystallen her.

In dem schimmernden, gleichsam mit einem Spiegel gedielten und an den Wänden mit Diamanten voll behängtem Saale üben die das Licht reflektirenden drei Eissäulen eine fabelhafte Wirkung, die noch frappanter wird, wenn wir uns überzeugen, daß sie hohl sind und bei der leisesten Berührung einen hellen Klang geben. Das Eis, aus welchem sie gebildet, ist stellenweise ganz durchsichtig, während es dort, wo Eisblasen darin gestockt sind, alabasterweiß ist. Die Außenseite dieser Säulen ist mit einer ungeheuren Menge von Eisverzierungen bedeckt; man sieht da Fäden, Seile, Bänder, bald neben einander laufend, bald verschlungen; Schnüre mit perlenartigen großen Körnern, welche nicht selten fächerartig an einander gereiht sind; zwischen den Eis-Guirlanden sehen wir Baumlaub, moosartige Formationen, feine Fäden, die in der Form von Sicheln oder Vogelköpfen auslaufen, und bei jeder Wendung im Schimmer des Lichtes immer neue, immer phantastischere Gruppirungen zeigen.

In den unterirdischen Gängen weiter schreitend, deren Wände bald funkelnde Sterne, bald wieder Laubwerk, herab-

wallende Spitzenvorhänge, Wasserfälle, gefrorne Bächlein zeigen, gelangen wir endlich in die andere Abzweigung, in den sogenannten Ruffiny-Korridor, der dem vorigen völlig gleicht, nur daß die ungeheure Eiswand hier mit blendenden Krystallen bedeckt ist. Hinreißend schön ist hier die Laube, die, auf einem Eishügel stehend, aus dünnen Wasserfäden gewebt, sich an die große Eiswand lehnt. In das Eis gehauene Stufen führen in die Laube; das Innere ist voll mit den herrlichsten, im Regenbogenlichte der Strahlenbrechung funkelnden Eiskrystallen. Von innen beleuchtet bietet die Laube einen Anblick, wie er nur in die Zauberträume paßt.

Die Tropfsteinhöhle von Aggtelek.

Von Dobsina abwärts, durch die Etablissements der oberungarischen Eisenindustrie, schlängelt sich das Thal, mit dem Tajóbache in der Mitte. Wir kommen an Eisenhochöfen und ärmlichen slovakischen Dörfern vorbei und halten in Rosenau Rast, von wo ein an wechselnden Landschaften reiches Thal nach dem Tornaer Komitate führt. Dabei lassen wir eine seltene Merkwürdigkeit zurück: eine vollständig erhaltene alte Burg, die selbst in ihrer inneren Einrichtung ihren antiken Charakter bewahrt hat, die Waffensäle, die alten Möbel, die Bildergalerie der Ahnen, die alte Kapelle mit den Grüften. Sie ist gleichsam ein vollständiges Muster der Burg eines ungarischen Oligarchen im Mittelalter. Es ist die Burg Krasznahorka, noch interessanter dadurch, daß sie das Stammnest des gräflichen Geschlechtes derer von Andrássy ist.

Südlich vom Rosenauer Thalkessel zieht sich ein anderes Thal dahin, das so schmal ist, daß Petöfi darüber sagte: Wenn man es mit geschmolzenem Blei vollgösse, so müßte man einen riesigen Knüttel gewinnen. Dieses Thal endigt

bei Pelsöcz; von hier führt der Weg zu einer anderen weltberühmten Sehenswürdigkeit des Komitates: zur Höhle von Aggtelek.

Die „Baradla“, wie sie hier genannt wird, ist die größte und schönste Tropfsteinhöhle der alten Welt. Die Gesammtlänge ihrer bisher erforschten Abzweigungen beträgt 4 200 Klafter. Nur die Mammuthöhle im Staate Kentucky ist um ein Geringes länger, doch lange nicht so schön und reich an Abwechselung.

Auf dem Hochplateau zwischen den Komitaten Gomör und Torna, am Abhang einer mit Felsenstücken bedeckten Anhöhe, führt neben einer 150 Fuß hohen Felsenwand ein Fußpfad in eine finstere Felsenspalte. Das ist die Mündung der weltberühmten Höhle; der Pfad führt noch unter der Erde ein Stück weit fast senkrecht hinab. Eine feuchte Luft umgibt uns, welche die rothen Flammen der Fackeln wie mit einer verschleierten Lampenkugel umhüllt, während sie ihren dichten Rauch an die nasse Felsenwand klebt. Mit einem geheimen Grauen steigen wir in die dunkle Tiefe hinab, von welcher wir gehört haben, daß die Bevölkerung der Umgegend sie in der Türken- und Tartarenzeit als Asyl aufgesucht hat; aber viele Leute fanden hier ihr Grab, da sie sich in den labyrintischen Gängen der Unterwelt verirrten.

Plötzlich weitet sich der enge Gang aus, der Abhang hat ein Ende und wir können auf einer flachen Ebene weiterschreiten; wir finden uns in der Vorhalle der Unterwelt, die uns die Wunder, die unserer harren, bereits ahnen läßt. Die Führer zerstreuen sich mit ihrem Gefolge und leuchten uns in eine dunkle Seitenhöhle. Das ist das „Beinhaus“, hier wurden nämlich menschliche Gebeine und Küchenabfälle massenhaft gefunden. In der Höhle bricht ein Bach hervor, der Acheron. Diesseits desselben befanden wir uns noch auf der Erde; jenseits desselben beginnt bereits der Tartarus. Charon hilf!

Wir überschreiten den Grenzfluß der Unterwelt und stehen

einer ungeheueren Felsenwand gegenüber, die mit heute bereits unlesbaren Inschriften bedeckt ist. Das ist die „Steintafel des Landes", welche die wunderbaren Gestaltungen abschließt, die diese Höhle weltberühmt gemacht haben.

— „Mosis Altar!" ertönt die Stimme des Führers, der eine Tropfsteinbildung beleuchtet, welche sich als ein Haufe übereinander geworfener Palmenkronen darstellt mit herabhängenden Quasten, mit Schnallen, deren reguläre Form und Arrangement so überraschend, als wären sie von Menschenhand hergestellt worden. Wie mochte dieses Prachtwerk noch vor sechszig Jahren ausgesehen haben, als es der Rauch der Pechfackeln noch nicht geschwärzt hatte und es mit seiner leuchtenden Weiße das Auge blendete! Und der „Spitzenschleier", der mit seinen feinen Stickereien die Wand herabwallt! Heute sind sie bereits schwarz und rußig, an vielen Stellen auch beschädigt, denn die pietätvolle Hand der Besucher hat sich hier erbarmungslos „Andenken" abgebrochen. Die „große Kirchen-" Höhle ist auch ganz rußig, als wäre sie gar keine Kirche, sondern eine Schmiedewerkstätte, der „große Altar" in der Mitte aber ein Amboß, der „Orgelbläser" ein Blasebalg, die „Kanzel" ein Kamin. Sie sind aber auch in ihrer Schwärze herrliche Gestaltungen, welche bei der Fackelbeleuchtung ebenso wie die „Tiara des Papstes", die „Säule der Dreifaltigkeit" und der „dreifache Thurm" mit geringer Phantasie als das erkannt werden können, als was ihr Name sie bezeichnet.

Der rothe Fackelschein steht im Kampfe mit der dichten Finsterniß und die phantastischen Gruppen mit der dunklen, unbekannten Welt, die sie umgibt, sind von mächtig aufregendem Eindruck auf die Besucher.

* * *

Es giebt eine Sage unter den Südslaven, welche also lautet: Als der Engel des Herrn die Erde umkreiste, um auf

derselben die Felsen und Berge zu vertheilen, da riß einmal der Sack und Dalmatien sowie die angrenzenden Länder haben deswegen so viele Felsen und Berge, weil dieselben aus dem Sacke in diese Länder herniederfielen.

Wenn auch die Naturwunder aus einem solchen Sack vertheilt wurden, dann scheint derselbe hier, im Nordosten des Gömörer Komitates durchgerissen zu sein. Auf einem Raum, welchen man auf einer gewöhnlichen Landkarte mit der Fingerspitze verdecken kann, giebt es hier so viele Merkwürdigkeiten, daß ein Theil sich unter der Erde verbergen mußte, als ob sie nicht sämmtlich auf der Erdoberfläche Platz fänden. Hier findet sich „das klingende Loch" (Csengö lyuk), eine tiefe Höhle, die, wenn man einen Hut hineinwirft, diesen nach einer gewissen Zeit wieder herausweht. Wirft man einen Stein hinein, so schallt ein langgedehnter Glockenton zurück. Hier findet sich „die Pferdekopf-Quelle" (Lófö-Forrás), die ihr Wasser bis zur Höhe einer Klafter emporwirft wie die Geyser, und dann wieder versiegt, wenn der im Innern des Erdreichs verborgene Drache sich quer über die Quelle lagert. Hier findet sich ferner die Eishöhle von Szilicze, die schon längst bekannt ist, obgleich man nur bis zur Mündung vordringen kann; darüber hinaus gähnt ein bodenloser, senkrechter Schlund, in welchen man sich nicht hinablassen kann, weil kein Strick, keine Leiter so lang ist, um bis auf den Grund hinabzureichen. Uebrigens fließt unten ein Bach, dessen Plätschern man herauf hört. Als man vor mehreren Jahren ein Paar Enten in die Tiefe warf, kamen sie bei Gombasfög, wo die Quelle am Fuße des Berges in einer reichen Wassermenge hervorbricht, mit fröhlichem Geschnatter wieder zum Vorschein, als wollten sie Gottes freie Luft begrüßen.

Hier in der Nähe, wenngleich schon im kleinen Komitate Torna* gelegen, findet sich auch das unter den Natur-Merk-

* Seither mit dem Comitate Abauj vereinigt.

würdigkeiten so sehr hervorragende Thal von Szilicze, das nur in der Tordaer-Schlucht in Siebenbürgen seines Gleichen hat. Hier wie dort ein entzwei geborstener Bergrücken mit hohen steilen Felswänden zu beiden Seiten, zwischen welchen der krystallklare Bach kaum Platz findet und welche auch vom Himmel oben nur ein schmales Band sehen lassen wie einen zweiten Bach. Mitunter zuckerhutförmige Felsriesen, dann wieder zwei parallele Furchen, die sich von unten bis hinauf die Felswand entlang ziehen, — die Räderspur des Gespanns des Teufels. In einer Felsspalte wächst wild der spezifisch ungarische Baum — Taxus barcata — mit seinen rundspitzenförmigen rothen Beeren, seinem fichtenartigen Laub und seinem Holze, das so schwer ist, daß das Volk einen Stab von seinem Holze einen „Eisenstab" nennt. Das schmale Thal zeigt in seiner anderthalbstündigen Länge eine Fülle von herrlichen Partien, die jeden Maler entzücken müssen; der Felsspalt-Charakter des Thales drückt sich heute noch so scharf aus, daß die beiden Felswände, wenn ein Riese mit seinen beiden Händen sie zusammenschieben würde, genau in einander passen würden und der Berg sich so schön schließen würde wie ein Buch: es würde vielleicht keine Spur davon zurückbleiben, daß hier einst ein Felsspalt gewesen.

Altersgraue Burgruinen auf den Bergeshöhen — darunter die der Venus von Murány, deren Liebe zu Wesselénye den größten ungarischen Dichtern, Petöfi und Arany, ein dankbares Thema lieferte —, klappernde Mühlen längs der Bäche und Flüsse; hinter grünem Laub, blumigen Auen, vollen Aehrenfeldern hervorblinkende Dörfer, wo die Volksromanze und das Volkslied wild gedeihen; weiter unten, bei Putnok, wo Eduard Tóth geboren, der auch dem Auslande schon bekannte gemüthvolle, orginelle Volksdichter, die Ausläufer der Hegyalja, wo der feurige Tokajer wächst: sie alle finden sich hier in einem Winkel und, gleichsam um ein vollständiges Miniaturbild von

Ungarn zu bieten, verflachen sich hier die Hügel des Sajóthales allmählich und verschmelzen sich mit unendlichen Ebenen, wo die Fata morgana schwebt, in die Ebene, deren Saum nur im Westen und Norden sichtbar ist; dort ist's die himmelanstrebende Mátra, hier der einem ausgebrannten Vulkan gleichende, kegelförmige Tokajer Berg....

Von den Hängen beider Berge nimmt alljährlich je eine Strömung ihren Weg um die Welt; sie verbreiten weit über das Weltmeer den Ruhm ihres ungarischen Ursprungs und werden überall als gute Bekannte begrüßt: von dort der „Türkenblut" benannte Erlauer Rothwein, von hier der goldig schimmernde „Tokajer Ausbruch....

Die Landwirthschaft Ungarns.

Von Professor Dr. Eugen von Rodiczky.

Wenn der Ungar früherer Zeiten voll Selbstbehagen an dem geflügelten Worte hing: „Extra Hungariam non est vita (außerhalb Ungarns ist kein Leben), so trifft ein Theil der Schuld wohl auch jene fremdländischen Autoren, welche den Reichthum des Landes als geradezu fabelhaft schilderten. In dieser Hinsicht that sich mit poetischer Ueberschwenglichkeit besonders der gelehrte Italiener Bonfini hervor, doch auch Aeneas Sylvius sagt: „Die Natur hat das Land mit ihren Gaben in hervorragendem Maße bedacht, mit allem Guten bereichert und überschüttet.“ (Epist. Cap. XXXVII.)

Michael Neander nennt Ungarn in seiner „Descriptione Orbis terrarum“ ein höchst gesegnetes Land (terra benedictissima), das bei äußerst mangelhafter Cultur — höchstens zweimaligem Pflügen — und trotzdem man vom Düngen nichts wisse (Olàh, Hungaria § 1), solche Erntemengen hervorbringt, die für den Unterhalt zweier Länder genügend wären. (Cuspinianus: Oratio ad Principes, 136.) Und wahrlich, besonders im „Alföld“, das man mit Vorliebe als die Wiege

des Magyarenthums bezeichnet, das oft als das ungarische Kanaan, die Kornkammer der Monarchie bezeichnet wurde, hat die Natur in Bezug auf Alluvionen Großartigeres geleistet, als selbst im Schwemmlande Egyptens.

Man fand im sogenannten Banate 1786 gelegentlich einer Brunnengrabung noch in einer Tiefe von 80 Metern einen eichenen Balken, in Debreczin bei einer Brunnengrabung in der Peterfiagasse bei 95 Metern noch angeschwemmtes Erdreich und erreichte auch in Großwardein bei Grabungen noch in von 160 Meter Tiefe kein Springwasser.

Das Tiefland, etwa 1700 □Meilen umfassend, ruht größtentheils auf unter dem heutigen Meeresniveau eingesenkenem Tertiär und ist es besonders der Löß des Obergrundes, welcher es zum Kanaan gemacht hat.

Um jene Schätze, welche sich in Ungarns Boden befinden, zu heben, war man schon seit den ältesten Zeiten bestrebt, die „Wünschelruthe" einer dichten Bevölkerung zu erlangen. Die Populationistik ist in Ungarn schon so alt, wie das Sanct Stephansreich selbst. Es ist ja zur Genüge bekannt, in welchem Maße die Arpáden-Könige die Einwanderung begünstigten. Sie verliehen den Einwanderern eine sehr weitgehende Autonomie und wie wenig man auch in späteren Zeiten an dem Ererbten rüttelte, dafür spricht am besten der Umstand, daß sich Sitte, Lebensart, Gebräuche der Eingewanderten bis auf unsere Tage erhielten.

Nach der Vertreibung der Türken lagen die blühendsten Gauen entvölkert und verödet da. Die Gesammtbevölkerung des Landes betrug nicht viel mehr denn 5 Millionen Seelen! Da war es denn nur natürlich, daß schon unter Joseph I. und besonders unter Carl III. und seiner großen Tochter Maria Theresia die Colonisation große Dimensionen annahm. Ein Drittheil der Banater Ansiedlungen verdankt seine Entstehung der Initiative dieser beiden Regenten. Es darf somit nicht

Wunder nehmen, daß auch Joseph II., der unter dem Einfluß der Maximen des österreichischen Volkswirthes v. Sonnenfels stand, von der Grundansicht ausging, daß die Macht des Staates und der Wohlstand des Volkes nach der Anzahl der Staatsangehörigen zu bemessen sei. Daraus ergaben sich naturgemäß seine Verordnungen bezüglich der Dismembration der Domainen (20. Mai 1785), der Zerstückelung großer Bauerngüter (20. Mai 1785, 6. Juni 1786, 16. August 1787), eine munificente Unterstützung der Einwanderung. Im sogenannten Banate ließ Joseph II. in den Jahren 1786 und 1787 allein 33 neue Ortschaften mit großem Kostenaufwand schaffen.

Doch auch in diesem Jahrhundert begegnen wir neueren Einwanderungen, wenn auch leider nicht in dem Maße, wie dies in vieler Hinsicht wünschenswerth wäre. Der Staatssäckel war in Folge der kriegerischen Ereignisse, hervorgerufen durch die große französische Revolution, derart erschöpft, daß an eine Colonisirung von Staatswegen geraume Zeit nicht gedacht wurde. Doch erging noch 1802 und 1803 an die Domainen die Aufforderung, fremde Ackerbauer aus der Schweiz und Deutschland aufzunehmen, welche neben den Begünstigungen früherer Zeiten nach Ansiedlung auf öden Gründen und eine 10jährige Steuerfreiheit zugesagt wurde.

Einen gänzlichen Stillstand hat das Colonisationswerk auch in der neuesten Zeit nicht erfahren. Eine Kaiserliche Verordnung vom 23. November 1858 hat Neuansiedlungen, gleichviel ob durch die heimische Bevölkerung oder Einwanderer gegründet, große Begünstigungen zugestanden und auf den Staatsdomainen soll nunmehr die Ansiedlung in eine neue Phase treten.

Daß solche Ansiedlungen, wenn sie selbst aus den verschiedensten Elementen zusammen gewürfelt wurden, in Ungarn prosperiren, dafür spricht das Beispiel der 1860 gegründeten

Niederlassung Jász-Kerekegyháza, welche aus Ungarn der benachbarten Gemeinden, Deutschen aus Berczel und Becsés, Slaven aus Mähren, Schlesien, Árva und Trentschin besteht und nicht nur den Wein- uud Obstbau mit viel Geschick aufgegriffen hat, sondern sich sogar Aufforstungen angelegen sein läßt, ein Beginnen, das gewöhnlich nicht die stärkste Seite der ungarländischen Landwirthe ist.

Fritz Robert hat neuerlich in seiner höchst beachtenswerthen Schrift*, die modernen Einwanderungsgebiete nach eigener Anschauung charakterisirt, und kam dabei zum Schlusse, daß sich gegenüber den Vereinigten Staaten Nordamerikas, der argentinischen Republik, den australischen Colonien und Brasilien — Ungarn als Einwanderungsgebiet viel besser eignen würde; das man jedoch seines Erachtens deshalb nicht in's Auge faßt, „weil es gefahrlos und ohne große Kosten erreicht werden kann und weil ihm jener märchenhafte Nimbus fehlt, mit dem der Europäer so gerne die überseeischen Länder ausstattet!" Und wir können hinzufügen, „weil das moderne Ungarn dem europäischen Westen noch heute mehr eine terra incognita" ist, als viele Theile Afrikas.

Ungarn, das bei einem Flächeninhalt von 3,224,016 qkm nach der Volkszählung vom Jahre 1880 eine Bevölkerung von 15,642,002 Seelen hat**, verträgt nicht nur eine lebhafte Einwanderung, sondern sie ist für das Land, daß pro qkm 48,3 Seelen zählt (Belgien zählt auf derselben Fläche 188, Großbritannien 112, das deutsche Reich 84 Seelen), sogar

* Zur Auswanderungsfrage. Wien, 1879.

** Nach der Größe des Areals nimmt die österreich-ungarische Monarchie unter den europäischen Staaten den zweiten Rang ein (624 254 qkm), nach der Größe der Bevölkerung den dritten (27 839 427 Seelen), nach der Dichtigkeit den achten (61 Einwohner auf 1 qkm). Die relative Bevölkerung der Länder der Sanct Stephanskrone beträgt 48,3 Einwohner pro qkm.

eine Bedingung der weiteren Entwicklung. Außer dem Capital, um seine Naturprodukte in Fabrikartikel umwandeln zu können, bedarf es der strebsamen arbeitenden Mittelklasse, um Gewerbe und Kleinhandel zu kräftigerem Aufschwung zu bringen, schließlich einer billigen, gewöhnlichen Arbeitskraft, um das Fortschreiten der Großindustrie zu ermöglichen.

Angesichts dieser Thatsachen mag es nicht nur befremdend, sondern sogar verhängnißvoll erscheinen, daß Ungarn in den letzten Jahren ein wachsendes Contingent zu den Europamüden liefert.

Sociale Gebrechen, erdrückende Lasten u. s. f. sind es wohl nicht allein, welche man zur Erklärung dieser befremdenden Erscheinung anführen darf .... Partielle Völkerwanderungen waren hier zu Lande stets vorhanden. Der Slovake führte der Sage nach seinen Sohn auf irgend einen hohen Berg und zeigte ihm das Wunderland zu seinen Füßen: „Vigyis Magyarország!" „Siehe Ungarn, wo auf den Zäunen Würste wachsen . . ." und der Slovake zog getreulich Jahr aus Jahr ein in die Ebene, um sich daselbst den Unterhalt für den Winter zu suchen. Aehnlich war es mit den Ardeleanus, welche als Schnitter in das Tiefland zogen, und wenn der Székter aus seinen Bergthälern in die Moldau und Walachei zog, so war das für ihn nur eine Handelsreise, von welcher er, wie der Slovak aus Deutschland oder Rußland getreulich wieder heimkehrte, denn unbewußt war ihm der Spruch des Dichters: „An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an, das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!" tief in's Herz geschrieben. Das sollte anders werden. Die Sehnsucht nach der „unbekannten Ferne" übt nunmehr auch auf die Gemüther bettelarmer Slovaken Oberungarns, wie auch auf die hier im behäbigen Wohlstand lebenden Deutschen des Wieselburger Komitates ihren magischen Zauber aus und man vergißt bei den Lockungen der Ferne das leidlich Gute in der Nähe. Die

Bewegung hat auf die Gemüther in ganz Europa einen solchen Einfluß gewonnen, daß alle Aufklärungen, Richtigstellung der thatsächlichen Verhältnisse nichts zu fruchten scheinen. An den Staatenlenker liegt es, dafür zu sorgen, daß uns Amerika nicht weiter mit Waffen bekämpfe, welche wir ihm selbst ohne Rückhalt liefern.

Außer dem Mangel einer arbeitsamen Bevölkerung kommt noch ein anderer Faktor in Betracht, der es verhinderte, daß sich an den Ufern der Donau und Theiß jener civilisatorische Aufschwung vollziehe, für welchen der Bodenreichthum eine solch günstige Bedingung darbietet. Es ist dies das excessive continentale Klima, das einem hämischen Naturgeist gleich, so oft die Hebung des Schatzes der an Grund und Boden gebundenen Naturkräfte hindert und indem es heute mit vollen Händen seine ungezählten Gaben hinstreut, morgen sich als karge Stiefmutter zeigt. Die fetten und mageren Jahre wechseln hier zu Lande eben nur zu häufig und hinderten die Bevölkerung immer wieder, die Güter in dem Maße aufzuspeichern, um den deprimirenden Einfluß eines launenhaften Klimas zu begegnen.

Es dürfte kaum ein Land in Europa geben, wo Urbarmachungen und Meliorationen solche Aussicht auf hohe Verzinsung des verwendeten Kapitals böten, wie in Ungarn. Leider jedoch sind die Leistungen auf dem Gebiete der Kanalisation, Bewässerung und Entwässerung, Aufforstung 2c. erst in der neuesten Zeit aus dem Stadium der akademischen Discussion in das der lebendigen Praxis getreten*.

In Betreff des Klimas sind in den einzelnen Landes-

* Die Flugsandbindungen wurden bereits mit Gesetzartikel 20 vom Jahre 1807 von Staatswegen in Angriff genommen, die erste Drainage 1855 durchgeführt. Rieselwiesen begegnen wir seit den vierziger Jahren und das Institut der Culturingenieure erfreut sich rasch zunehmender Verwendung.

theilen nicht unerhebliche Unterschiede vorhanden. Die jährliche Durchschnittswärme wechselt — im 20jährigen Durchschnitt berechnet — von 5,7° C. in Arva-Váralja, bis 11,3° C. in Szegedin und Agram. Der kälteste Monat ist der Januar, mit einer Durchschnittstemperatur von — 0,5° C. in Agram, bis — 4,9° C. in Kronstadt. Als heißester Monat erscheint der Juli mit einer Durchschnittstemperatur von 16,2° C. in Arva-Váralja, bis 22,8° C. in Szegedin. Doch erreicht die Wärme, welche das flüssige Gold (aurum fluens) der Tokajer Weingelände zeitigt, nicht selten eine solche Höhe, welche jede Arbeitsenergie erdrückt, da nicht eben selten Wärmegrade von 30—40° R. constatirt werden; andererseits erreicht hinwieder die Winterkälte Dimensionen, wie man sie etwa in Sibirien verzeichnet. In Arva-Váralja wurde am 20. Dezember 1855 — 27° R. verzeichnet, in Alsó-Kubin — 29° R.

Die Temperaturunterschiede zwischen den kältesten und wärmsten Monaten betragen 16,2—21,9° R. und ist selbst die Tagestemperatur erheblichen Schwankungen ausgesetzt. Im Sommer beträgt sie im „Alföld" gemeinhein 10—12°, doch sind auch Differenzen von 20—23° verzeichnet worden. In Körösmezö zeigte 1833 an einem Januartage das Thermometer des Morgens 7 Uhr — 13°, Nachmittags 5 Uhr + 8°! Im Gefolge solcher Temperaturschwankungen zählen Früh- und Spätfröste zu jenen häufigen Calamitäten, mit welchen der ungarische Landwirth stets rechnen muß.

Das Maß der Niederschläge, mit welchem das Gedeihen der Pflanzen in innigster Beziehung steht, ist im Preßburger und Pester Becken im Allgemeinen gering, beträgt für die Culturregion Budapest und Umgebung nur 382 mm im jährlichen Durchschnitt, wobei auf den Winter nur 68, auf das Frühjahr 119 mm entfallen, während die Regenmenge für das westliche Siebenbürgen zu 668, für den östlichen Theil mit 839 mm zu beziffern ist, wobei um Kronstadt im Winter 220,

im Frühjahr 308 mm Niederschläge fallen. Dadurch sind nun im Allgemeinen die Verschiedenheiten im landwirthschaftlichen Betriebe mit bedingt und man könnte sich schließlich dabei zurecht finden, wenn das Maß der Niederschläge in einem und demselben Culturgebiete nicht so vielen Wandlungen unterworfen wäre. — Wenn nicht nach den Jahren der Dürre die Extreme allzu großer Nässe auftreten würden. Dazu kommen austrocknende Winde, im Frühjahr verheerende Stürme, häufige Ueberschwemmungen, hervorgerufen namentlich durch den Umstand, daß im Frühjahr die Temperaturerhöhung gemeinhin im Westen der Monarchie und im Norden des Landes früher eintritt, der Abfluß der aus den Bergen heranströmenden Gewässer durch das Eis im unteren Laufe der Donau behindert ist.

Man wird es billigerweise zu entschuldigen wissen, wenn Angesichts der häufig wiederkehrenden Erfahrung, daß Einer erntet, der nicht gesäet hat, während manchmal der zäheste Fleiß keine Entlohnung findet, sich beim gemeinen Manne die Ueberzeugung eingelebt hat: „Az idö a gazda“ (das Wetter ist der Wirth), daß sich bei der Bevölkerung eine Art Fatalismus eingebürgert, den nur die vorschreitende Cultur zu brechen im Stande ist. Wir können zwar lebhaft bedauern, daß der wirthschaftlichen Arbeit jene Continuität mangelt, die wir im Westen Europas bewundern, dürfen jedoch dabei nicht vergessen, daß die durch das Klima gebotene zeitweilige Ueberanstrengung eine derartige ist, daß eine Reaction naturgemäß eintreten muß. Wir können zwar nicht leugnen, daß namentlich in den Wintermonaten viel herumgelungert wird, daß die Leichtlebigkeit des Volkes der weisen Schranken bedarf, doch sind dagegen die physischen Anstrengungen ganz exorbitant, mit welcher Mann und Weib, bei der auf kurze Zeit beschränkten Frühjahrsbestellung, bei Ernte und Drusch Wochen hindurch ohne Rast und Ruhe die sich häufenden Arbeiten be-

wältigen. Wer derartige Leistungen nicht miterlebt hat, wird sie für eine Fabel halten, denn sie gehen weit über das Arbeitsmaß hinaus, das man von dem ländlichen Arbeiter etwa in Deutschland fordert.

Ohne in Extreme verfallen zu wollen, wie sie seit Bukle vielfach beliebt sind, möchten wir behaupten, daß so Manches, was man als nationale Eigenthümlichkeit des Magyaren bezeichnet, nicht etwa ererbte Stammeseigenthümlichkeit, sondern Folge der specifischen Eigenthümlichkeiten des Landes sind. Ich, der ich mit deutschen Einwanderern viel verkehrt habe, staunte oft, wie sich dieselben nur unter dem Einfluß der örtlichen Verhältnisse „magyarisirt" haben. Sprache, Tracht, Gebräuche haben keine Wandlungen erfahren, doch wie anders ist das Denken und Fühlen des Menschen geworden! Die biederen Schwaben, die Elsässer und Lothringer werden sie zwar als Stammesverwandte gleich erkennen, doch schließlich gänzlich fremde Menschen an ihnen finden. Niemand wandelt ungestraft unter Palmen. Niemand wird ein Sohn der endlosen Puszta, ohne etwas von der „Fata morgana" dieses Landstriches in seine Seele aufzunehmen, ohne seine Individualität der Beeinflussung des Klima und Bodens und der dadurch bewirkten Lebensweise auszusetzen.

Nun hat das Klima, wie schon bekannt, dem Lande oft tiefe Wunden geschlagen, deren Narben nur mählig wieder verharschten. Man hat deshalb füglich die Frage aufgeworfen: ob dem immer so war, oder nicht? Von einer Seite wird behauptet, daß sich das Klima zusehends verschlechtere und weist man als Ursachen auf die vielen Entwässerungen, Austrocknung von Seen und Sümpfen hin, in Folge deren die jetzige Wasseroberfläche nur etwa 135 □ Meilen beträgt.

Ferner wurde auch auf den ungünstigen Einfluß der Entwaldungen auf das Klima hingewiesen. Doch will es uns bedünken, ohne jenen Einfluß geradezu leugnen zu wollen, daß

die Ursachen viel weiter und tiefer liegen, daher eine Verschlechterung des Klimas in historischer Zeit kaum nachgewiesen werden kann, eine radicale Abhilfe gegen seine Schädigungen nur in der Inaugurirung eines parapotamischen, auf Bewässerung basirten Betriebes zu suchen sei.

Wir haben die Mühe nicht gescheut, in alten Chroniken Aufzeichnungen über den Witterungsstand nachzustöbern und aus dem gewonnenen reichhaltigen Materiale die Ueberzeugung geschöpft, daß es in den guten alten Zeiten in Hinsicht des excessiven Witterungsganges um kein Haar besser war, wie heutzutage. Nur in aller Kürze sei hier der Schädigungen durch die Dürre gedacht, weil sie bis auf den heutigen Tag die weitaus verderblichsten waren, da im Gefolge derselben die Viehzucht solche Schläge erfuhr, welche viel langsamer heilen, als die durch das bloße Mißrathen der Feldfrüchte hervorgerufenen Schäden.

Die größte bis in die neueste Zeit hineinreichende Calamität für die Rindviehzucht bildete jedoch die Rinderpest (so daß man das Land vielfach — freilich unrichtig — als den Herd derselben bezeichnet hatte), zum nicht geringen Schaden für die gesammte Volkswirthschaft. Noch 1881 brach die Rinderpest, wie es scheint aus Niederöstereeich eingeschleppt, in den Grenzcomitaten aus, doch hofft man ihr nach der 1882 in's Leben getretenen Grenzsperre gegen Rußland und Rumänien hin vollkommen Herr zu werden, zu großer Beruhigung auch des westlichen Europas.

Der Rindviehstand Ungarns hat leider von 1857 an eine continuirliche Abnahme erfahren, welche von 1857—1870 6,96 %, von 1870—1880 mit Hinblick auf das ungarische Steppenvieh 366 678 Stück betrug. Hingegen hat der Stand der westeuropäischen Rinderrassen um 232 424 Stück, der der Büffel um 20 590 Stück zugenommen.

Ungarns Viehzuchtverhältnisse haben so manche Wandlungen erfahren, deren Verfolgung nicht ohne Interesse ist.

Zur Zeit der Türkenherrschaft wurde nämlich selbst der frühere Ackerbauer zum Viehhirten, indem er mit seiner fahrenden Habe sich feindlichen Eingriffen leichter entziehen konnte und die unter türkischer Botmäßigkeit stehenden Gemeinden weder von Rindern, noch auch Pferden, sondern nur von Schafen, Lämmern und Schweinen einen Zehnten entrichten mußten. Für Weidevieh hatten die Heerdenbesitzer nur eine mäßige Steuer als Weidenutzung (ottak Grasgeld) zu entrichten. In Folge dessen nahm die Viehmastung derart zu, daß Ungarn nach dem Zeugniß Sigismund Herbersteins in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts 80 000—100 000 Stück Rinder exportirte.

Wie lukrativ damals die Viehhaltung sein mochte, ergeht schon daraus, daß Pußten von 5 000—10 000 Jochen um 20—25 fl. in Pacht gegeben wurden. Das Verhältniß änderte sich nicht wesentlich, nachdem Prinz Eugen Nieder-Ungarn dem Reiche zurückerobert hatte. Noch 1705 konnten 4 Köröser Insassen die Tetétlener Pußta für 52 fl. und ein Paar Stiefel pachten und die zur Ercsényer Herrschaft gehörigen Pußten Bessenyö und Szent Péteri wurden 1736 das Joch zu 1,5 Denar (Pfennige) in Pacht gegeben. Der Vieherport des Landes nahm demgemäß continuirlich zu. 1802 z. B. wurden 158 600 Stück Ochsen exportirt, während 1872 die Rindviehausfuhr nur 71 780 Stück betrug.

Nicht allein, daß Ungarn seit den 48er Jahren aus seinen alten extensiven Verhältnissen in neuere Bahnen lenkte, es kam noch der Krimkrieg dazu, welcher zu einer fieberhaften Getreideproduktion anspornte. Da wurden die früheren Fettweiden zu Ackerland umgewandelt, die Viehhaltung aber erfuhr immer größere Einschränkung. Die einst berühmten Heerden, wie die 1802 creirte berühmte Csáky'sche Zucht, die noch 1851 aus

1200 Stück bestand, sowie jene von Almásy u. A. verloren an Bedeutung und gingen ein, wobei freilich noch manche Trümmer gerettet wurden und z. B. in der Zucht der Mezöhegyeser Gestütswirthschaft neu aufblühten. Eine solche Rinderheerde (Gulya) mit ihren großgehörnten, agilen und intelligenten Thieren, den berittenen Hirten gewährt einen ganz eigenthümlichen Anblick, welcher den modernen landwirthschaftlichen Touristen mit Recht entzückt. Sehenswerth ist u. A. die Gulya der Pachtherrschaft Kapuvár im Oedenburger Comitat, die des Grafen Festetich zu Keszthely.

Das ungarische Rind ist Zugvieh par excellence. Sein günstiger Körperbau gestattet ihm eine rasche Action und hat es dabei so viel Intelligenz, daß es einzeln zum Behacken von Mais- und Rübenreihen, paarweise vor der Mähmaschine ganz außerordentliche Dienste leistet. Als Mastthier erfreut es sich großer Anerkennung. Es giebt Gourmets, welche das Fleisch des ungarischen Rindes allen übrigen Rassen vorziehen. Thatsache ist, daß es wesentlich zur Verprovisionirung Wiens beiträgt, obwohl hierher gewöhnlich nur Thiere kommen, die, nachdem sie zum Zug gedient hatten, in Spiritusfabriken fett gemästet werden. Es giebt besonders in Arad, Neupest 2c. Spiritusfabriken, welche jährlich 2 000 Stück für den Wiener Markt mästen. Die Mastochsen erreichen 10—11 Metercentner Gewicht und liefern eine gesuchte Mittelwaare.

Die Zucht von Alpenrassen hat man in Ungarn wiederholt versucht. Anfänglich waren es Mürzthaler und Berner, später Tiroler Vieh, das in besseren Wirthschaften Eingang fand. An manchen Landschlägen, z. B. in Kroatien, erkennt man den Einfluß dieser einstigen Versuche. Doch erst neuestens betreibt man die Einfuhr von einfarbigen Alpenrassen und Fleckvieh systematischer, indem man Zuchtgebiete zu schaffen bestrebt ist und sich namentlich in den südöstlichen Grenzcomitaten bemüht, Fleckvieh einzubürgern, um so dem Schmuggel

leichter begegnen zu können. Die rascheste Verbreitung haben die Algäuer gefunden, daneben sind jedoch hervorragendere Zuchten von Berner und Simenthaler Fleckvieh, von Kuhländer, Möllthaler von Mariahofer und Lavanthaler anzuführen.* Gegenüber der alten Gulyawirthschaft, wo auf die Milchproduction kein Gewicht gelegt wurde, existiren nun viele Wirthschaften, welche bei günstiger Situation in der Nähe großer Städte wie Wien, Budapest, Preßburg sich vorwiegend auf Milchproduction verlegen. Die erzherzogliche Herrschaft in Altenburg liefert dem Wiener Consum jährlich 10 Millionen Liter Milch. Andere bereiten Käse, doch ist die Gesammtproduction in diesem Artikel verschwindend gering gegenüber den aus dem Auslande importirten Käsequantitäten.

In Siebenbürgen concurrirt als Milchthier der Büffel mit solchem Erfolg mit dem Hausrind, daß dieses augenscheinlich auf den Aussterbeetat gestellte ungeschlachte Thier sich neuerdings zunehmender Würdigung erfreut. Die Milch und Butter der Büffelkuh ist besonders im Burzenlande, doch auch unter den Sachsen der anderen siebenbürgischen Gaue berühmt. Die einstmalige Baron Bruckenthalsche Zucht in Hermannstadt hatte sogar weiße Büffel aufzuweisen, deren letzte Repräsentanten auf der Wiener Weltausstellung 1873 großes Staunen erregten.

Das plumpe, ungeschlachte Thier, über welches das ungarische Sprichwort sagt: „Der Büffel bläst gewaltig, wenn er auch nur seufzt!“ hat jedoch so viel gute Eigenschaften, daß seine neuerliche Würdigung in Ungarn durchaus gerechtfertigt erscheint.

Die ritterliche Nation legt sich mit Vorliebe das

*) Die Staatsgestütswirthschaften ragen in Betreff der Verbreitung besserer Rassen lobenswerth hervor. In Mezöhegyes befindet sich nebst einer Gulya von 300 Kühen ungarischer Rasse noch eine Heerde Kuhländer mit 100 Kühen, in Kisbér Algäuer; in Bábolna, Berner und Möllthaler.

Epitheton „lovon született“ (zu Pferde geboren) bei und doch ist nicht das Pferd, sondern das Schaf das eigentliche Hausthier des Magyaren. Weizenproduction, Schafhaltung und Holzarmuth charakterisiren in auffälliger Weise jene Landstriche, welche vom Gros der magyarischen Bevölkerung bewohnt sind. Die fortschreitende Cultur, der intensivere Betrieb und die damit verbundene Zerstückelung von Grund und Boden hat im ganzen westlichen Europa einen Rückgang der Schafhaltung zur Folge gehabt. Auch in Oesterreich-Ungarn machen sich diese Umstände geltend. Doch während in der österreichischen Reichshälfte der Schafstand von 1857—1870 um 4,8 pCt., von 1870—1880 um 23,47 pCt. abgenommen hat, zeigte Ungarn selbst von 1857—1870 noch eine Zunahme von 33,60 pCt. und bezieht sich die neuerliche Abnahme (38,6 pCt.) nur auf die Landrassen, namentlich das Zackelschaf, hervorgerufen durch den Umstand, daß die rumänischen Schäfer, welche früher ihr Vieh auf den siebenbürgischen Grenzgebirgen weideten und im Burzenlande überwinterten, sich mit ihren Heerden der Dobrutscha zugewandt haben, wo sie sehr billige Weiden pachten. Die edlen und veredelten Schafe (Merinomestizen) haben sogar eine Zunahme von 15 Millionen Stück erfahren (1870 4,503,419; 1880 6,033,764 Stück). Freilich wohl entfielen 1870 auf 1,000 Einwohner noch 1,053 Stück, während jetzt nur mehr 674 Stück entfallen.

Immerhin bildet die Schafzucht einen erheblichen Theil des ungarischen Volksvermögens. Die Elektoral-Negrettizucht hat hier Stammheerden, wie sie sonst nirgends in Europa gefunden werden und überbieten an Feinheit und Adel die heutigen ungarischen Electawollen die besten Schlesischen. Der Export an Wolle erreicht über 150,000 Meterzentner, der Werth derselben 32 Millionen Gulden.

Man würde jedoch irren, wenn man wähnte, daß der Schäfer hierzulande eine dichterische Figur sei, wie etwa der

unternehmeude Csikós (Rossehirt) oder selbst der „biderbe" Gulyás (Rinderhirt).

Dem Ungar gilt der Schäfer, der jahrein, jahraus lässigen Schrittes einhertrottet, tagsüber auf dem Bauch liegt und sich mit dem Rücken zudeckt, der nicht pflügt nocht säet, sondern nur erntet, als Prototyp der Faulheit. Nur ein Petöfi dürfte es wagen, ihn zu idealisiren.

Für die Aversion, welche man gegen die Schäfer hegt, mag wohl die traditionell exceptionelle Stellung derselben seit der Einführung und forcirten Verbreitung der Merinozucht ein erhebliches beigetragen haben. Namentlich wurde der „gelernte" deutsche Schäfer bald eine solch gesuchte Persönlichkeit, wie es etwa heute der englische „Trainer" ist.

Auch kamen zu Anfang des Jahrhunderts deutsche Schäfer mit eigenen Schafen nach Ungarn und pachteten, besonders im Weißenburger Comitat Schafweiden um sehr geringen Zins. Bei vortrefflichen Weiden und rationeller Gebahrung konnte es nicht fehlen, daß die Weißenburger Wolle sich bald großen Rufs erfreute und man die deutschen Schäfer und Pußtenmeister auch zu Vorstehern herrschaftlicher Schafbestände suchte und wenn nicht anders als Satz- und Mengschäfer aufnahm. Diese Schäfer kamen oft zu großem Reichthum, und mancher ungarische Edelmann hat später das „gewichtige" Schäfermädchen als Frau heimgeführt. Angesichts der bedeutenden Nachfrage nach Schäfern, deren „geheimes" Wissen, wenn es auch oft nur bloße Charlatanerie war, ungemein hoch gehalten wurde, thaten sich dieselben zu einer eigenartigen Gilde zusammen, die zu Stuhlweißenburg, Simontornya und Dombovár ihre Zusammenkünfte hielt. Es gab eine Zeit, wo der Grundbesitzer, wollte er nur auch einen Mittreiber acquiriren, genöthigt war, seinen Schafmeister zu diesem Behufe eigens nach Stuhlweißenburg zu entsenden.

Die größere Selbständigkeit und Wirkungssphäre der

Schafmeister, das ihnen bezüglich der Aufnahme ihrer Knechte eingeräumte Verfügungsrecht, trug natürlich nicht wenig dazu bei, sie zu einer ebenso gehaßten wie privilegirten Kaste des landwirthschaftlichen Dienstpersonales zu stempeln. Dem deutschen Schäfer ahmten die ungarischen bald nach und auch heute noch bildet das Schäferwesen gewissermaßen einen Staat im Staate und erfreut sich bei seinen Eigenthümlichkeiten und Privilegien, ebenso die ungetheilten Antipathie des Gesindes, wie der Wirthschaftsbeamten.

Ueber das ungarische Pferd verlautet schon seit den ältesten Zeiten emphatisches Lob. So erzählt Bertrandou de la Broquière, der Stallmeister des Herzogs von Burgund, 1433, daß man auf den Märkten zu Szegedin 3—4 tausend Stück Pferde zu sehr wohlfeilen Preisen (10 fl. das Stück!) kaufen könne. Während der Türkenherrschaft wurde der Landschlag leichtfüßiger Rosse durch die orientalischen Pferde türkischer Reiter nicht unerheblich verbessert. Es fanden türkische Pferde auch in Privatgestüten vielfach Eingang und die Zahl der wilden und halbwilden Gestüte war eine ganz erhebliche. Da kam denn naturgemäß der Csikós (Rossehirt) zu Ehren und er ist eine volksthümliche Figur geworden, wie etwa der flüchtige Beduine.

Csikós und Beduine sind geistig nahe verwandt. Wenn dieser Poet ist, so sproßt auch auf der Puszta die hehre Blume der tiefsinnigen Volkspoesie.

Der Araber hat drei hohe Zeiten: wenn seine Stute ein Fohlen gebiert, wenn ihm ein Sohn geboren wird, wenn ihn ein Dichter besucht; an des letzteren Stelle tritt beim Csikós der — Zigeuner.

Von der Anhänglichkeit des Arabers an sein Pferd erzählt man Wunderdinge, doch giebt ihm der Csikós auch in dieser Richtung nichts nach.

Um die Zucht des orientalischen Pferdes hat sich nament-

lich der siebenbürgische Adel hochverdient gemacht. Die Barone Bànffy (Válaszut, Bomzhida, Beresztelke), Wesselényi (Zsibò, Drág, Hadad), Grafen Bethlen (Bethlen, Radnóth) Grafen Haller (K. K. Pàl) 2c. haben sich in den Annalen ungarischer Pferdezucht ein dauerndes Andenken gesichert.

Der spanische Successionskrieg hatte leider zur Folge, daß man andalusische Hengste in die österreichische Erblande und bald auch nach Ungarn einführte und damit eine Zuchtrichtung inaugurirte, welche in der Folge der Landespferdezucht nur zum Schaden gereichte.

Im Lande, wo einst der berühmte Hippiater Max Fugger (1520—1597) eigene Gestüte hatte, war der Landschlag zwar klein von Statur, jedoch ebenso schnellfüßig wie ausdauernd. Durch Zuführung orientalischen Blutes wurde die Zucht entsprechend veredelt. Nun aber kamen in die früheren orientalischen Gestüte nicht nur Andalusier und Asturier, sondern ramsköpfige, schwanenhalsige Neapolitaner, geeignet für Schulzwecke, zum Redoppiren, Renvers- und Traversreiten, Courbettiren und Lancettiren, vor Staatskarossen in majestisch hoher Action bedächtig einher zu schreiten — nicht jedoch um den Gebrauchswerth einer Rasse wie die heimische irgendwie zu verbessern.

Eine neue Aera begann in dieser Hinsicht unter Kaiser Joseph II. Es genügt diesbezüglich auf seine Organisirung der Landgestüte (1780), auf die Errichtung des größten europäischen Gestütes zu Mezöhegyes (1785), der Errichtung der Filiale Bábolna (1789), auf die Einführung von Pferdezuchtprämien hinzudeuten.

Das Gestüt Mezöhegyes hatte anfänglich nur die Aufgabe, den ungarischen Landschlag zu verbessern, um mit der Zeit tauglichere Remonten acquiriren zu können. In Bábolna hielt man anfänglich orientalische, spanische, normanische und siebenbürgische Hengste für ungarische und moldauische Stuten.

Nachdem es 1816 zur selbstständigen Gestütsanstalt erhoben wurde, begann man nunmehr die Pflege des orientalischen Blutes, die freilich so manche Wandlungen durchlaufen mußte, bis der jetzige geniale Leiter der ungarischen Pferdezucht-angelegenheiten, Fr. v. Kozma, hier ausschließlich die Zucht arabischen Voll- und Halbblutes etablirte, um einerseits die in Europa immer mehr schwindende reine orientalische Rasse in ihrer Unverfälschtheit zu bewahren, andererseits für die Landes-pferdezucht Halbbluthenhengste zu liefern, welche mit dem orientalischen Stutenmateriale des Landes Kavallerie- und leichte Wagenpferde zu liefern haben.

Im großen Gestüte Mezöhegyes, das ein Areal von 27 900 k. Jochen umfaßt, wird in verschiedenen Richtungen gezüchtet. Man hat Halbblutstämme um kräftige schwere, doch agile Hengste für die westlichen Comitate zu liefern, theils um mit dem streng inzüchtlich fortgepflanzten schweren „Nonius-"Stamme starke Carossiers nnd Zugpferde zu ziehen, theils um mittelschwere Wirthschafts-, Artillerie- und Fuhr-wesenpferde zu erziehen (leichter Nonius-Stamm), ferner finden wir hier einen schwereren und leichteren englischen Halbbut-Stamm, den Gidran-Stamm der schwerern orientalischen Rasse zur Consolidirung eines mittleren Zug- und Reitschlages, den leichteren orientalischen Schagya-Stamm u. s. f.

Das berühmte Gestüt Kisbér wurde erst 1852 gegründet und ist ausschließlich der Pflege des englischen Voll- und Halb-blutes gewidmet.

Wer hat den Namen des berühmten Vaterthieres „Buccaneer" nicht gehört, das um nur 33 000 Gulden in England angekauft, Vater so vieler hervorragender Renner wurde, obgleich er selbst nie Sieger war.

Neben ihn machte sich bemerkbar „Ostreger," der 28 Mal startend 26 Mal Sieger blieb. „Virgilius," der Vater des „l'Avocat," „Bois Russel," um 80 000 Francs in

Frankreich erworben. Heute sind die Blicke der Sportkreise neben „Buccaneer" zumeist auf „Verneuil" gerichtet, der auf 100 000 fl. zu stehen kam. Neben ihnen wirken „Kisbéröccse," „Waisenknabe" (beide Buccaneer's Söhne) „Gunersbury," „Bois Roussel," „Kalandor," „Albrock," „Ruperra," „Craig Millar."

Das „Ritterdörfel", aus 16 Häusern stestehend, in welchem je 2 Stuten mit ihren Fohlen untergebracht sind, bietet dem Beschauer ein höchst anregendes Bild. Dabei hat das Land eine Reihe hervorragender Privatgestüte aufzuweisen, und zählen die englischen Vollblutpferde ungarischer Sportmans derzeit zu den besten des Turfes. Es genügt an Kisbér und Kincsem zu erinnern, deren Triumphe einzig in ihrer Art sind.

Wie so viele andere Schöpfungen zählt auch die Einführung der Wettrennen in Ungarn zu den Erfolgen des großen Széchényi, der selbst nicht nur Sportsman, sondern auch Züchter war, dem die Hippologie als die schrankenloseste Wissenschaft galt. Es ist irrig, wenn man behauptet, Graf Stephan Széchényi habe für die Einbürgerung der Wettrennen nur aus politisch-socialen Gründen so eifrig agitirt. Wenn wir auch zugeben wollen, daß Széchényi die politisch-nationale und sociale Bedeutung derartiger Versammlungen, wie sie die alljährig wiederkehrenden Wettrennen mit sich brachten, mit in den Calcul einbezogen hat, so glauben wir getrost die Ansicht aussprechen zu dürfen, daß bei seiner diesbezüglichen Initiative in erster Reihe die Wichtigkeit der Rennen als Impuls für die Vollblutzucht und mittelbar des Emporblühens der Landespferdezucht maßgebend war. Wie ereiferte er sich doch gegen diejenigen, welche „aus der Mitte vollständiger Ignoranz im Professortone" gegen die Einführung der Wettrennen und ihre Bedeutung für die Pferdezucht zu Felde zogen.

Das erste ungarische Wettrennen wurde in Uermény abgehalten, dem Felde der Thätigkeit des in den Sportsannalen unvergeßlichen Grafen Joseph Uermény.

Széchényi, der die Macht der Presse zu würdigen verstand, trat schon 1828 mit seinem Werk über Pferde („A lovakról“) vor die Oeffentlichkeit, in welchem er seine Ansichten und Ideen über ungarisches Pferdewesen darlegte und für dessen Hebung u. A. einen ständigen Rennplatz, ein Train-Institut, einen Pferdezucht-Verein, Landespferdemarkt, Einführung des Sprunggeldes beantragte.

Fünfzig Jahre sind seitdem verflossen und alle Wünsche Széchényi's sind nicht nur erfüllt, sondern übertroffen. Die Pferdezuchtangelegenheit hat, wie er und Wesselényi es wünschten, aufgehört eine bloße Passion großer Herren zu sein, sie ist zum Gemeingut geworden. Nicht nur auf dem Turf zählen Pferde ungarischer Großen zu den ersten Siegern, sondern auch die bäuerlichen Zuchten haben sich bereits so gehoben, daß die Rekrutirung von Militärpferden keiner Schwierigkeit unterliegt und ein steigernder Export in's Ausland möglich wird.

In Ungarn stehen über 11.5 Millionen Hektare unter dem Pfluge. Doch ließ die Grundbedingung zur Erzielung hoher und anhaltender Ernteerträge die Bodenbearbeitung bis in die neueste Zeit so Manches zu wünschen übrig. Man ist geneigt die Pflugform als Criterium des landwirthschaftlichen Fortschrittes zu betrachten und thut daran nicht wohl; denn oft finden wir gerade in den höchstkultivirten Gegenden Pflugformen, welche den Pflügen asiatischer Völkerschaften und den der egyptischen Fellah's um nichts voraus sind. Auch in Ungarn finden wir den hölzernen Pflug nicht nur bei den armen Rumänen, sondern zumeist bei den Sachsen Siebenbürgens. Die Zahl der gewöhnlichen Pflüge beträgt über eine Million und zählt etwa die Hälfte davon zu den Holzpflügen. In den westlichen Grenzkomitaten freilich findet man bis 100 % Eisenpflüge. Daneben hatten sich in größeren Herrschaften namentlich auf den erzherzoglichen Domainen U.-Altenburg und Béllye bereits auch der Dampfpflug einge-

bürgert, mit dem man schon Anfangs der sechziger Jahre Versuche anstellte. Jene ebenen, in guter Cultur stehenden großen Flächen, wie sie die Praedien der Großgrundbesitzer aufweisen, erscheinen für die Dampfpflugcultur wie geschaffen, deren rascher Verbreitung nur der Capitalsmangel im Wege steht.

So wie in Ungarn der Säepflug Locatellis schon um 1662 versucht wurde, finden wir hier auch das „Dibbeln" des Getreides schon zu Anfang des Jahrhunderts praktisch durchgeführt. Die allgemeinere Aufnahme der Drillsaat datirt jedoch erst seit den fünfziger Jahren. Die Vortheile derselben sind von dem Bauer so rasch erkannt worden, daß man Comitate findet, wo der kleinste Bauersmann seine Drillsäemaschine hat, die breitwürfige Saat des Weizens zu den Ausnahmen zählt. Anfänglich waren es die Garret'schen Löffelsäemaschinen, welche allgemein verbreitet waren, nunmehr sind es jene mit Säerädern wie Kühne's „Hungaria Drill", welche sich größerer Beliebtheit erfreuen. Die Nothwendigkeit, die Ernte rasch zu bewerkstelligen, hat schon in verhältnißmäßig früher Zeit zu Versuchen der Construction von Gras- und Getreidemähern geführt, die jedoch erst mit der Einführung der Obed Hussey'schen 1852 und der Mac Cormick'schen 1860 in das Stadium praktischer Verwendung kam. Nunmehr haben die Amerikaner mit ihren leichter gebauten, wenn auch weniger soliden Constructionen über die Engländer gesiegt und stehen bereits etwa 3000 Mähmaschinen in Verwendung. Noch rascher haben sich die Dreschmaschinen hierzulande eingebürgert und ist es bezeichnend, daß sich vielfach auch die Bauern (z. B. im Wieselburger Comitat) zusammenthun, um gemeinsam eine Dampfdreschmaschine zu erwerben und auszunutzen. Auch giebt es eine Anzahl Unternehmer, welche mit Dampfdreschmaschinen auf Antheil dreschen.

Die landwirthschaftliche Production Ungarns ist jedoch

leider eine sehr einseitige geblieben. Man hat sich, verlockt durch günstige Conjuncturen, zu sehr auf den Getreidebau geworfen, dabei andere Culturen vernachlässigt, Wiesen und Weiden aufgebrochen und dem Futterbau zum Nachtheile der Viehzucht zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Doch ist man zum Glück bereits zur Einsicht gelangt, daß andere Bahnen eingeschlagen werden müssen und Regierung sowie Vereine sind energisch thätig, jene gedeihlicheren Richtungen anzubahnen.

Dem Weizenbau sind circa 2.4 Millionen Hectare, also 27.5 pCt. des Ackerareals gewidmet, während in Oesterreich nur etwa 8 pCt. mit Weizen bebaut werden. Der Durchschnittsertrag freilich entspricht nicht größeren Erwartungen, weil eben nach sehr ergiebigen Jahrgängen auch manch magere Jahre folgen. Der Ertrag beträgt 16—38 Millionen Hectoliter. Die Qualität des ungarischen Weizens, seine „stahlige" Beschaffenheit, seine Eignung für Herstellung der feinsten Mehle und besten Strudelteige ist so bekannt, daß ein bloßer Hinweis darauf genügt.

Nicht verschweigen dürfen wir jedoch jene großartige Mühlenindustrie, welche darauf basirt ist. Die erste Walzmühle hat man in Budapest 1839 errichtet. Zu Anfang der constitutionellen Aera wurden in Ungarn insgesammt 3 Millionen Meter-Zentner Mehl producirt, bis 1878 stieg das Quantum auf 12 Millionen Meter-Zentner. In Budapest, wo 12 große mit den modernsten technischen Einrichtungen versehene Mühlenetablissements bestehen, betrug die Mehlproduction

1868	1,400,000	Meter-Zentner
1870	2,985,000	"
1875	3,120,000	"
1879	4,400,000	"

Im Uebrigen bestehen in Ungarn 492 Dampfmühlen, 6361 Pferdekraftmühlen, 854 Windmühlen, 17,249 Wasser-

mühlen. Der durchschnittliche Export von Mehl und Mühlenproducten beträgt 15 Millionen Meter-Zentner im Werthe von circa 70 Millionen Gulden und ist zu constatiren, daß die Mehlausfuhr in constanter Zunahme, die Weizenausfuhr jedoch in Abnahme begriffen ist, zum Zeichen der großen Lebensfähigkeit der ungarischen Mühlenindustrie, welche für die feinsten Mehle ihren Absatz vornämlich in England, für mittlere Qualitäten in Deutschland hat, außerdem Absatz in Brasilien, Hongkong, Bombay und Egypten findet.

Nach dem Weizen nimmt der Mais die hervorragendste Stelle unter den Cerealien ein, dem jährlich 1.8 Millionen Hectare, etwa 21 pCt. der Ackerfläche gewidmet sind, während in den österreichischen Erbländern nur 3 pCt. mit Mais bestellt werden. In dem Marosthale Siebenbürgens und überhaupt unter den Rumänen ist der Mais die Hauptbrotfrucht. Er baut ihn auf dem Inundationsterrain der Flüsse jahraus, jahrein ohne jegliche Düngung und liefert ihm der Mais seinen Hauptlebensunterhalt, als Malaj (Maisbrot) und Mamaliga (Maisbrei). Der Mais ist übrigens die sicherste Brotfrucht Ungarns mit einem durchschnittlichen Ertrag von 18 Millionen Hectoliter, welcher jedoch auch auf 28 Millionen (1875) steigt. Außer zur menschlichen Nahrung dient er als Mastfutter der Schweine, welche sich damit zu dem höchst respectablen Gewicht der sogenannten „Berliner“ (die ihren Absatz zumeist in der Hauptstadt des deutschen Reiches finden) heranmästen. In Steinbruch, wo die Großmastung in einem sehr zweckmäßig eingerichteten Lokale betrieben wird, erzielt man beispielsweise nach 77tägiger Mast 2jähriger Thiere durchschnittlich ein Nettogewicht der Thiere von 165 Kilogramm, bei 3jährigen nach 198tägiger Mast ein solches von 260 Kilogramm.

Außerdem spielt der Mais auch bei der ungarischen Spiritusfabrikation eine hervorragende Rolle, dessen Produktion 1880 14 Millionen hl 100gradigen Alkohol betrug. Der Hauptsitz

dieser Industrie befindet sich in Arad, wo 4 größere und 2 kleinere Etablissements in fortwährender Thätigkeit stehen und 1876 133,724 Hectoliter Alkohol producirten.

Uebrigens zählte man 1880 699 Spiritusfabriken, welche dem Pauschalirungssystem unterliegen; mit den landwirthschaftlichen Branntweinbrennereien beläuft sich die Zahl der gesammten Etablissements auf über 90,000.

Der Export von Spiritus geht zumeist nach Italien und betrug in fünfjährigem Durchschnitt nahezu 100 000 Meter-Zentner im Werth von 3 Millionen Gulden.

Was die Roggenproduktion anbelangt, so ist sie nur in den westlichen Comitaten wie Zala, und auf dem sich zwischen der Donau und Theiß erstreckenden Sandrücken und in der Zips bedeutender. Im Alföld kennt der gemeine Mann den Roggen kaum als Zwiefrucht, denn selbst der Knecht ißt nur Weizenbrod. Die dem Roggenbau gewidmete Fläche beträgt demnach nur 1.2 Millionen Hectare, 14 pCt. gegenüber den 21 pCt. der westlichen Reichshälfte und ist der Ertrag durchschnittlich nur etwa 11 Millionen Hectoliter.

Die Gerste wird in der Qualität als Braugut, zumeist nur in den oberungarischen Comitaten cultivirt, doch nimmt Dank der eifrigen Bemühungen des Ackerbauministeriums bessere zweizeilige Sorten einzuführen, diese Cultur, der etwa 900,000 Hectare eingeräumt sind, bei einem durchschnittlichen Ertrag von 10 Millionen Hectoliter einen bemerkenswerthen Aufschwung. Gleichzeitig nimmt damit auch der Bierconsum zu, der freilich zum Theil aus der Production der jenseitigen Reichshälfte gedeckt wird. Von den 2352 Bierbrauereien der Monarchie entfallen auf Ungarn nur 194 und beträgt die Production nur 0,5 Millionen Hectoliter mit einem Consum von 131,000 Meter-Zentner Gerste und 996 Meter-Zentner Hopfen.

Solche Hopfenplantangen, wie sie die Umgebung etwa

von Saaz aufweist, kennt man in Ungarn wohl nicht und sind überhaupt nur bescheidene Anfänge einer rationelleren Hopfenkultur, z. B. Bellye angebahnt worden. Doch wächst speciell in Siebenbürgen ein vortrefflicher Hopfen, der mit der besten ausländischen Waare concurriren kann.

Es ist nicht lange her, daß die Cultur der Oelgewächse, namentlich Raps und Rübsen in Ungarn eine sehr ausgedehnte war und besonders das sogenannte Banat „Rapskönige" aufwies, welche Tausende von Zentnern auf den Markt brachten. Dabei trug Ungarn durch seine Oelschlägereien ein Erhebliches zur „Erleuchtung" Europa's bei. Dieser Productions- und Industriezweig hat jedoch durch die rasche Verbreitung des Petroleums selbst in den entlegensten Hütten, eine starke Einbuße erlitten. Heute werden nur etwa 80,000 Hectare mit Raps und Rübsen bestellt, die gegen 700,000 Hectoliter Ertrag abwerfen. Großer Beliebtheit als Speisezuthat erfreut sich der Mohn, namentlich bei den Palóczen in der Mátra.

Während die Mohncultur sich zunehmenden Interesses erfreut, selbst in die Großcultur aufgenommen wird, ist die Hauptgetreidefrucht der alten Magyaren in auffälliger Dekadenz begriffen. Im Lande, von welchem Peter Ranzan sagt, daß es jede Getreideart trüge, war die Auländereien und fruchtbare Niederungen liebende Hirse einst Hauptbrotfrucht. Mit Recht konnte demnach der Dichter Arany im Epos „Toldy" singen:

Durch Kumaniens Hirsefelder
Führt er seine reis'gen Schaaren

und noch zu Anfang des Jahrhunderts hat der würdige Statistiker Schwartner bemerkt, daß sich der ungarische Bauer vorwiegend von Hirse nähre. Doch heute hat sich ihre Cultur nur in Ungarn im engeren Sinne, und zwar in absteigender

Reihenfolge in den Comitaten Bács, Szabolcs, Jazygien, Groß-Kumanien, Torontál, Békés, Csongrád erhalten und beträgt die Gesammtproduction nur 90—100 000 hl trotz des sprichwörtlich reichen Ertrages der Hirse, daher es heißt: „fizet mint a köles“ (trägt reichlich wie die Hirse). Wenn zu Dio Cassius Zeiten in Pannonien die Hirse Volksnahrung war, Priskus auf seiner Gesandschaftsreise zu Attila mit Hirsebrei regalirt wurde, setzt man jetzt die Hirse eben nur einem solchen Gast vor, den man vor der Thüre haben wollte, daher der Volksmund auch vom „Kitoló kása“ (Austreibebrei) spricht.

So wie man in Ungarn die verschiedensten Oelgewächse bis auf Erdmandel, Erdnuß und Sesam zu cultiviren versucht hat, so beschränkte man sich hier auch nicht blos auf die Cultur von Lein und Hanf, sondern auch Baumwolle und Ramié bildeten und bilden Gegenstand wiederholter Versuche, wobei man freilich das wahre Gute leider oft nur zu wenig würdigt. In den thaureichen Thälern Oberungarns, namentlich in der Zips, gedeiht der Lein so vortrefflich, wie der Hanf im eigentlichen Alföld. Doch bildet leider englisches Leinöl, mährisches Leinen, ebenso Importartitel, wie englische Hanfwaaren, zu welchen Ungarn das Rohmaterial liefert. Der Leinbau liefert nur gegen 40 000 Meter-Zentner Bastfaser und 80 000 Meter-Zentner Leinsamen, während in Oesterreich gegen 800 000 Meter-Zentner Bastfaser und 95 Meter-Zentner Leinsamen producirt werden.

Die Production von Hanffaser beträgt gegen 450 000 Meter-Zentner, des Hanfsamens 790 000 Meter-Zentner. Trotzdem sich das Product mit den besten italienischen Hanfen messen kann, ist der Export noch leider gering und leidet die Waare durch mangelhafte Aufarbeitung. Die Versuche mit der Narbutt-schen Aufarbeitung ohne vorheriges Röstverfahren haben den Erwartungen nicht entsprochen. Die Lefebure’sche Röstmethode erwies sich als zu kostspielig und so hat man mit Recht zur

Verbesserung des gewöhnlichen Röstverfahrens gegriffen, und kürzlich erst bei Apatin Musterröstbassins geschaffen, welche möglicherweise Ausgangspunkt zu einer rationellere Behandlung des Hanfes werden dürften, wie andererseits die in der Zips errichtete Leinbauschule, die kürzlich in Käsmark durchgeführte Leinenausstellung ein Zeichen der Erkenntniß und Strebens auf dem Gebiete der Leinenindustrie sind, welche für Oberungarn von eminenter Bedeutung werden dürfte.

Der Tabak hat auch in Ungarn seine Schicksale gehabt, wie anderwärts in Europa, doch war sein Consum bereits unbehindert, als man in Deutschland nach von der Kanzel dagegen wetterte und polizeilich dagegen auftrat. Bald wurde man auch der großen Vortheile seiner Besteuerung inne und versuchte die österreichische Regierung bereits seit dem vorigen Jahrhundert zu wiederholten Malen die Einführung des Monopols, bis ihr das endlich nach der Unterdrückung des Freiheitskampfes gelang. Anfänglich hegte man gegen das Institut die höchste Aversion; starke Raucher legten die Pfeife bei Seite, nachdem sie das göttliche Kraut nicht mehr unacciset genießen durften. Man gefiel sich in Gefällsübertretungen und zahlte die Chikanen des Aufsichtspersonals reichlich heim. Allmählig jedoch siegte die Gewohnheit und nur ab und zu machte sich ein Schwärmer bemerkbar, der für die Auflassung des Monopols plaidirte, ohne für den dadurch hervorgerufenen Ausfall der Staatseinnahmen aus dem Monopol einen Ersatz namhaft machen zu können.

Von den Knollen- und Wurzelgewächsen läßt sich weniger erfreuliches berichten. Die Kartoffel gedeiht wohl in den Gebirgen Ober-Ungarns in Szepes, Sáros, Máramaros bis zu Höhen von 3700 Fuß, spielt daselbst als Volksnahrung und Rohmaterial der Branntweinbrennerei eine größere Rolle, ist jedoch im eigentlichen ungarischen Tiefland verhältnißmäßig wenig cultivirt und auch bei weitem nicht jene Massen-

producentin, als welche man sie in Deutschland kennt. Die Durchschnittsproduction ist nur gegen 17 Millionen hl, während sie in den österreichischen Provinzen 91 Millionen hl beträgt. Aehnliches gilt von der Zuckerrüben-Cultur, welche sich nur jenseits der Donau, besonders im Oedenburger Comitat, derart einbürgern konnte, daß sie zu wirthschaftlicher Bedeutung gelangt ist. Gegenüber den österreichischen Erbländern, wo 26—28 Millionen Meter-Zentner Zuckenrüben und 10 Millionen Futterrunkeln producirt werden, können wir die in Ungarn producirte gesammte Rübenmenge nur auf 6—19 Millionen Meter-Zentner beziffern und wurden 1879/80 in den 17 im Gang befindlichen Rübenzuckerfabriken nur 1,8 Millionen Zentner Rüben aufgearbeitet. Auch die Rübenspiritus-Erzeugung wird nur in zwei Fabriken betrieben und ist auch die Verarbeitung der Melasse auf Spiritus nicht belangreich. Und doch steht diesen Industrien scheinbar kaum etwas im Wege, als Mangel an Kapital und Unternehmungsgeist, um der österreichischen Concurrenz zu begegnen.

Wenn im Brod und Wein Kraft und Stärke des Menschen liegt, wie die Iliade behauptet, da mag sich der Ungar mit Recht der Stärke rühmen.

Als die Ungarn vom Lande Besitz ergriffen, da blühte in Pannonien bereits die Reben-Cultur, als deren Noah man Kaiser Marcus Aurelius Probus zu bezeichnen pflegt, dem Syrmiens Weinberge um 276 ihr Entstehen verdanken. Es konnten demnach die Magyaren nach der Eroberung Ungarns in ihrer Herzensfreude leicht ein Trinkgelage abhalten, wie der anonyme Notar König Béla's erzählt. Einen besonderen Aufschwung nahm der ungarische Weinbau unter den Königen aus dem Hause Anjou. Der Absatz nahm zu und die Qualität wurde durch den Import italienischer Reben gefördert. So ließ Ludwig der Große gelegentlich seiner Heereszüge nach Neapel Reben aus Formianum bringen, die in der Umgebung von Tokay verpflanzt, Ahnen des „Furmint", der eigentlichen

Tokayer Trockenbeertraube wurden. Auch in die Szilágyság und Érmellék kamen damals die „bacca d'oro“, welche heute den vortrefflichen „Bakator“ liefern. Der Tokayer Wein soll zwar schon von Pius IV. auf den Concil zu Trient 1562 gewürdigt worden sein und legt man ihm das Wort in den Mund: „Summum pontificem talia vina decent“, doch gelangte derselbe erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu Weltruf und mit ihm kam das stolze Wort: „Nullum vinum nisi Hungaricum“ in Schwang.

Den Höhepunkt ihrer Nachfrage erreichten die Tokayer Weine in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Mit der Theilung Polens begann der allmählige Verfall der Nachfrage.

Die französischen Weine traten mit den ungarischen in siegreiche Concurrenz und erst in der neuesten Zeit, wo man die Heilwirkung des „flüssigen Goldes“ wieder zu würdigen beginnt, kommt der Tokayer zu neuen Ehren, wie denn auch ungarische Rothweine unter französischer Vignette den durch die Phylloxera hervorgerufenen Ausfall an Bordeaux's decken müssen.

Die Ausdehnung der Weinberge in den Ländern der Sanct Stephanskrone beträgt 425 314 ha, hat binnen 20 Jahren um 10 % zugenommen. Die Weinberge vertheilen sich auf 5 845 Gemeinden und 912 633 Besitzern, so daß auf den Besitzer 0,46 ha Fläche entfallen.

Die edelsten Weine Ungarns gedeihen im Hügellande und den Inselgebirgen. Am linken Ufer der Donau auf dem Löß zwischen den kleinen Karpathen und der Eipel, den ausgedehnten Hügeln zwischen Eipel und Hernad, im Bükk-, Mátra- und Cserhátgebirge. Jenseits der Donau auf den in das Eisen- und Oedenburger Comitat sich erstreckenden Ausläufern der norischen Alpen, den Rosalia- und Laythagebirge, dann an den Trachit- und Kalksteinzügen von Siklos über Fünfkirchen zum Plattensee, des Bakony- und des Vértes-Pilisgebirges. In

Siebenbürgen im Binnenland und den vom ungarisch-siebenbürgischen Grenzgebirge auslaufenden Hügeln.

Ueber die siebenbürgischen Weine hat wohl schon der italienische Gesandte an König Mathias Hof bemerkt: „Est Transilvanae ferax omnis generis frugum, vini laudissimi", doch sind die siebenbürgischen Weine besonders jene der Kockelthäler so recht erst seit der Wiener Weltausstellung zu weiterem Rufe gelangt und ist seitdem dieser Landestheil eifrig bemüht, durch Cultur besserer Reben und einer rationellen Kellerwirthschaft das Renommé der siebenbürgischen Weißweine zu fördern. Dem Streben im Betreff der Hebung der Weincultur greift das Ministerium thatkräftig unter die Arme. Weinbauschulen werden in den besseren Weinbaugegenden creirt, Wanderlehrer entsendet, in Budapest hat man einen Central-Musterkeller etablirt und fungirt ein Abgeordneter mit großem Erfolg als Weinbaucommissär.

Freilich thut hier energisches Zusammenwirken um so mehr Noth, da die Phylloxera auch in Ungarn aufgetreten ist und eine ständige Gefahr für den Weinbau in sich birgt, seitdem ihr Existenz 1874 in Pancsova constatirt wurde. Immerhin beträgt die Weinproduction Ungarns noch 22 Millionen hl und wurden im siebenjährigen Durchschnitt 745 000 Meter-Zentner Wein im Werthe von 12,5 Millionen Gulden exportirt.

Wer Ungarn näher kennen gelernt hat, ersieht, welch günstiger Boden für die mannigfaltigsten Culturen daselbst vorhanden ist und wird wohl den Ausspruch selbst der mittelalterlichen Autoren nicht für übertrieben halten. Das Land ist eine „terra benedictissima" nur bedarf dasselbe der Mitwirkung der beiden Factoren: Arbeit und Kapital, um es jener Stufe rasch zuzuführen, welche andere Länder nur nach Jahrhunderte währendem Ringen allmählig erklommen haben.

Druck:
W. Moeser Hofbuchdruckerei,
Berlin.